

Eugenio Coseriu

Die Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert  
Theorien und Methoden

Vorlesung SS 1984 und SS 1986

Nachschrift,  
bearbeitet von Peter Fink und Heinrich Weber

Vervielfältigung zum internen Gebrauch  
Tübingen 1995

(neu formatiert im Mai 2023)

### **Vorbemerkung**

Die vorliegende Nachschrift basiert auf meinen damaligen Mitschriften, vor allem aber auf Nachschriften der Bandaufnahmen, die für das Sommersemester 1984 von Frau Adelheid Ott und für den zweiten Teil des Sommersemesters 1986 von einer wiss. Hilfskraft vorgenommen wurden. Die jetzige Redaktion des Textes haben Herr Peter Fink und ich durchgeführt.

Das Literaturverzeichnis befindet sich noch in einem sehr provisorischen Zustand, da im Rahmen der zur Verfügung stehenden Zeit nur ein Teil der in der Vorlesung genannten Autoren bibliographisch erfaßt und die Titel nicht im einzelnen überprüft werden konnten. Das Verzeichnis wurde nur unter dem Gesichtspunkt aufgenommen, daß es trotzdem besser ist als gar keines.

Die perfekt wirkende Wiedergabe auf einem Laser-Drucker darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß der vorliegende Text nicht zur Veröffentlichung bestimmt ist, sondern nur dazu dient, den Inhalt der Vorlesung für interne Zwecke, z.B. für mein Hauptseminar zum europäischen Strukturalismus in diesem Semester, zugänglich zu machen. Ich bitte die Leser, über Fehler und Unzulänglichkeiten mit Wohlwollen hinwegzusehen.

22. Januar 1995

H.W.

## Inhaltsverzeichnis

1.	Einführung	1
1.1.	Literaturhinweise	1
1.2.	Fragestellung und Zielsetzung der Vorlesung	4
1.3.	Neuheit und Vielfalt der modernen Linguistik	4
1.4.	Die Frage nach dem einheitlichen Sinn der modernen Linguistik	6
1.5.	Aufeinanderfolge und Entwicklung der neuen Strömungen	6
1.6.	Politische Einflüsse	9
1.7.	Das Fortleben der traditionellen Linguistik des 19. Jh.	10
2.	Die historischen Voraussetzungen der modernen Linguistik	12
2.1.	Wie konstituiert sich Linguistik als Wissenschaft?	12
2.2.	Zusammenhänge der modernen Linguistik mit der Tradition	13
2.2.1.	Das Zeichen: Bezeichnendes und Bezeichnetes	13
2.2.2.	Die Arbitrarität des Zeichens	17
2.2.3.	Objektsprache und Metasprache	19
2.2.4.	Langue und parole	21
2.2.5.	Synchronie und Diachronie	25
2.2.6.	Übereinstimmungen in den Einzelheiten	27
2.3.	Zusammenhänge der Linguistik des 19. Jh. mit älteren Traditionen	28
2.3.1.	Sprachgeschichtliche Grundbegriffe in der Renaissance	28
2.3.2.	Übereinstimmungen in den Details	30
2.4.	Der Sinn der Übereinstimmungen	31
2.4.1.	Verschiedene Haltungen gegenüber der Sprache	31
2.4.2.	Antike und Mittelalter: Sprachtheorie und Sprachbeschreibung	32
2.4.3.	Renaissance und 17. Jh.: Sprachgeschichte und -vergleich	33
2.4.4.	Das 18. Jahrhundert: Sprachtheorie und Sprachbeschreibung	35
2.4.5.	Das 19. Jahrhundert: Sprachgeschichte und Sprachvergleich	36
2.4.6.	Das 20. Jahrhundert: Sprachtheorie und Sprachbeschreibung	38

2.4.7.	Das allgemeine Schema der Entwicklung	38
2.5.	Der unmittelbare Kontext der neueren Linguistik	39
2.5.1.	Der philosophische Kontext	39
2.5.2.	Positivistische und antipositivistische Ideologie	41
3.	Die Prinzipien des Positivismus im allgemeinen	43
3.1.	Das Prinzip des Individuums oder des Einzelfaktums	43
3.2.	Das Prinzip der Substanz	45
3.3.	Das Prinzip der Evolution	45
3.4.	Das Prinzip des Naturalismus	47
3.4.1.	Betrachtung der Kulturgegenstände als Naturgegenstände	47
3.4.2.	Wissenschaftlicher Naturalismus: Allgemeines	49
3.4.3.	Wissenschaftlicher Naturalismus: Die Kausalerklärung	49
3.4.4.	Wissenschaftlicher Naturalismus: Die Feststellung von Gesetzen	51
3.4.5.	Wissenschaftlicher Naturalismus: Die Voraussage von Fakten	51
3.5.	Abschließende Bemerkungen	52
4.	Die positivistischen Prinzipien in der Sprachwissenschaft	54
4.0.	Überblick	54
4.1.	Das Prinzip des Einzelfaktums	55
4.1.1.	Atomismus in der experimentellen Phonetik	55
4.1.2.	Atomismus in der Grammatik	56
4.1.3.	Atomismus in der Lexikologie	58
4.1.4.	Empirisches Studium vor der Theorie	61
4.2.	Das Prinzip der Substanz	61
4.3.	Das Prinzip des Evolutionismus	64
4.4.	Das Prinzip des Naturalismus	67
4.4.1.	Sprachen als Naturorganismen	67
4.4.2.	Die kausale Fragestellung beim Sprachwandel	68
4.4.3.	Das "Lautgesetz" als Erklärungsinstrument	70
4.4.4.	Die Möglichkeit der Vorhersage	71

5.	Die antipositivistischen Prinzipien im allgemeinen	73
5.0.	Einführung	73
5.1.	Das Prinzip des Antiatomismus	73
5.1.1.	Die Universalität des Einzelfaktums	74
5.1.2.	Das Einzelfaktum im System und im Kontext	79
5.1.3.	Die Bedeutung der Theorie für das empirische Studium	80
5.1.4.	Der Primat der Struktur	83
5.2.	Das Prinzip der Form oder Funktion	84
5.2.1.	Die funktionelle Variante des Prinzips	84
5.2.2.	Die formale Variante des Prinzips	86
5.2.3.	Die Verbindung der funktionellen und der formalen Fragestellung	89
5.3.	Das Prinzip der statischen Wesenheit	90
5.4.	Prinzip der Unterscheidung von Natur- und Kulturgegenständen	94
5.4.1.	Wissenschaftlichkeit in den Natur- und Kulturwissenschaften	94
5.4.2.	Natur vs. Kultur: Notwendigkeit vs. Freiheit	96
5.4.3.	Intuitives Wissen statt Hypothesen	98
5.4.4.	Finalität statt Kausalität	99
5.4.5.	Techniken statt Gesetze	101
5.4.6.	Problem der Voraussagen. Normen und Gesetze	102
6.	Die antipositivistischen Prinzipien in der Sprachwissenschaft	106
6.1.	Allgemeines	106
6.1.1.	Inkohärenz bezüglich des vierten Prinzips	106
6.1.2.	Positivistische Grundhaltung in der Linguistik	106
6.1.3.	Antipositivistische Einflüsse	109
6.1.4.	Die Hauptströmungen der neueren Linguistik	111
6.2.	Antiatomismus als Universalität des Einzelfaktums	114
6.2.1.	Allgemeines	114
6.2.2.	Sprachliche Einheiten und ihre Realisierungsvarianten	115

6.2.3.	Die Rückführung der Fakten auf Prinzipien	118
6.2.4.	Der Primat der Theorie und Methode	120
6.3.	Antiatomismus als Prinzip der Relationalität	126
6.3.1.	Allgemeines	126
6.3.2.	Sprachgeographie und Onomasiologie	127
6.3.3.	Die soziologische Linguistik	128
6.3.4.	Der sprachwissenschaftliche Idealismus	132
6.3.5.	Der Neohumboldtianismus	136
6.3.6.	Der Strukturalismus	137
6.3.7.	Die Transformationsgrammatik	141
6.3.8.	Typen von Relationen	143
6.4.	Das Funktionsprinzip als Gegenposition zum Substanzprinzip	144
6.4.1.	Das Funktionsprinzip in der Phonologie	144
6.4.2.	Das Funktionsprinzip in Lexikologie und Grammatik	146
6.4.3.	Notwendige funktionelle Unterscheidungen	148
6.4.4.	Der Funktionsbegriff im Neohumboldtianismus	149
6.4.5.	Die Betrachtung von Textfunktionen	151
6.4.6.	Weitere Anwendungen des Funktionsprinzips	153
6.5.	Das Formprinzip als Gegenposition zum Substanzprinzip	154
6.6.	Das Prinzip der statischen Wesenheit	155
6.6.1.	Der Primat der Beschreibung	155
6.6.2.	Die Erklärung der Entwicklung aus dem Sprachzustand	156
6.6.3.	Sprachgeographie und Sprachgeschichte	158
6.6.4.	Weitere Anwendungen des Prinzips	160
6.7.	Prinzip der Unterscheidung von Natur- und Kulturwissenschaft	162
7.	Einheit und Verschiedenheit in der Linguistik des 20. Jh.	165
	Literaturverzeichnis	169

## 1. Einführung

### 1.1. Literaturhinweise

[7.5.84] Es ist nicht meine Absicht, hier eine Geschichte der Sprachwissenschaft im 20. Jh. zu geben. Es geht mir vielmehr darum, eine Bestimmung des Sinns und des historischen und epistemologischen Standortes dieser Sprachwissenschaft, also der Sprachwissenschaft des 20. Jhs., zu versuchen.

Zu diesem Thema gibt es eigentlich keine ausführliche Bibliographie, d.h. kein Werk, das genau das behandelt, was wir vorhaben. Man findet einiges fast in jeder Einführung in die Linguistik. Allerdings sind die Einführungen in die Linguistik fast immer von einem bestimmten Gesichtspunkt aus gemacht, so daß sie andere Aspekte der Linguistik in unserem Jahrhundert beiseite lassen. Was die Darstellung der Fakten selbst und der historischen Entwicklung betrifft, findet man sehr viel zu unserem Thema in den Geschichten der Sprachwissenschaft. Aber auch diesen geht es vor allem um bestimmte Gesichtspunkte und um die Darstellung der Methoden und der Ergebnisse der Linguistik im 20. Jh., nicht so sehr um den einheitlichen Sinn dieser Linguistik.

Drei Werke, die zwar historisch ausgerichtet sind, jedoch auch eine Interpretation der modernen Linguistik versuchen, sind hier hervorzuheben:

Silvio Elia: *Orientacoes da Lingüística Moderna* (etwa: "Richtungen der modernen Linguistik"), 2. A. Rio de Janeiro 1978.

Das Werk ist schon in den fünfziger Jahren erschienen, ist aber, als Werk eines brasilianischen Linguisten, sonst in Europa nicht bekannt. Das zweite Werk ist das eines schwedischen Linguisten. Es erschien zuerst auf schwedisch, wurde aber in verschiedene Sprachen übersetzt, auch ins Deutsche :

Bertil Malmberg: *Nya Vägar inom Språkforskningen* ("Neue Wege in der Sprachforschung"), Stockholm 1959.

Das dritte Werk, das wiederum einigermaßen dem entspricht, was wir hier vorhaben, ist folgendes:

Gerhard Helbig, *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. Unter dem besonderen Aspekt der Grammatiktheorie*, Leipzig 1971 (2. Auflage München 1973: Hueber).

Das Werk von Silvio Elia berücksichtigt vor allem die theoretisch-philosophischen Grundlagen verschiedener Richtungen der modernen Linguistik, ist aber weit weniger technisch und methodisch orientiert. Allerdings widmet es auch dem sprachwissenschaftlichen Idealismus innerhalb der neueren Sprachwissenschaft seine Aufmerksamkeit und bewertet ihn gebührend.

Malmbergs Buch ist vor allem methodisch orientiert. Es betrifft vor allem die Technik der linguistischen Forschung, ganz besonders der Beschreibung, und zwar stets auf einem linguistisch-technisch ziemlich hohen Niveau. Wenn man boshaft sein wollte, könnte man folgendes sagen: Über jedes Thema, das in diesem Buch behandelt wird, bis auf die neuere Phonetik, gibt es bessere Beiträge, d.h. es ist nicht das Allerbeste, was man zu einem Thema anführen kann, aber es gibt kein Werk, das all das enthält und das ständig auf diesem ziemlich hohen Niveau steht. Es ist also in bezug auf Technik und Methoden der neueren Linguistik zu empfehlen.

Helbig ist viel mehr epistemologisch, wissenschaftstheoretisch orientiert, betont also einen besonderen Aspekt, den wir auch hier hervorheben werden, und es ist das Werk, das auch die deutschsprachige Forschung, und zwar sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik, in viel höherem Maße als andere Werke berücksichtigt. Ebenso berücksichtigt dieses Werk viel mehr als die anderen Werke dieser Art die russisch-sowjetische Forschung. Das Buch betrifft aber vor allem die Richtungen in der Grammatik, wie sein Untertitel auch ausdrücklich sagt, und deshalb vor allem auch die strukturalistischen Richtungen in der Sprachwissenschaft, ganz besonders den europäischen und den nordamerikanischen Strukturalismus und die Transformationsgrammatik. Andere Richtungen, die gerade für die Linguistiken im 20. Jahrhundert ebenso maßgebend sind, gehören für Helbig eher zur Vorgeschichte der modernen Sprachwissenschaft oder sie werden kaum bzw. überhaupt nicht behandelt, weil sie gerade nicht diesem Aspekt, d.h. nicht der Grammatiktheorie im engeren Sinne, entsprechen.

Ansatzweise zumindest, wenn auch nicht in der Ausführung, entsprechen unserem Vorhaben zwei ältere, kürzere Beiträge von Knud Togeby und von Hans Glinz. Es handelt sich um die Einleitung von Togeby zu seinem Werk *Structure immanente de la langue française* ("Immanente Struktur der französischen Sprache"), und im Falle von Glinz um seinen Beitrag zum VIII. Linguistenkongreß in Oslo, der in den Akten dieses Kongresses erschienen ist. Diese beiden Beiträge entsprechen in der Hinsicht unserem Vorhaben, daß sie - zumindest in ihrem Ansatz - eine Zurückführung zumindest einiger Richtungen der modernen Linguistik auf Prinzipien versuchen, z.T. auf Prinzipien eben, die weit über die Linguistik hinausgehen, die sozusagen das allgemeine Denken, den sog. Zeitgeist,

charakterisieren, und gerade durch die Zurückführung auf Prinzipien nach einer Einheit, nach einer einheitlichen Orientierung der modernen Linguistik suchen. So sind z.B. für Togeby die Prinzipien, die, wie er sagt, das intellektuelle Leben des 20. Jahrhunderts charakterisieren würden, das Prinzip der Ganzheit oder der Struktur und das Prinzip der Immanenz. Wir werden später sehen, was das bedeutet; hier geht es mir nur darum, zu zeigen, daß diese Zurückführung auf Prinzipien versucht wird, die nicht nur die Sprachwissenschaft betreffen. Allerdings bezieht sich Togeby bei seinem Versuch, eine Einheit in der modernen Sprachwissenschaft zu finden, ausschließlich auf die strukturalistischen Ausrichtungen, gerade weil er dieses Prinzip der Ganzheit oder der Struktur in einem engeren Sinn interpretiert. Ganz besonders geht es ihm darum, eine ideelle Einheit herzustellen zwischen der Prager Schule in der Linguistik, der dänischen Kopenhagener Schule der Glossematik und der nordamerikanischen Schule des Bloomfieldismus, also der Lehre Leonard Bloomfields und seiner direkten und indirekten Schüler.

Auch Glinz trifft nicht die ganze neuere Sprachwissenschaft in seinem Versuch, eine Einheit dieser Linguistik festzustellen. Ihm geht es vor allem darum, zu zeigen, daß sich die deutsche Inhaltsforschung, d.h. vor allem die Linguistik von Leo Weisgerber, in die moderne Linguistik gut integrieren läßt, daß sie also sozusagen parallel zu dieser Linguistik ist und nicht von ihr einfach abweicht.

Es ist klar, daß die Schriften, die am besten unserem Vorhaben entsprechen - das ist menschlich, allzu menschlich - meine eigenen sein sollen. Diese Vorlesung fußt in der Tat auf einer Vorlesung, die ich mehrmals in spanischer und in französischer Sprache, einmal auch in portugiesischer Sprache gehalten habe und die im ersten Teil eines Buches von mir resümiert wurde. Ich zitiere die spanische Auflage, weil sie bisher die korrekteste ist:

Eugenio Coseriu: *Lecciones de lingüística general*, Madrid 1981.

Von diesem Buch gibt es eine italienische Originalfassung und eine portugiesische und eine japanische Übersetzung. Bald wird auch eine deutsche Übersetzung erscheinen [1988 erschienen: Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft. Tübingen: Francke/UTB]. Ein kürzeres Resümee dieser Vorlesung, das ich in der Tübinger Vorlesung "Strukturelle Sprachwissenschaft" vorgenommen habe, ist als Nachschrift vorhanden [Einführung in die strukturelle Linguistik, Vorl. WS 1967/68, Nachschrift G. Narr und R. Windisch], so daß zumindest die allgemeine Struktur und Ausrichtung unseres Vorhabens, wenn auch nicht die Einzelheiten, dieser Vorlesung gut zu entnehmen sind.

## 1.2. Fragestellung und Zielsetzung der Vorlesung

Wie schon anfangs gesagt, gibt es keine eigentliche Sekundärliteratur zum Thema, es gibt lediglich Ansätze in der Richtung, die wir uns hier vornehmen, nämlich eine besondere Interpretation der Linguistik in unserem Jahrhundert zu geben. Die spanische Vorlesung zum Thema hieß: "Origen y sentido de la lingüística actual", die französische: "Origine et sens de la linguistique actuelle", und ich würde heute noch sagen, daß dieser Titel besser als ein möglicher deutscher Titel dem Vorhaben, dem Gehalt der Vorlesung entspricht, denn gerade durch seine Präzision ist hier das Deutsche ein Hindernis. Dem Begriff "origen" oder "origine" würde im Deutschen von Fall zu Fall etwas anderes entsprechen, etwa einmal "Ursprung", ein anderes Mal "Entstehung", ein anderes Mal "Herkunft"; hingegen umfassen die Begriffe "origen" im Spanischen und "origine" im Französischen dies alles, d.h. "Ursprung", "Entstehung" und "Herkunft", und darüber wollen wir eben sprechen, über die Wurzeln, über die prinzipiellen theoretischen Quellen der modernen Linguistik. Was wir uns vornehmen, ist eine Interpretation der Linguistik des 20. Jahrhunderts in ihrem historischen Rahmen.

## 1.3. Neuheit und Vielfalt der modernen Linguistik

An der Linguistik des 20. Jh. fällt an erster Stelle zweierlei auf:

1. Ihre "Neuigkeit", d.h. die Tatsache, daß sie sich auch selbst als neu darstellt, als mehr oder weniger revolutionär gegenüber einer traditionellen Linguistik, bzw. daß sie sich selbst als eine Reaktion gegenüber früheren Fragestellungen darlegt, zugleich aber als Neuigkeit auch innerhalb der modernen Linguistik selbst. Die Sprachwissenschaft ist sicherlich die humanistische Disziplin, die mehr Revolutionen als jede andere in diesem Jahrhundert erlebt hat, so daß gegenüber einer traditionellen Linguistik *grosso modo*, etwa der Linguistik des 19. Jhs., neue Ausrichtungen entstanden sind, die sich anfangs als revolutionär ausgaben, jedoch später wiederum selbst zu Traditionen, zu traditionellen Ausrichtungen wurden, denen gegenüber andere, wiederum revolutionäre Ausrichtungen entstanden,

Die Sprachgeographie z.B., die erste revolutionäre Ausrichtung der modernen Linguistik, die von der Dialektologie ausging, gehört schon lange zur traditionellen Linguistik, und sie wird in manchen Werken zur modernen Linguistik nicht einmal berücksichtigt, weil sie schon als traditionell gilt. Ebenso wird der sprachwissenschaftliche Idealismus weitgehend als von anderen Ausrichtungen überholt angesehen, und man spricht heute auch schon von einem traditionellen

Strukturalismus, der wiederum z.B. von der Transformationsgrammatik ersetzt werden sollte bzw. könnte.

Wir haben also innerhalb der Linguistik des 20. Jahrhunderts immer wieder Renovierungen und Revolutionen, und zwar jeweils mit dem Merkmal des Neuen und der Reaktion gegenüber einem Früheren. Die Sprachgeographie z.B. heißt als Methode und als charakteristische Fragestellung bei Bartoli "Neolinguistica", d.h. eben "Neulinguistik". Das Neue, das andere gegenüber dem Früheren, wird hier explizit hervorgehoben. Ebenso stellt sich die Linguistik des Idealismus z.B. im Titel einer Festschrift für Karl Vossler als neu dar, als idealistische Neuphilologie. Auch betonen z.B. die verschiedenen Formen des Strukturalismus und schließlich die Transformationsgrammatik jeweils ihre Opposition zu früheren Fragestellungen, Diese "Neuigkeit", dieses Neu-Sein und Neu-Sein-Wollen zeigt sich auch in der Terminologie, so daß oft für das in der Bezeichnung Gleiche, d.h. für die gleichen Fakten, z.T. wegen der verschiedenen Richtungen der Linguistik völlig verschiedene Termini erscheinen.

2. Ihre Varietät. Die innere Verschiedenheit der Linguistik unseres Jahrhunderts ist fast unendlich. Man kann zwar von Ausrichtungen sprechen, denn in groben Zügen sind die verschiedenen Strömungen dieser Linguistik schon charakterisierbar; aber innerhalb einer jeden Ausrichtung stellt man wiederum Verschiedenheit fest - eine Varietät, die bis zu den einzelnen Forschern reicht. Es gibt heute fast so viele Formen der Linguistik wie Sprachwissenschaftler.

Man spricht z.B. zwar vom Strukturalismus, aber innerhalb des Strukturalismus sind zumindest fünf verschiedene Schulen zu unterscheiden, mit Überschneidungen und wiederum mit einer inneren Differenzierung. Innerhalb des europäischen kontinentalen Strukturalismus, haben wir drei Formen: die Glossematik, die vor allem in Dänemark gepflegt wird, die Prager Schule und die Genfer Linguistik. Etwas außerhalb dieser drei Ausrichtungen, z.T. aber auch in Verbindung mit diesen, gibt es eine besondere Form in der Sowjetunion, den sowjetischen Strukturalismus. Außerhalb des Festlandstrukturalismus gibt es den angelsächsischen Strukturalismus, der wiederum in zwei Formen auftritt, einer englischen und einer nordamerikanischen, die zwar einerseits Berührungspunkte aufweisen, aber andererseits in mehreren Punkten radikal verschieden sind. Innerhalb dieser Ausrichtungen, des englischen und des nordamerikanischen Strukturalismus, gibt es wiederum allerlei Einteilungen, die, wie gesagt, jeweils fast bis zum einzelnen Forscher reichen.

#### 1.4. Die Frage nach dem einheitlichen Sinn der modernen Linguistik

Wir wollen in dieser Vorlesung behaupten und soweit wie möglich zeigen,

- daß einerseits die Linguistik des 20. Jhs. keineswegs so revolutionär ist, wie sie vorgibt, daß hier also der Anschein trügt, sondern daß sie viel traditioneller als die traditionelle Linguistik ist,
- daß sie andererseits trotz ihrer fast unendlichen inneren Verschiedenheit einen einheitlichen Sinn hat und daß sogar die Verschiedenheit weitgehend auf das zurückzuführen ist, was zugleich ihre Einheit und ihre Einheitlichkeit ausmacht.

[8.5.84] Wir stellen uns also einerseits die Frage, worin die Einheit, der einheitliche Sinn dieser Linguistik besteht. Andererseits wollen wir ihre Heterogenität selbst von dieser Einheit, von diesem einheitlichen Sinn her zu erklären versuchen. Dafür dürfen wir die Entwicklung der Linguistik nicht autonom betrachten, sondern wir müssen sie in ihren Gesamtkontext stellen, d.h. einerseits in den weiteren historischen Kontext der Entwicklung der Linguistik überhaupt, andererseits in ihren unmittelbaren historischen Kontext, nämlich in den Kontext der Entwicklung nicht nur der Linguistik, sondern der Humanwissenschaften im 20. Jh. insgesamt. Wir wollen also die Einheitlichkeit und zugleich die Varietät bzw. die Heterogenität der modernen Linguistik im Zusammenhang mit der epistemologischen, der wissenschaftstheoretischen Entwicklung der Humanwissenschaften überhaupt erklären. Dabei sind allerdings neben den genannten Hauptmerkmalen noch zwei Arten von Umständen zu berücksichtigen sowie die entsprechenden Sekundärmerkmale oder die Art, wie die Hauptmerkmale sich konkret ergeben.

#### 1.5. Aufeinanderfolge und Entwicklung der neuen Strömungen

Einerseits muß man festhalten, daß die neuere Linguistik nicht auf einmal im 20. Jh. entsteht, sondern daß es eine Aufeinanderfolge von Entstehung und Entwicklung innerhalb und zwischen den verschiedenen Strömungen gibt, daß die verschiedenen Ausrichtungen nur allmählich eintreten und sich behaupten oder sich z.T. gegenseitig ersetzen. Fast gleichzeitig entstehen zu Beginn des Jahrhunderts die Sprachgeographie, insbes. mit dem Werk von Jules Gilliéron, und der sprachwissenschaftliche Idealismus mit dem Werk von Karl Vossler. (Die erste wichtige Schrift von Vossler zu dieser neuen Auffassung von Linguistik erscheint 1904). Ungefähr in dieser Zeit entwickelt sich auch die soziologische oder soziologisch gefärbte Linguistik von Antoine Meillet und der sog. französischen Schule überhaupt. Sie wird erst viel später und eigentlich ohne direkten Zusammenhang von

der neueren Soziolinguistik fortgesetzt, die sich erst sehr viel später in den fünfziger Jahren und dann besonders in den sechziger Jahren entwickelt.

Der *Cours de linguistique générale* von Ferdinand de Saussure, in dem viele die Quelle des europäischen Strukturalismus sehen, erscheint 1916 und bleibt zuerst ohne besondere weitere Wirkung. Erst später entsteht der europäische Strukturalismus, und zwar - zumindest offiziell - mit dem ersten internationalen Linguistenkongreß in Den Haag 1928. Inzwischen war der nordamerikanische Strukturalismus schon sozusagen offiziell entstanden und hatte sich z.T. behauptet, zuerst in der Form von Sapir (Sapirs Buch *Language*, eine sehr originelle Einführung in die Sprachwissenschaft, erscheint 1921), dann in der Form vor allem von Bloomfield und der Linguistic Society of America und mit der Zeitschrift "Language", die seit 1925 in den Vereinigten Staaten erscheint.

Auch die Sprachgeographie von Gilliéron findet ihre theoretische und spezifisch wissenschaftstheoretische Einordnung, insbesondere gegenüber der traditionellen Sprachwissenschaft, durch die sog. Neolinguistica, die sich ebenfalls 1925 mit dem Erscheinen von Bartolis Hauptwerk *Introduzione alla neolinguistica* ("Einführung in die Neolinguistik") konstituiert.

Die Prager Schule, schon vor dem Linguistenkongreß in Den Haag 1928 entstanden, fängt an, sich international zu behaupten, und zwar vor allem durch die Tätigkeit von Nikolaj Trubetzkoy und Roman Jakobson zwischen 1928 und den ersten Jahren des 2. Weltkrieges. Ungefähr in der gleichen Zeit, d.h. um 1930, entsteht der deutsche Neuhumboldtismus, vertreten insbes. durch Weisgerber und Trier. Das erste wichtige und programmatische Werk von Weisgerber, *Muttersprache und Geistesbildung*, erscheint 1929.

Die Verbreitung der Methode von Bloomfield findet in den Vereinigten Staaten hauptsächlich erst nach 1933 statt, dem Erscheinungsjahr des Hauptwerkes von Bloomfield, ebenfalls mit dem Titel *Language*. Dieses Werk wurde, wie man oft gesagt hat, zu einer Bibel des nordamerikanischen Strukturalismus oder der nordamerikanischen deskriptiven Linguistik. Mit diesem ausgezeichneten Buch von Bloomfield fängt auch die Differenzierung zwischen der europäischen und der nordamerikanischen Linguistik an, die dann bald zu einer tiefen Fraktur wird.

Etwas später, 1935/36, beginnt, wiederum sozusagen offiziell, die durch Louis Hjelmslev begründete dänische Glossematik, die sich aber erst später, während und nach dem 2. Weltkrieg, behauptet.

Der englische Strukturalismus, der auf einem Gebiet, nämlich auf dem Gebiet der Phonetik, dank Daniel Jones schon eine verhältnismäßig lange Tradition hatte, behauptet sich über die Phonetik hinaus als eine Schule der Linguistik überhaupt

erst nach 1944, dem Jahr der Gründung des ersten Lehrstuhls für Allgemeine Sprachwissenschaft in England an der Universität London. Dieser Lehrstuhl wird von J. R. Firth übernommen, der durch seine Lehre zu einer Art Chef der englischen Schule wird.

Die Transformationsgrammatik von N. Chomsky entsteht offiziell und fängt an sich zu verbreiten erst nach 1957, dem Erscheinungsjahr von *Syntactic Structures*, und noch später erst behauptet sich die neuere Soziolinguistik und da insbesondere die durch W. Labov vertretene Form.

Die Linguistik des 20. Jhs. entsteht also nicht auf einmal. Die verschiedenen Strömungen entstehen und behaupten sich nacheinander, so daß sie nur z.T. gleichzeitig sind, und es ist auch möglich, daß einige Ausrichtungen isoliert bleiben oder sogar aussterben noch bevor andere Ausrichtungen entstehen und sich behaupten. Das ist z.B. mit der soziologischen Linguistik französischer Prägung der Fall, die eigentlich selbst kaum fortgesetzt, sondern nur zu einer Komponente insbes. innerhalb der historischen Sprachwissenschaft wurde. Das ist auch beim sprachwissenschaftlichen Idealismus weitgehend der Fall, der, zumindest als tatsächliche Ausrichtung, kaum fortgesetzt wurde (ausgenommen das Gebiet der Stilistik).

Auch verbreiten sich diese Strömungen nicht überall in der Welt, wo Linguistik betrieben wird. Von all diesen Ausrichtungen der Linguistik im 20. Jh. sind vielleicht nur zwei oder drei wirklich international geworden, d.h. ihre Methoden und Fragestellungen wurden, wenn auch nicht in jedem Fall allgemein, doch so gut wie überall übernommen, wo Sprachwissenschaft überhaupt betrieben wird. Das ist etwa mit der Sprachgeographie der Fall, und es gilt auch für den Strukturalismus in seinen verschiedenen Formen, vor allem auf dem Gebiet der Phonetik, der Lautlehre. Zumindest die Phonologie (manchmal auch Phonemik oder Phonematik genannt), die strukturalistische Form der Phonetik, wird überall betrieben, wo sprachwissenschaftliche Tätigkeit überhaupt besteht. An dritter Stelle muß man die Soziolinguistik nennen, die entweder schon so gut wie überall betrieben wird, auch aufgrund der nach dem 2. Weltkrieg entstandenen politischen Lage vieler Nationen, oder zumindest so gut wie überall im Entstehen ist, so daß sich die Soziolinguistik, wenn auch später, doch mehr verbreitet hat als die Transformationsgrammatik, die zwar fast international geworden ist, jedoch noch nicht alle linguistischen Zentren erobert hat.

## 1.6. Politische Einflüsse

Zum Teil bedingen auch politische Umstände die Wege und Grenzen der Verbreitung verschiedener Strömungen und verschiedener Ausrichtungen. Deutschland z.B. bleibt aus politischen Gründen nach 1933 auch wissenschaftlich weitgehend isoliert, so daß es an der Entwicklung des Strukturalismus, der damals in Europa schon maßgebenden Linguistik, kaum beteiligt ist. Es ist erstaunlich, daß gerade in der unmittelbaren Nähe Deutschlands, ja sogar in den von Deutschland während des Krieges besetzten Ländern, große wichtige Zentren dieser neueren Linguistik bestehen, daß z.B. sogar die "Travaux linguistiques de Prague" den Preis in Reichsmark tragen, daß sich aber trotzdem diese Werke in Deutschland nicht verbreiten (z.B. während der Zeit der Besetzung Dänemarks die zuvor und zu dieser Zeit erschienenen Werke Hjelmslevs), und daß sehr viele Universitätsbibliotheken bis spät nach dem Krieg über die strukturalistischen Werke, auch eben über die "Travaux de Prague" oder über die "Travaux de Copenhague", überhaupt nicht verfügen.

Ebenso aus politisch-ideologischen Gründen, aber in anderer Hinsicht bleibt die Sowjetunion wissenschaftlich isoliert. Der sowjetische Strukturalismus entwickelt sich, allerdings nur sehr schwach, unabhängig oder so gut wie unabhängig vom mitteleuropäischen und vom nordamerikanischen. Dort behauptet sich der Marrismus, eine von Marr vertretene sog. marxistische Lehre in der Linguistik. Er wurde viel später von Stalin für nicht marxistisch erklärt, was in den fünfziger und sechziger Jahren die Türen der Sowjetlinguistik wieder öffnet. Erst danach werden neue Zusammenhänge hergestellt, erst danach beginnt die breite Information in der Sowjetunion hinsichtlich der westeuropäischen und der nordamerikanischen Linguistik, was u.a. zum Erscheinen einer Reihe von nützlichen und informativen Heften zu den verschiedenen Strömungen führt, die 20 Jahre lang so gut wie unbekannt geblieben waren.

Eine gegenseitige Isolierung - ich habe vorhin von einer Fraktur gesprochen - besteht auch zwischen der europäischen und der nordamerikanischen Linguistik, weitgehend während des Krieges und wegen des Krieges und bereits wegen der politischen Umstände vor dem Krieg.

Wenn wir hier doch die ganze Linguistik des 20. Jhs. als eine Einheit betrachten, so muß sie als eine ideelle Einheit verstanden werden: Man muß auch der konkreten Verbreitung und den Umständen der Verbreitung und Behauptung dieser Linguistik in ihren verschiedenen Formen Rechnung tragen. Unsere Übersicht zeigt eine als ideell aufzufassende Entwicklung. Es handelt sich nicht um die Entwicklung in einem bestimmten Land; die Geschichte müßte für jedes Land getrennt gemacht werden.

### 1.7. Das Fortleben der traditionellen Linguistik des 19. Jh.

[14.5.84] Eine andere Art von äußeren Umständen besteht darin, daß die traditionelle Linguistik des 19. Jh. auch im 20. Jh. weiter fortlebt und neben den neueren Strömungen und Ausrichtungen bestehen bleibt. Sie lebt vor allem an den Universitäten fort und insbesondere gerade dort, wo die Linguistik schon im 19. Jh. verhältnismäßig stark vertreten war. Die Behauptung der neueren Linguistik bedeutet also keineswegs, daß die ältere auf einmal ersetzt wird. Die ältere Linguistik ist in gewissen Ländern die stärkere, in gewisser Hinsicht sogar bis heute. Wir haben ein Nebeneinander von alt und neu, keine Ersetzung der älteren Linguistik durch die modernere auf einmal.

Die Entwicklung verläuft hier völlig anders als im 19. Jh.: Insbesondere in der 2. Hälfte des 19. Jh. behaupteten sich die neueren Entwicklungen sehr schnell und überall dort, wo Linguistik überhaupt betrieben wurde. Dieses Nebeneinander von alt und neu ist in mehrfacher Hinsicht charakteristisch für die Lage der neueren Linguistik:

1. Die Haltung der Vertreter der älteren Linguistik gegenüber der neueren ist weitgehend durch Skepsis geprägt. Umgekehrt neigen die Jüngeren dazu, die ältere Linguistik im ganzen zu leugnen bzw. abzulehnen, und sie erscheinen oft als Dogmatiker.
2. Da die traditionelle Linguistik gerade in den Ländern weiterlebt, in denen die Linguistik schon im 19. Jh. stark war bzw. an den Universitäten gut etabliert war, hat man das auf den ersten Blick merkwürdige Ergebnis, daß gerade dort, wo die Linguistik jünger ist, wo die Sprachwissenschaft erst später auftritt, auch die Linguistik moderner ist, d.h. gewisse Länder haben auf einmal und ausschließlich moderne Richtungen aufgenommen, ohne daß sie auch die ganze Tradition mitmachten.
3. Dieses Nebeneinander führt dazu, daß die moderne Linguistik von Traditionalisten oft nur partiell aufgenommen wird. Man findet z.B. bei diesem oder jenem Philologen in einer bestimmten Philologie, z.B. in der germanischen oder in der romanischen Philologie, daß er vom Strukturalismus z.B. die Phonologie, d.h. eine Teildisziplin oder zumindest einige Aspekte der Phonologie, zwar übernimmt, daß er aber das übrige, d.h. all das, was den sinnvollen Zusammenhang dieser Ausrichtung ausmacht, ablehnt. Man hat also auch diese nur partielle Übernahme, so daß wiederum die Geschichte nicht die Geschichte der einzelnen Linguisten ist, sondern eine

Idealgeschichte. Ein einzelner Linguist kann nämlich z.T. Traditionalist und z.T. modern sein.

Wir werden hier die modernere bzw. neuere Linguistik so charakterisieren, als ob sie die einzige wäre. Man muß aber dabei immer der Tatsache Rechnung tragen, daß die ältere Linguistik weiterlebt, daß sie also nicht ersetzt wird.

## 2. Die historischen Voraussetzungen der modernen Linguistik

### 2.1. Wie konstituiert sich Linguistik als Wissenschaft?

Kehren wir zu den beiden Hauptmerkmalen der neueren Linguistik zurück: Wir hatten gesagt, daß einerseits das Neue auffällt, der neue Sinn dieser Linguistik, die sehr oft als revolutionär erscheint. Sie erscheint vor allem dann so, wenn wir sie als ein neues zeitgebundenes wissenschaftliches Paradigma in ihrem unmittelbaren historischen Kontext betrachten. Im Vergleich mit der ihr unmittelbar vorausgehenden Linguistik ist sie tatsächlich neu, da sie als Erneuerung, als Revolution gegenüber der älteren, ihr unmittelbar vorausgehenden Linguistik auftritt. Dem ist aber nicht so, wenn wir die Sprachwissenschaft nicht in diesem unmittelbaren Kontext, sondern in einem viel weiteren betrachten, wenn wir also als historischen Kontext die ganze Entwicklung der Sprachwissenschaft seit ihren Anfängen annehmen.

Dies hängt mit einer besonderen Haltung zusammen gegenüber der Annahme des Bestehens einer Disziplin oder einer Wissenschaft als einer autonomen Wissenschaft. Im allgemeinen ist die Haltung, auch in den Geschichten der Sprachwissenschaft, die folgende: Eine Disziplin besteht seit der Zeit (oder seit dem Zeitpunkt), in der sie sich eine ihr eigene Methode geschaffen hat. Die Frage ist also: Hat diese Wissenschaft für die Betrachtung jedes Gegenstandes auch eine ihr eigene, eine für sie charakteristische Methode oder nicht? Wenn ja, dann ist sie eine autonome Wissenschaft.

Bei dieser Haltung muß man annehmen, daß die Sprachwissenschaft eine verhältnismäßig junge Wissenschaft ist. Seit wann hat sie eine ihr eigene Methode? Nun, seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs., seit der Entstehung der vergleichenden Grammatik und der vergleichenden Methode, insbes. im Bereich der indogermanischen Sprachen. Man kann sogar Daten, bestimmte Jahre und Namen angeben. Man sagt z.B.: Erst mit der Abhandlung von Franz Bopp zum Verb in verschiedenen indogermanischen Sprachen behauptet sich die vergleichende Methode als eine autonome Methode und somit auch die Sprachwissenschaft in dieser Form, eben der vergleichenden Grammatik, als autonome Wissenschaft.

Die andere Haltung ist folgende: Eine Wissenschaft besteht seit dem Zeitpunkt, zu dem man sich Fragen stellt in bezug auf einen Gegenstand und diese Fragen versucht, sinnvoll und so ausführlich wie nur möglich zu beantworten, und zwar gleichgültig, ob dafür auch schon eine gesicherte und autonome Methode

existiert. Wenn man diese Haltung annimmt, dann nimmt man notwendigerweise auch an, daß die Sprachwissenschaft seit der Antike existiert, da man sich seitdem Fragen gestellt hat in bezug auf die Sprache und auf die Sprachen und versucht hat, diese Fragen systematisch und ausführlich zu beantworten.

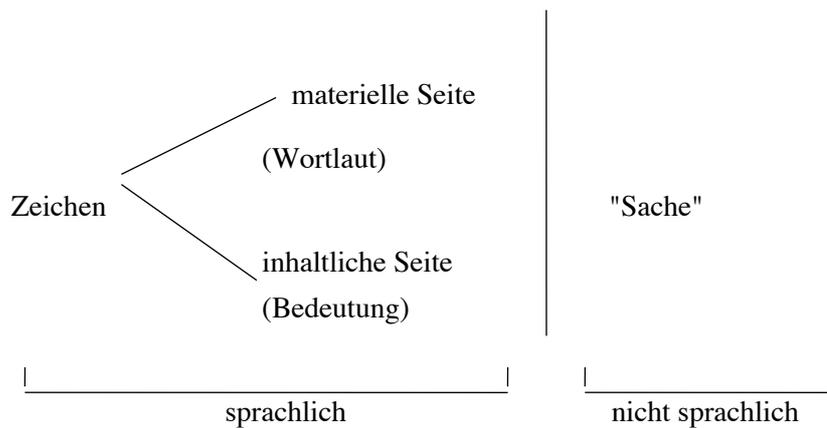
Aufgrund der ersten Haltung erscheint alles, was vor der vergleichenden Grammatik da ist, als Vorgeschichte der Sprachwissenschaft. Aufgrund der zweiten Haltung gehört schon die Grammatik, die grammatische Theorie und die Sprachtheorie der Antike und die ganze Tradition, die dann aufgrund der Ergebnisse der Fragestellungen schon in der Antike weiterlebt, der Geschichte der Disziplin an. Ich selbst vertrete eben diese zweite Auffassung und möchte deshalb als weiteren Kontext der neueren Sprachwissenschaft die ganze Geschichte seit der Antike annehmen.

## 2.2. Zusammenhänge der modernen Linguistik mit der Tradition

### 2.2.1. Das Zeichen: Bezeichnendes und Bezeichnetes

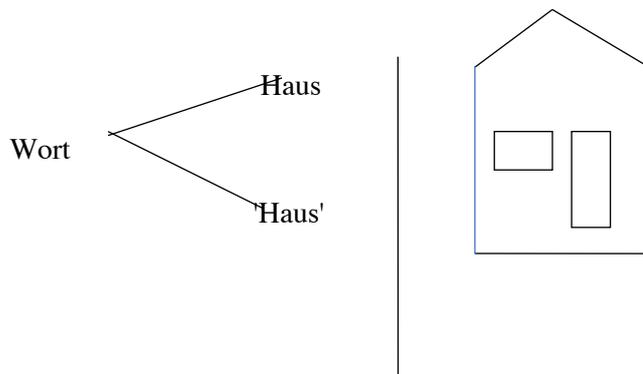
Erst wenn man die zweite Haltung annimmt, stellt man, und zwar verhältnismäßig leicht, die weiteren Zusammenhänge der Linguistik des 20. Jhs. fest. Wir geben einige Beispiele und werden nachher versuchen, ihren Sinn zu erklären:

Eine in der neueren Linguistik sehr wichtige Unterscheidung innerhalb der Zeichentheorie ist die Unterscheidung der beiden Seiten des Zeichens, hier des sprachlichen Zeichens, nämlich einerseits der materiellen Seite und andererseits der nicht materiellen, inhaltlichen Seite. So haben wir z.B. bei einem Wort einerseits den Wortlaut und andererseits die Bedeutung des Wortes. Die Bedeutung ist etwas, was weder in der außersprachlichen Wirklichkeit noch in der materiell gegebenen Wirklichkeit der Sprache festzustellen ist, sondern nur im Bewußtsein der Sprecher, als Bestandteil ihres Wissens, besteht. An dieser Auffassung vom Zeichen ist wichtig, daß beides, materielle Seite und Inhalt (etwa Wortlaut und Bedeutung), als zum Zeichen gehörend angesehen werden. Wortlaut und Bedeutung sind die beiden Seiten des Zeichens; es ist nicht etwa so, daß nur der Wortlaut Zeichen wäre und das Bezeichnete in der außersprachlichen Wirklichkeit die Bedeutung. Die außersprachliche Wirklichkeit, also das, was man mit dem Zeichen bezeichnet, wird als nicht zum Zeichen gehörend angesehen. Sie ist das Äußere, auf das sich das Zeichen durch und über seine Bedeutung bezieht. Graphisch kann man das so darstellen:



Auf der einen Seite haben wir Wortlaut und Bedeutung des Zeichens und außerhalb des Zeichens die Sache, die man mit diesem Zeichen bezeichnen kann, auf die man dieses Zeichen beziehen kann. Sprachlich ist nur das Zeichen selbst mit seinem Wortlaut und mit seiner Bedeutung. Die Sachen gehören zur Welt und nicht zur Sprache und sind grundsätzlich für alle Sprachen gleich.

Ich gebe ein deutsches Beispiel: Beim Wort *Haus* ist die Aufeinanderfolge von Sprachlauten *H-a-u-s* das Materielle, und zwar gleichgültig, ob man sie tatsächlich festgestellt oder ob man sie sich nur vorgestellt hat. Die Bedeutung von Haus ist das, was man sich, wenn man Deutsch kann, dabei denken kann bzw. das, was in einer Definition von *Haus* im Deutschen erscheinen würde. Beide, Wortlaut und Bedeutung, machen das Zeichen aus, und außerhalb des Zeichens liegt die Sache "Haus", d.h. das, was man mit diesem Wort bezeichnen kann, das, was auf diese Bedeutung zurückgeführt werden kann:



Die Unterscheidung in dieser Form wird Ferdinand de Saussure zugeschrieben, und man spricht auch in der Geschichte der Sprachwissenschaft gerne von dieser für die Grundlegung der modernen Sprachwissenschaft sehr wichtigen Unterscheidung innerhalb des Zeichens.

Saussure unterscheidet beim *signe* zwischen *signifiant* und *signifié*, d.h. zwischen dem, was etwas bedeutet, und dem Bedeuteten. Er sieht die Sache, die *chose*, außerhalb des Zeichens. Im *Cours de linguistique générale* von Ferdinand de Saussure findet man auch ein Schema, das so aussieht wie unser Schema hier für das Wort *Haus*, nur geht es in diesem Schema nicht um Häuser, sondern um die Pferde, so daß die *chose*, die bezeichnete Sache, ein Pferd ist. Die Idee ist aber grundsätzlich die hier beschriebene, jedoch mit der besonderen Charakteristik bei Ferdinand de Saussure, daß auch der *signifiant* als etwas Inneres, als etwas zum Bewußtsein Gehörendes interpretiert wird, d.h. nicht als das konkrete Materielle, sondern als *image acoustique*, als Lautbild. Saussure meint also nicht das gesprochene Wort *Haus*, sondern den Wortlaut als etwas Vorgestelltes.

Nun stimmt es zwar, daß wir die Unterscheidung in der neueren Linguistik in dieser Form bei Saussure finden und daß sie für weite Teile der modernen Linguistik grundlegend ist. Wenn wir sie aber im weiteren Kontext betrachten, so erscheint sie uns als eine Wiederaufnahme einer sehr alten Unterscheidung. Der erste, der die Sachen als etwas Außersprachliches ansieht und die materiellen Zeichen, die Wortlaute, als Zeichen für Inneres, für Inhalte des Bewußtseins, ist Aristoteles. Wir finden seine Auffassung in *De Interpretatione*, der zweiten Abhandlung im Organon, der Sammlung von logischen Werken des Aristoteles (Die griechischen Werke werden gewöhnlich mit ihrem lateinischen Titel angeführt).

Der erste Teil der Abhandlung behandelt die Sprache, und gleich am Anfang steht in bezug auf die Sprache folgendes:

Ἔστι μὲν οὖν τὰ ἐν τῇ φωνῇ τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων συμβόλα (De Int. 1, 16a4-5)

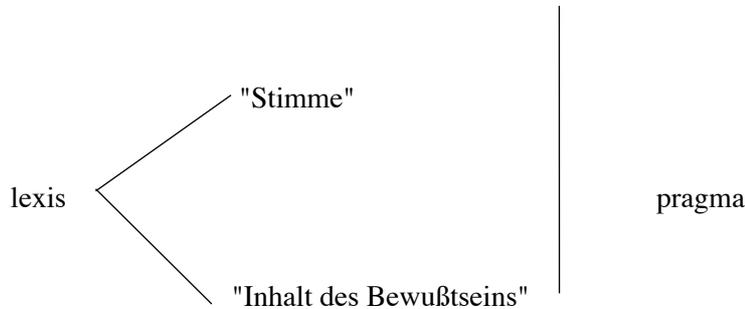
Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die verschiedenen philologischen Fragen zu behandeln. Darum geben wir hier nur eine sehr grobe Übersetzung:

Das, was in der Stimme ist (oder: die Sachen in der Stimme), sind Symbole der Leidenschaften in der Seele.

Ich habe an anderer Stelle nicht nur die Meinung vertreten, sondern, wie ich glaube, auch gezeigt, warum die *παθηματα της ψυχης*, die Leidenschaften in der Seele, als Inhalte des Bewußtseins zu interpretieren sind.

Die Stimme, das Materielle, die Wortlaute sind also Zeichen für die Inhalte des Bewußtseins, nicht für die Sachen. Die Sachen erscheinen überhaupt nicht in diesem Zusammenhang, sie erscheinen erst später in der gleichen Abhandlung, und zwar als etwas, was außerhalb der Sprache steht, denn es ist nicht einmal notwendig, daß die Sache als solche existiert. Das Zeichen ist Zeichen und bedeutet etwas, hat eine Bedeutung, auch wenn die Sache, die dieser Bedeutung entsprechen

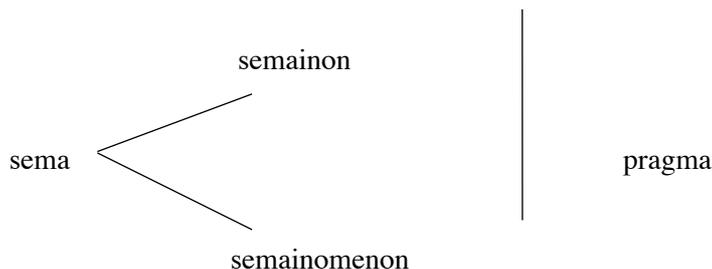
würde, überhaupt nicht existiert. Die Sache heißt bei Aristoteles wie im Griechischen überhaupt *πραγμα*. Man hat also bei Aristoteles das, was *λεξις* genannt wird, d.h. das, was in der Stimme ist, und die Inhalte des Bewußtseins, und außerhalb der Sprache die jeweilige Sache, die als solche auch nicht existieren kann, die auch nur eine Projektion des Vorgestellten in die Wirklichkeit sein kann:



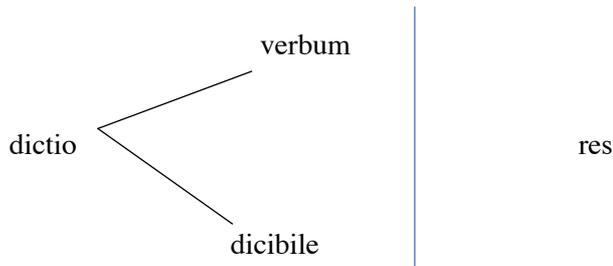
Wir werden im folgenden sehen, daß gerade diese Auffassung eigentlich der Auffassung von Ferdinand de Saussure entspricht, allerdings nicht in der Form von Aristoteles, sondern in der Form, die diese Unterscheidung bei den Stoikern annimmt.

[15.5.94] Man findet bei Aristoteles noch keine Termini, die den Termini *signifiant* und *signifié* entsprechen würden. Sie finden sich erst bei den Stoikern, und zwar in folgender Form: Die Stoiker unterscheiden innerhalb des *σημα*, des Zeichens, das *σημαινον* und das *σημαινομενον* und außerhalb des Zeichens das *πραγμα*, die Sache, die jeweils bezeichnet wird. Daß es um die jeweils bezeichnete Sache geht, geht klar aus einem anderen Terminus hervor, der auch für *πραγμα* stehen kann, nämlich *τυχανον*, d.h. 'das Zufällige', 'das Jeweilige'.

Betrachten Sie nun diese Termini etwas näher: *σημαινον* ist ein aktives Partizip des Verbs *σημαινω*, das 'bedeuten' bedeutet, d.h. *σημαινον* ist genau 'das Bedeutende', und *σημαινομενον* ist ein passives Partizip desselben Verbs. d.h. es bedeutet 'das Bedeutete', mit anderen Worten ganz genau das, was bei Saussure mit den Termini *signifiant* und *signifié* gesagt wird:



Die Theorie ist übrigens nicht nur einmal vertreten worden. Sie wurde zu einer Tradition in der Antike in dem Maße, in dem die Sprachtheorie und die grammatische Theorie der Stoiker übernommen wurde. So finden wir die gleiche Unterscheidung mit anderen Termini bei Augustinus, der hier eben den Stoikern folgt. Augustinus gebraucht hier für σημαῖνον *verbum*, für σημανινομενον *dicibile* und für das außerhalb des Zeichens Stehende *res*, Sache. Das ganze Zeichen heißt bei Augustinus *dictio*.



Der Terminus *dicibile* (d.h. 'das, was eigentlich gesagt werden kann') entspricht übrigens einem anderen Terminus der Stoiker für σημανινομενον, nämlich dem Terminus λεκτον. Es handelt sich also fast haargenau um die gleiche Auffassung. Das einzige, was hier anders ist, ist - gegenüber Saussure die Tatsache, daß es nicht eindeutig klar ist, daß das σημανινομενον bzw. *verbum* auch etwas Inneres ist, d.h. auch das Bild des Wortlautes, nicht der materielle, äußere Wortlaut. Aber auch diese Auffassung ist in der Tradition mehrmals zu finden, so in der *Logique de Port Royal* im 17. Jh. und später eindeutig bei Hegel, insbes. in den Paragraphen 458 und 459 der Enzyklopädie der Philosophischen Wissenschaften.

Ist es reiner Zufall, ist es eine zufällige Koinzidenz, daß sogar die Terminologie übereinstimmt? Wir werden sehen, daß die Übereinstimmungen so zahlreich und so genau sind, daß sie kaum als zufällig angesehen werden können und daß sie einen Sinn haben müssen, auch wenn man zugibt, daß die gleichen Unterscheidungen in gewissen Fällen von verschiedenen Forschern unabhängig voneinander gefunden worden sein mögen.

### 2.2.2. Die Arbitrarität des Zeichens

Eine zweite Koinzidenz dieser Art ist die Übereinstimmung in bezug auf das sog. *arbitraire du signe*, d.h. in bezug auf den sogenannten arbiträren Charakter des sprachlichen Zeichens. Wir können sie hier kürzer behandeln, weil die Zusammenhänge ähnlich sind. In seinem *Cours de linguistique générale* vertritt Saussure die

These - die er übrigens für selbstverständlich hält und zugleich für allgemein angenommen -, daß die sprachlichen Zeichen in bezug auf das, was sie bezeichnen, willkürlich, d.h. nicht kausal motiviert sind. Das bedeutet, daß insbesondere der Wortlaut keine Ähnlichkeit mit den bezeichneten Sachen hat und daß auch nicht durch die bezeichneten Sachen kausal bedingt ist, in dieser Hinsicht also arbiträr oder willkürlich ist. Das gleiche Tier, sagt Saussure, heißt auf der einen Seite der Grenze *boeuf*, auf der anderen Seite der Grenze *Ochse*, und die beiden Zeichen haben überhaupt keine Ähnlichkeit miteinander im Wortlaut, obwohl sie das gleiche bezeichnen.

Die Zeichen seien also - und Saussure meint es auch, was die inhaltliche Sache betrifft - arbiträr, sie seien nur historisch motiviert durch die Traditionen der entsprechenden Sprachen. Man hat oft von der Saussureschen Theorie des *arbitraire du signe*, des willkürlichen Charakters des Zeichens, gesprochen, und zwar z.T. gegen Saussure selbst, der in seinem *Cours* ausdrücklich sagt, daß diese Auffassung vom sprachlichen Zeichen allgemein angenommen wird und daß er überhaupt keine Priorität beansprucht. Saussure sagt nur, daß die Folgen der Theorie, d.h. all das, was damit zusammenhängt, nicht richtig gesehen worden sind und ihre Tragweite nicht richtig eingeschätzt worden ist.

Ich habe in einer längeren Arbeit gezeigt, daß diese Auffassung vom sprachlichen Zeichen wiederum einer von Aristoteles vertretenen Auffassung entspricht und vor allem der einer aristotelischen Tradition, die mit Aristoteles selbst nicht genau übereinstimmt. Aristoteles sagt in *De Interpretatione* und auch an anderen Stellen seines Werkes, die sprachlichen Ausdrücke seien nicht  $\phi\upsilon\sigma\epsilon\iota$ , d.h. nicht kausal, nicht naturbedingt, sie seien nicht Zeichen wegen ihrer materiellen Beschaffenheit, sondern sie seien  $\kappa\alpha\tau\alpha\ \sigma\upsilon\nu\theta\eta\kappa\eta\nu$ , sie seien - wie ich das interpretiere - traditionell, sie seien aufgrund dessen, was schon als Tradition feststeht. Der Ausdruck  $\kappa\alpha\tau\alpha\ \sigma\upsilon\nu\theta\eta\kappa\eta\nu$  wurde in der Tradition auf verschiedene Weise interpretiert, im Grunde aber gerade in der Hinsicht, daß die Zeichen, zumindest in ihrem Wortlaut, willkürlich, nicht natürlich gegeben seien.

Dies geben auch verschiedene Übersetzungen des Ausdrucks mehr oder weniger eindeutig wieder. Die Ausdrücke, die in der Tradition diesem Ausdruck entsprechen, sind in den ersten Übersetzungen *ad placitum*, *secundum placitum* und später *ex instituto*, *ex institutione*, d.h. 'weil sie (die Zeichen) eingerichtet worden sind'. Wir finden dann die Termini *ex instituto* und *ex institutione* in der Tradition bis zum 17. und 18. Jh..

Man kann hier einwenden, daß es zwar eine begriffliche, aber keine terminologische Übereinstimmung gebe. Tatsächlich gibt es aber auch eine terminologische Übereinstimmung, und zwar findet man insbesondere seit dem 17. Jh. immer

wieder und immer mehr anstelle des traditionellen Ausdrucks *ex instituto*, *ex institutione* eben *arbitrarius* in lateinisch geschriebenen Werken oder das Entsprechende in Werken in modernen Sprachen, z.B. *arbitraire* in französischen Werken, *willkürlich*, *von Willkür* oder *von Kür* in deutsch geschriebenen Werken. So findet man mehrmals *arbitrarius* und *ex arbitrio* bei Hobbes (*De Homine*, 658); man findet *willkürlich*, und zwar mit der Angabe, daß dies schon eine bekannte Sache sei, bei Schottel in der ausführlichen Arbeit *Von der teutschen HauptSprache*, 1663, und später wird der Terminus sogar allgemein, insbesondere im 18. Jh., wo man fast nur noch *arbiträr* oder *willkürlich* sagt.

Wie kann man dies erklären? Wie hängt dies mit der Tradition zusammen? Warum diese Ersetzung des alten Terminus? Nun, auch der Terminus *arbitrarius* ist eigentlich alt. Es ist eine zweite Linie der Tradition dieser gleichen Auffassung vom sprachlichen Zeichen, die in der Antike nur spärlich belegt ist. Man findet *arbitrarius* bei Aulus Gellius in den *Noctes atticae*, man findet später wiederum *arbitrarius* für das gleiche, was andere Autoren *ad placitum*, *secundum placitum* oder *ex institutione nenn*en, bei Isidor von Sevilla. Später kann man diese sekundäre Linie nicht mehr verfolgen, aber im 16. Jh. erfolgt etwas Wichtiges für diese Tradition. Julius Caesar Scaliger gebraucht in seinem berühmten Werk *De causis linguae latinae* (1540) anstelle von *ex instituto* wieder *arbitrarius*, d.h. er nimmt diese andere Tradition wieder auf; der Terminus taucht sogar im Titel eines Abschnitts auf. Nach Scaliger wird dann der Terminus immer wieder übernommen, höchstwahrscheinlich eben aufgrund des riesigen Erfolges dieses Werkes in ganz Westeuropa. Auch andere Autoren sagen nun nicht mehr *ex instituto*, sondern *arbitrarius*, und zwar sogar Nichtgrammatiker, Nichtlinguisten, wenn sie sich auf die sprachlichen Zeichen oder auf die Wörter beziehen. So erscheint z.B. *arbitraire* im Französischen mit Bezug auf die Wörter bei Rabelais.

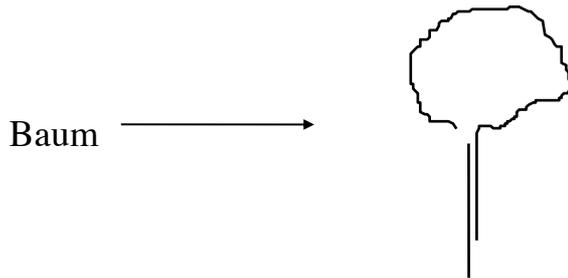
Auch die Auffassung der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens hat also eine sehr alte Tradition, die wiederum in der Antike ansetzt und vor allem im 18. Jh. allgemein ist. Wir stellen hier schon einige wichtige Linien der Koinzidenz fest: Sie bestehen zwischen der Antike, dem 18. Jh. und der Sprachwissenschaft des 20. Jhs.

### 2.2.3. Objektsprache und Metasprache

Es sei noch eine weitere Koinzidenz angeführt. Erst in letzter Zeit ist die von der Logik kommende wichtige Unterscheidung zwischen primärer Sprache (oder Objektsprache) und Metasprache auch bis zur Sprachwissenschaft gelangt - eine

Unterscheidung, die auch wichtige Folgen für die Grammatik und für die Sprachbeschreibung überhaupt hat. Diese Unterscheidung besagt folgendes:

Die primäre Sprache ist die Sprache, die sich auf das Außersprachliche bezieht, d.h. sie ist eine Sprache, deren Objekt nicht wiederum Sprache ist, z.B. die Verwendung des Wortes *Baum* für den Gegenstand Baum im Satz *Dieser Baum hat grüne Blätter*. In diesem Fall sprechen wir mit der Sprache von den Bäumen, wir verwenden die Sprache in ihrer primären Funktion:



Die Metasprache hingegen ist die Sprache, deren Objekt wiederum Sprache ist, d.h. hier verwendet man das Wort *Baum* für das Wort *Baum*, z.B. wenn wir sagen: "*Baum* ist ein deutsches Wort", "*Baum* hat vier Buchstaben", oder "*Baum* fängt mit *B* an" usw. In diesem Fall sprechen wir nicht von den Bäumen, sondern von dem sprachlichen Faktum *Baum*, d.h. wir gebrauchen die Sprache für die Sprache selbst als Metasprache:



Für die Sprachwissenschaft ist nun diese Unterscheidung tatsächlich neu. Es handelt sich aber wiederum um eine Unterscheidung, die eine sehr alte Tradition hat und die zu einer bestimmten Zeit in der Geschichte sogar Gegenstand einer komplexen Theorie wird. Man findet die Ansätze zu dieser Unterscheidung zuerst, wie mir scheint, bei Augustinus in seinem Werk *De Magistro*. Es ist das Werk von Augustinus zur Pädagogik, fängt aber mit einer Theorie der Sprache und des sprachlichen Zeichens an. Die ganze erste Hälfte des Buches betrifft die Sprache, und zwar aus einem ganz besonderen Grund. Die Fragestellung bei Augustinus ist nämlich folgende: Wie kann man überhaupt mittels der Sprache etwas lehren, etwas beibringen? Und wegen dieser Fragestellung behandelt Augustinus zuerst die Theorie der Sprache oder der sprachlichen Zeichen.

In diesem Werk sagt Augustinus u.a., daß es die Verwendung von Wörtern für Wörter gibt; so sagt er z.B.:

Verbum et verbum est et verbum significat. Flumen verbum est sed non significat verbum. [Das Wort *Wort* ist ein Wort und bedeutet 'Wort'. Das Wort *flumen* hingegen ist ein Wort, aber bedeutet nicht 'Wort' (es bedeutet etwa 'Fluß')].

Dieser Ansatz wird im Mittelalter, wie ich glaube, direkt übernommen und weiterentwickelt, und zwar über William of Shyreswood, der in der frühen Scholastik Augustinus folgt. Dies ist aber nur eine Annahme von mir; sie müßte noch historisch näher untersucht werden. Unabhängig davon wird in der Scholastik diese Theorie über die Sprache, die sich auf Sprache bezieht, und über die Wörter, die Wörter bezeichnen, zur gut bekannten komplexen Theorie der *suppositiones*, d.h. der Voraussetzungen, mit denen man spricht, die von der ganzen Scholastik (also von Thomas, von Petrus Hispanus usw.) vertreten wird.

Die in dieser Theorie gegebene wichtige Unterscheidung zwischen der *suppositio formalis* (der funktionellen Voraussetzung) einerseits und der *suppositio materialis* (der materiellen Voraussetzung) andererseits, d.h. der primären Verwendung der Sprache und der Metasprache als Sprache, die sich auf die Sprache als Stoff bezieht, bedeutet also wiederum eine Übereinstimmung (die den Historikern der Logik übrigens sehr gut bekannt ist), und zwar diesmal eine Übereinstimmung des 20. Jahrhunderts mit der Antike und mit dem Mittelalter.

#### 2.2.4. Langue und parole

[21.5.84] Wir werden im folgenden weitere Übereinstimmungen dieser Art besprechen und versuchen, darin einen Sinn zu finden. Eine grundlegende Unterscheidung für die heutige Sprachwissenschaft, ganz besonders für die europäische, ist diejenige zwischen Sprachsystem (oder Einzelsprache) und Rede, zwischen *langue* und *parole* (mit den Termini von Ferdinand de Saussure).

Die *langue*, die Einzelsprache, ist das sprachliche Wissen, oder, wie Chomsky, diese Unterscheidung übernehmend, sagt: die *Kompetenz* (allerdings muß man hier darunter die einzelsprachliche Kompetenz verstehen, z.B. Deutsch-Können); die *parole* hingegen ist die Realisierung dieses Könnens, dieses sprachlichen Wissens im Sprechen, die Ausführung, oder, mit dem Terminus von Chomsky: die *Performanz*.

Es wird also die Einzelsprache als sprachliches Wissen, als Gesamtheit von Elementen und Verfahren, von der tatsächlichen Realisierung im Sprechen unterschieden. Das Sprechen, die Rede, sei immer individuell und unterstehe auch verschiedenen okkasionellen Bedingungen, so daß die Rede zwar dank der Einzelsprache verstanden wird, jedoch nie mit dieser Einzelsprache, die sie realisiert, im ganzen zusammenfällt. Die deskriptive Linguistik hat als Gegenstand jeweils die Einzelsprache, das System von Elementen und Verfahren, das das Sprechen in einer Sprache ermöglicht, d. h. das, was man meint, wenn man etwa auf Deutsch sagt: man kann Deutsch, man kann Französisch usw.

Diese Unterscheidung innerhalb der Sprache schlechthin zwischen einer (Einzel-)Sprache und ihrer Realisierung, der Ausführung des Wissens in der Tätigkeit des Sprechens, wird wiederum und nicht zu Unrecht, was ihre ausdrückliche Formulierung, Kommentierung und Interpretation betrifft, Ferdinand de Saussure zugeschrieben. Aber auch diese Unterscheidung hat ihre Geschichte. Wenn sie nicht regelmäßig und ausdrücklich gemacht wurde, so deshalb, weil man stillschweigend angenommen hat, daß man eben Sprachsysteme, sprachliches Wissen jeweils beschreibt (z.B. in der Grammatik), und nicht die unendliche Realisierung, die unendliche Varietät der Rede. Es stimmt zwar, daß wir in vielen Sprachen die Unterscheidung, die hier mitgegeben ist, zwischen Sprache im allgemeinen (z.B. wenn wir *Der Mensch hat Sprache* sagen) und einer Sprache nicht auch mit getrennten Termini bezeichnen. So ist es auch im Deutschen: die Sprache im allgemeinen ist *Sprache*, und *eine* Sprache heißt auch *Sprache*, allerdings versteht man, daß es nicht um die Sprache im allgemeinen geht, wenn entweder eine einzelne, eine bestimmte Sprache erscheint oder wenn man von *Sprachen* im Plural spricht (den historisch gewordenen Formen der Sprache, die für bestimmte Gemeinschaften charakteristisch sind), oder auch, wenn man für diese Sprachen, für große Gemeinsamkeiten von Traditionen, ein besonderes Adjektiv gebraucht, z.B. *deutsche Sprache*, *französische Sprache*. In all diesen Fällen ist es also klar, daß es nicht um die Sprache im allgemeinen geht.

So waren die Verhältnisse auch schon im Lateinischen: *lingua* konnte entweder 'Sprache im allgemeinen' oder 'eine bestimmte Sprache' bedeuten und natürlich *linguae* im Plural dann nur 'Einzelsprachen'; so ist es auch im Russischen, wo *jazyk* ebenfalls 'Sprache im allgemeinen' und 'eine Einzelsprache' bedeutet, und ebenso im Englischen, wo *language* auch beides bezeichnen kann. Wenn aber z.B. ein Buch - und es gibt ein solches Buch - *Language and Languages* heißt, dann ist es klar, daß es um die Sprache im allgemeinen und um die verschiedenen Sprachen geht. So ist es auch noch in vielen anderen Sprachen.

In den romanischen Sprachen und ganz besonders im Französischen hat man hingegen, obwohl man auch in diesen Sprachen oft gemäß der lateinischen Tradition das, was *lingua* entspricht (z.B. frz. *langue*), auch für die Sprache im allgemeinen verwendet, die Möglichkeit, die Sprache im allgemeinen auch getrennt zu bezeichnen (im Französischen mit *langage*, und so im Italienischen *linguaggio*, im Spanischen *lenguaje* usw).

Dies betrifft aber eben das Allgemeine und das jeweils historisch Gewordene, nicht etwa die unmittelbare Gegenüberstellung 'einzelsprachliches Können' versus 'Ausführung dieses Könnens'. Die Ausführung wurde nie mit der Sprache als Sprechenkönnen verwechselt, denn man hat dafür schon in den Sprachen getrennte Bezeichnungen; so bereits im Lateinischen: 'Sprache allgemein' oder 'eine besondere Sprache': *lingua*, und 'die Rede', 'das Sprechen': *sermo*; oder im Deutschen eben *Sprache* und *Rede*, bzw. im Englischen *language* und *speech*.

Es stimmt aber, daß auch diese Unterscheidung (*Sprache* vs. *Rede*) als technische Unterscheidung, als fachsprachliche Unterscheidung in der Tradition nicht ausdrücklich formuliert wurde und daß im allgemeinen auch nicht die charakteristischen, der Einzelsprache und der Rede eigenen Züge ausdrücklich festgestellt und formuliert worden sind. Trotzdem gibt es auch eine Tradition der ausdrücklichen Formulierung. Ich habe die Unterscheidung als ausdrücklich formulierte Unterscheidung und mit einer impliziten Angabe, daß es sich um eine fachsprachliche Unterscheidung handelt, bei Hegel gefunden in der *Enzyklopädie der Philosophischen Wissenschaften*, § 459. Dieser Paragraph ist übrigens fast schon ein Kapitel, er ist sehr lang und er betrifft die Sprache. Die Formulierung von Hegel lautet: "die Rede und ihr System, die Sprache"; d.h. also die Sprache als System der Rede, als der Rede unterliegendes System, und von Hegel selbst sind die Termini *Rede* und *Sprache* durch Unterstreichung eben als Fachausdrücke, d. h. als explizite Unterscheidung hervorgehoben.

Man findet dann diese Unterscheidung auch als ausdrücklich, aber zu anderen Zwecken gemacht bei Humboldt, der einerseits die Sprache im allgemeinen und eine Sprache von dem unterscheidet, was er "das jedesmalige Sprechen" nennt. Man findet die Unterscheidung auch im 19. Jh. bei dem dänischen Linguisten (insbes. Latinisten) Madvig, der sich, wenn auch nicht in diesem Zusammenhang, auf Hegel und Humboldt bezieht. Das sind die einzigen Autoren, die er in der entsprechenden Abhandlung zitiert, und zwar als diejenigen, die mehr als alle anderen von der Sprache verstanden haben. Deshalb ist wohl anzunehmen, daß auch die Trennung von Sprache und Rede dem Ansatz bei Hegel und bei Humboldt zu verdanken ist.

Aber es gibt Wichtigeres und Eindeutigeres: Ein deutscher Linguist, Georg von der Gabelentz, unterscheidet in seinem Buch *Die Sprachwissenschaft* (1. Auflage Leipzig 1891, 2. Auflage, ebenfalls Leipzig, 1901) ausdrücklich genau die gleichen Formen der Sprache, die wir bei Ferdinand de Saussure wiederfinden, und zwar als methodische Unterscheidung, als grundlegende Unterscheidung auch für die sprachwissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere für die Sprachbeschreibung. Gabelentz sagt ausdrücklich: Diese Bezeichnung *Sprache* enthält in sich ein Mehreres, zuerst das jeweilige Sprechen, die Rede, dann ein besonderes System der Rede, die Einzelsprache, und dann die Fähigkeit zu reden, die Fähigkeit zum Sprechen, das Sprachvermögen, dies alles nennen wir *Sprache*. Es gelte, dies alles gerade für die Begründung der sprachwissenschaftlichen Disziplinen zu unterscheiden.

Bei Saussure hat man nun ebenso innerhalb des *langage* die *parole*, (das jeweilige individuelle Sprechen), die *langue* (Einzelsprache) und die Sprache als Fähigkeit zu sprechen, die *faculté de langage*. Auch die charakteristischen Züge, die Ferdinand de Saussure der Sprache allgemein, der *langue* und der *parole* zuschreibt, seine Definitionen, und die jeweiligen Abgrenzungen, sind im wesentlichen diejenigen, die wir schon bei Gabelentz finden.

Hier haben wir also eine Übereinstimmung, die völlig anders aussieht als diejenigen, die wir bisher gesehen haben. Denn hier besteht die Übereinstimmung gerade mit dem 19. Jh., während wir bisher Übereinstimmungen mit der Antike, dem Mittelalter und dem 18. Jh. kennengelernt haben. Die Übereinstimmung besteht mit einer Linie Hegel - Humboldt - Gabelentz, wenn man so sagen darf, aber eben nicht mit der Hauptlinie der Entwicklung der Sprachwissenschaft im 19. Jh.

Die Hauptlinie der Entwicklung im 19. Jh. ist diejenige der vergleichenden Sprachwissenschaft, ganz besonders der indogermanischen vergleichenden Sprachwissenschaft, wo vor allem deutsche Namen hervorrangen; die Sprachwissenschaft ist im 19. Jh. weitgehend eine deutsche Wissenschaft; Deutschland ist an erster Stelle in der Sprachwissenschaft, gerade was die Hauptlinie der Entwicklung betrifft. Man kann als Festpunkte auf dieser Hauptlinie der Entwicklung die großen Synthesen der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft nehmen, die jeweils auf dem Gebiet der Indogermanistik weitgehend dem Stand der Forschung zu einer bestimmten Zeit entsprechen, d.h. eine Linie Bopp - Schleicher - Brugmann, die sich auf die großen vergleichenden Grammatiken bezieht, bei Schleicher beispielsweise auf das *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*.

Die Übereinstimmungen, die wir festgestellt haben, sind hingegen Übereinstimmungen mit einer anderen Linie der Entwicklung, die wir entweder überhaupt

nicht an den Universitäten finden oder sozusagen im Abseits. Hegel war zwar Universitätsprofessor, aber Gott sei Dank gerade nicht für Sprachwissenschaft, und Humboldt hat zwar Universitäten gegründet, aber nie Sprachwissenschaft an der Universität gelehrt. Gabelentz vertrat nicht das Hauptfach der Sprachwissenschaft im 19. Jh., sondern andere Fächer (insbes. das Chinesische). Hat auch dies einen Sinn im Panorama von Übereinstimmungen?

### 2.2.5. Synchronie und Diachronie

Betrachten wir noch eine weitere Übereinstimmung: Ferdinand de Saussure unterscheidet bei der Sprache, der *langue*, zwischen Synchronie und Diachronie. Diese Termini bedeuten zweierlei, je nach der Realität, auf die sie angewandt werden, d.h. je nachdem, ob sie die Sprache betreffen oder die Wissenschaft von der Sprache. Wenn sie die Sprache betreffen - und das ist die Hauptbedeutung bei Ferdinand de Saussure -, bedeutet *Synchronie* 'eine Sprache zu einer bestimmten Zeit, zu einem bestimmten Zeitpunkt', d.h. einen Sprachzustand, z.B. die deutsche Sprache der Gegenwart, und *Diachronie* bedeutet dann 'die Entwicklung dieser Sprache in der Zeit', also das, was mit dieser Sprache, in dieser Sprache *dia*, d.h. 'durch' die Zeit hindurch, geschehen ist.

Wenn diese Termini die Wissenschaft von der Sprache betreffen - und das tun sie vor allem, wenn sie adjektivisch gebraucht werden: *synchronisch* / *diachronisch* -, dann beziehen sie sich auf die Beschreibung eines Sprachzustandes; diese soll *synchronisch* sein, also eben nicht Entwicklung und Zustand verwechseln, sondern nur Zustand, Sprachzustand beschreiben, und *diachronisch* bezieht sich auf die Beschreibung oder auf die Feststellung der Entwicklung. Eine diachronische Studie ist dann eine Studie der Entwicklung einer Sprache, ganz besonders, was ihre innere Gestaltung, ihre innere Beschaffenheit betrifft.

Wir haben hier wiederum eine grundlegende Unterscheidung, diesmal jedoch nicht nur für die europäische, sondern auch für die nordamerikanische Linguistik. Das, was Bloomfield in seiner Rezension des *Cours de linguistique générale* von Ferdinand de Saussure besonders hervorhebt, ist eben dieser synchronische Gesichtspunkt, d.h. der Gesichtspunkt, der die systematische kohärente Sprachbeschreibung erlaubt und der eben die methodische Grundlage für eine solche Beschreibung ist. Wir werden nun sehen, daß auch diese so wichtige Unterscheidung eine Tradition hat.

Ich habe diese Unterscheidung sehr klar formuliert zum ersten Mal bei einem bescheidenen französischen Grammatiker des 18. Jhs. gefunden, bei Francois

Thurot. Sie steht in in seiner Übersetzung von James Harris' *Hermes*, und zwar in den Anmerkungen, die er dieser Übersetzung hinzufügt. Dieses Werk von Harris, in London 1751 erschienen, ist eines der wichtigsten Werke der allgemeinen Grammatik und der Sprachtheorie im 18. Jh.. Die französische Übersetzung von Francois Thurot erscheint in Paris im 4. Jahr der Republik, d.h. 1796. Die Kommentare und die Anmerkungen von Thurot haben selbstverständlich im allgemeinen nicht das Niveau des Originaltextes von Harris. Harris war ein genialer Sprachtheoretiker und ein Philosoph, Thurot hingegen war ein bescheidener Grammatiker, obwohl er sich bisweilen auch anmaßt, die philosophischen Grundlagen von Harris zu kritisieren. Er sagt z.B., Harris sei eben solchen kleinen überholten Philosophen wie Plato und Aristoteles gefolgt und die neueren, insbes. französischen Philosophen - von Kant wußte Thurot natürlich nichts - seien doch diesen alten bei weitem überlegen. Im allgemeinen ist Thurot also sehr bescheiden, in einigen Punkten jedoch ist er auch originell und manchmal sogar Harris überlegen, so eben in diesem Punkt, um den es uns hier geht. So fügt er u.a. der Übersetzung eine Analyse des französischen Verbs hinzu, und er sagt ausdrücklich, daß er bei dieser Analyse nicht den *ordre étymologique*, d.h. nicht die Entwicklung des Verbs etwa aus dem Lateinischen, sondern den *ordre systématique* aufnehmen will, d.h. daß er die Analyse auf den Sprachzustand des Französischen beziehen will, und das tut er auch tatsächlich. D.h. er unterscheidet ausdrücklich als verschiedene Gesichtspunkte den *ordre étymologique*, d.h. das Diachronische, und den *ordre systématique*, d.h. das Synchronische, obwohl er natürlich diese Termini nicht verwendet.

Man findet dann eine solche Unterscheidung, wiederum ohne die Termini, auch bei Humboldt. Man findet sie vor allem in sehr eindeutigen Termini bei André Bello, einem südamerikanischen Gelehrten, im Vorwort zu seiner für die damalige Zeit und auch für heute immer noch ausgezeichneten spanischen Grammatik von 1847, und man findet die Unterscheidung, z.T. schon mit eben der Formulierung, die wir bei Saussure wiederfinden, bei Georg von der Gabelentz in dem schon erwähnten Werk. Gabelentz schreibt, daß man unterscheiden muß zwischen den "gleichsprachlichen und gleichzeitigen" Fakten in der Sprache und den "aufeinanderfolgenden" Tatsachen, und Saussure unterscheidet ausdrücklich die *termes simultanés coexistants* oder *synchroniques* und die *termes successifs* (d.h. eben 'aufeinanderfolgend'). Hier entsprechen auch die Termini (zumindest *gleichzeitig*) den Termini von Saussure: *gleichzeitig* ist die deutsche Möglichkeit, *synchronique* zu sagen, d.h. 'zu der gleichen Zeit gehörend'.

Es stimmt zwar, daß Gabelentz nicht nur *gleichzeitig* sagt, sondern auch *gleichsprachlich*, d.h. 'zu demselben Sprachsystem gehörend'; man könnte also den Eindruck haben, hier würde Gabelentz etwas anderes als Saussure sagen. Daß

Saussure nur *synchronique* sagt, ist jedoch nicht der Fall, denn Saussure sagt ausdrücklich, daß es um *synchronique* in derselben Sprache gehe und daß man eigentlich *idiosynchronique* sagen müsse (d.h. 'synchronisch in der gleichen Sprache'), daß ihm aber der Terminus *idiosynchronique* zu schwerfällig zu sein scheine und daß er deshalb an seiner Stelle nur *synchronique* verwenden werde. *Gleichsprachlich und gleichzeitig* von Gabelentz entspricht genau dem zuerst auch von Saussure vorgeschlagenen *idiosynchronique*.

Auch in bezug auf die Sprachwissenschaft wird die Unterscheidung von Gabelentz eindeutig gemacht. Mit den "gleichsprachlich und gleichzeitig" gegebenen Fakten beschäftigt sich die "beschreibende Sprachwissenschaft", d.h. die *linguistique synchronique* von Saussure, mit den aufeinanderfolgenden Tatsachen die "genealogische Sprachwissenschaft", d.h. Saussures *linguistique diachronique*. Mehr noch, auch die griechischen Termini findet man fast genau in der Saussureschen Form vor dem Erscheinen des *Cours de linguistique générale*, und zwar bei dem deutschen Sprachpsychologen Dittrich in seinen *Grundzüge(n) der Sprachpsychologie* (1903). Dittrich unterscheidet zwei Formen der Sprachwissenschaft: die eine ist die beschreibende, die andere die historisch ausgerichtete. Er nennt sie *synchronistisch* bzw. *metachronistisch*. *Synchronistisch* ist fast genau, wie Sie sehen, synchronisch, *metachronistisch* würde dem Diachronischen entsprechen (Saussure konnte viel besser griechisch als Dittrich und hat auch einen viel besseren Terminus geprägt).

#### 2.2.6. Übereinstimmungen in den Einzelheiten

Wenn man solche Übereinstimmungen weiter verfolgt, kann man auch auf Übereinstimmungen im Detail, in den Einzelheiten kommen. Emile Benveniste hat beispielsweise eine wichtige Theorie der Pronomina, insbes. der Personen beim Verb, entwickelt, in der er hauptsächlich zwischen Person und Nicht-Person unterscheidet. Im Wesentlichen sagt Benveniste folgendes: Es gibt eigentlich nur zwei Personen, die erste und die zweite Person, d.h. nur die tatsächlichen Personen des Dialogs, die sog. dritte Person ist die Nicht-Person, sie ist gerade das, was zur restlichen Welt gehört, und auch im üblichen, alltäglichen Sinne braucht es keine Person zu sein, es ist alles, wovon man spricht.

Schlagen wir das oben erwähnte Werk von James Harris auf, finden wir in einer kurzen Fußnote ohne weitere Begründung: Eigentlich müsse man nur von zwei Personen reden, von der ersten und von der zweiten Person, da die sog. dritte die Nicht-Person sei. Für die Begründung und zugleich für die Quelle dieser Theorie

der Personen verweist Harris auf die Antike, nämlich auf Apollonius Dyskolos. Wir haben hier eine Übereinstimmung (sogar im Detail) wiederum mit dem 18. Jh. und mit der Antike. Man könnte zahlreiche weitere Beispiele dieser Art in der Geschichte der Sprachwissenschaft finden.

### 2.3. Zusammenhänge der Linguistik des 19. Jh. mit älteren Traditionen

#### 2.3.1. Sprachgeschichtliche Grundbegriffe in der Renaissance

Wenn man hingegen die Linguistik des 19. Jhs. betrachtet und nach ihren historischen Zusammenhängen sucht, so findet man überraschenderweise ganz andere Übereinstimmungen: an erster Stelle Übereinstimmungen mit der Renaissance. Die Renaissance ist die Zeit der Sprachgeschichte in der älteren Sprachwissenschaft, der wichtigere, wesentliche Gesichtspunkt ist in der Renaissance der historische. Man stellt immer wieder das Problem des Sprachwandels, der Sprachentwicklung, und so findet man auch fast alle Grundbegriffe der historischen Sprachwissenschaft bei Linguisten und Historikern der Renaissance vorgeformt oder vorgeprägt.

So ist z.B. ein Grundbegriff der historischen Sprachwissenschaft der Begriff *Substrat* (d.h. eine Sprache, die früher in einer Gemeinschaft gesprochen wurde, die später eine neue Sprache aufnimmt, bzw. die früher gesprochene Sprache in dem Maße, in dem sie die neuere beeinflusst hat; z.B. das Keltische als Substrat des Lateinischen in Frankreich). Die Theorie des Substrats gehört zum 19. Jh.; sie wurde von Ascoli entwickelt und begründet. Man findet aber Ansätze, und sogar viel mehr als Ansätze schon bei Poggio Brocciolini (1450), bei Pierre de la Rameé (Petrus Ramus) im 16. Jh., bei Claude Fauchet und bei Paquier ebenfalls im 16. Jh., gegen Ende des Jahrhunderts, und man findet eine Theorie des Substrats bei dem Spanier Lorenzo Hervás im 18. Jh., der allerdings nicht zur Hauptlinie der Entwicklung der Linguistik im 18. Jh. gehört (die Linguistik im 18. Jh. ist vor allem Sprachtheorie und allgemeine Grammatik).

Dem Begriff *Substrat* entspricht der Begriff *Superstrat* für eine später angenommene Sprache (in dem Maße, in dem diese, bevor sie in der entsprechenden Gegend und in der entsprechenden Gemeinschaft ausstirbt, die ältere, sich fortsetzende Sprache beeinflusst hat; z.B. das Germanische als Superstrat des Lateinischen bzw. des Romanischen in verschiedenen romanischen Ländern).

Dieser Begriff war - wenn auch ohne diesen Namen - ein Grundbegriff der Sprachwissenschaft in der Renaissance, er ist sogar der wichtigste Erklärungs-begriff für die Entwicklung der romanischen Sprachen aus dem Lateinischen: Die

romanischen Sprachen seien eben unter dem Einfluß des Germanischen anders geworden. Auch diese Theorie fängt schon um 1450 an (mit Flavio Biondo) und wird dann von zahlreichen Gelehrten in Italien, in Frankreich und in Spanien vertreten, wo sie so gut wie allgemein ist.

Weiterhin ist ein Grundbegriff der historischen Sprachwissenschaft der Begriff *Lautgesetz*, d.h. der Begriff von den regelmäßigen phonetischen Entsprechungen zwischen zwei aufeinanderfolgenden Sprachzuständen; z.B.: lat. *c* wird vor *a* im Französischen zu *ch*, etwa *cattus* - *chat*, *canis* - *chien* usw. Es wird also so etwas wie eine regelmäßige phonische Veränderung zwischen einem älteren und einem neueren Sprachzustand bei der historischen Entwicklung einer Sprache angenommen. Den Begriff von dieser Regelmäßigkeit der Entsprechungen findet man in der Renaissance bei Claudio Tolomei und bei Luigi Castelvetro in Italien. Besonders ausführlich formuliert und mit vielen Beispielen unterstützt steht er bei Bernardo Aldrete in Spanien (1605) und bei anderen Autoren.

Weiterhin ist ein wichtiger Begriff in der historisch vergleichenden Sprachwissenschaft der Begriff *Rekonstruktion*, d.h. 'die Möglichkeit, aufgrund von festgestellten Entsprechungen dort, wo eine ältere und eine neuere Phase bekannt sind, von der neueren Phase her die unbekanntenen Formen der älteren (oder einer Zwischenstufe) zu rekonstruieren. Man hat z.B. im Lateinischen nicht etwa *adripare* als belegt, aber man kann \**adripare* rekonstruieren aufgrund des frz. *arriver*, wenn man die bekannten phonischen Entsprechungen in umgekehrter Richtung anwendet.

Diesen Begriff von *Rekonstruktion* findet man ebenfalls in der Renaissance, und zwar wiederum bei Luigi Castelvetro. Castelvetro sagt z.B., it. *voglio* könne nicht auf die bekannte lateinische Form *volo* zurückgehen, sondern es müsse, so wie *doglio* auf *doleo*, auf eine Form \**voleo* zurückgehen. D.h. wenn *doleo* zu *doglio* geworden ist, dann muß man annehmen, daß *voglio* auf ein \**voleo* zurückgeht, auf eine nicht belegte Form, die aber Luigi Castelvetro rekonstruiert. Diese rekonstruierten Formen für die romanischen Sprachen und das, was in den romanischen Sprachen mehr oder weniger offensichtlich lateinisch ist, aber im klassischen literarischen Latein nicht vorkommt, wird eben einer rekonstruierten oder einer zu rekonstruierenden lateinischen Sprache zugeschrieben, dem "Vulgärlatein".

Der Begriff *Vulgärlatein* ist wiederum ein wichtiger Begriff der Sprachgeschichte in der Renaissance. Frühe Ansätze dazu findet man schon im 15. Jh. bei Leonardo Bruni in der Idee, daß die Römer auch eine andere Sprache neben der überlieferten klassischen, literarischen Sprache gehabt hätten. Die Idee wird dann entwickelt und begründet, ganz besonders von Celso Cittadini (1601).

Ebenso wichtig gerade für die Sprachgeschichte und insbes. für die historische Grammatik ist die Unterscheidung zwischen dem ererbten Wortschatz, den ererbten Wörtern (d.h. den Wörtern ununterbrochener Überlieferung), und den Buchwörtern, dem gelehrten Wortschatz, (z.B. im Falle der romanischen Sprachen den späteren Latinismen), denn gerade nur die ererbten Wörter weisen in der Regel diese regelmäßigen phonetischen Entsprechungen auf, die Lautgesetze. Diese Unterscheidung findet man mit ausgezeichneten Beispielen wiederum bei Claudio Tolomei. Tolomei sagt u.a.: Wörter wie *pleve* seien sicherlich nicht auf toskanischen Marktplätzen entstanden, denn dort müßten sie eine andere Form haben. Das ebenfalls existierende *pieve* ist das volkstümliche Wort, *pleve* hingegen das Buchwort, das aus dem Lateinischen später wiederaufgenommene Wort. Und auch bei den Übereinstimmungen zwischen dem 19. Jh. und der Renaissance kann man Koinzidenzen im Detail feststellen.

### 2.3.2. Übereinstimmungen in den Details

Die gut bekannte Erklärung des romanischen Futurs vom Typ *chanterai - cantare - cantero* besteht darin, daß diese Formen auf *cantare habeo* zurückgehen, auf Infinitiv und Hilfsverb, die dann später agglutiniert worden sind. Man findet sie schon bei dem ersten romanischen Grammatiker, in der ersten im Druck erschienenen romanischen Grammatik von Antonio de Nebrija (1492), und sie wird dann in Italien von Castelvetro übernommen, der sicherlich Nebrija kannte (Castelvetro konnte u.a. gut Spanisch).

Wörter wie z.B. *alouette* u.a. werden als Keltismen im Französischen schon von Fauchet identifiziert. Paquier führt auf das Keltische das frz. /ü/ zurück, d.h. die Tatsache, daß das lat. /u/ im Französischen zu /ü/ geworden ist, wird - wie viel später in der Linguistik des 19. Jhs. - auf das Substrat zurückgeführt. Er bemerkt ausdrücklich, daß andere romanische Sprachen diesen Laut nicht haben. Ein wichtiges Beispiel für das Substrat sind bei Ascoli die norditalienischen Mundarten, die sog. gallo-italischen Mundarten, die ebenfalls ein keltisches Substrat haben. Das ist auch das wichtigste Beispiel bei Hervás, der es genau so sieht: die Mundarten der *Gallia cisalpina* würden keltische Züge aufweisen.

Hier haben wir wiederum Übereinstimmungen in großer Menge, und gerade auch bei den Grundbegriffen, zwischen der historischen Sprachwissenschaft des 19. Jhs. und der Renaissance, z.T. aber auch mit dem 18. Jh., dann aber mit einer zweiten Linie der Entwicklung der Sprachwissenschaft und nicht mit der dominierenden Linie. So wird man phonische Entsprechungen wie die Idee des

Vulgärlateins im 18. Jh. bei Bonamy finden, bei Muratori etymologische Fragestellungen, bei Hervás wiederum den historischen Gesichtspunkt und sogar den Begriff *Substrat*. Sarmiento in Spanien belegt die Idee der phonischen Entsprechungen mit Beispielen aus verschiedenen romanischen Sprachen, d.h. es gibt schon eine vergleichende Grammatik mehrerer romanischer Sprachen. Bei dem österreichisch-italienischen Gelehrten Francesco (oder Franz) Grisellini findet sich wiederum eindeutig die Idee des Vulgärlateins usw.

Man hat zwar gesagt, das 18. Jh. sei das Jahrhundert ohne Geschichte gewesen. Dies stimmt natürlich nicht angesichts solcher Gestalten wie Muratori in Italien oder Bonamy in Frankreich, Sarmiento in Spanien oder wie Hervás, der sowohl in Spanien als auch in Italien tätig war. Es stimmt aber, daß die Geschichte im 18. Jh. nicht dominierend ist. Die Geschichte ist nicht das Paradigma der Wissenschaft, kann aber bisweilen sehr wichtig sein; sie gehört zu einer sekundären Linie der Entwicklung der Wissenschaften in der Kultur dieser Zeit.

## 2.4. Der Sinn der Übereinstimmungen

### 2.4.1. Verschiedene Haltungen gegenüber der Sprache

Im Ganzen haben wir bisher folgendes festgestellt:

- (1) Es gibt Übereinstimmungen zwischen der Linguistik des 20. Jh. mit der Antike, dem Mittelalter und dem 18. Jh., z.T. auch mit einer zweiten Linie der Entwicklung im 19. Jh., und zwar bis ins Detail.
- (2) Es gibt Übereinstimmungen, und zwar auch was die Grundbegriffe selbst betrifft, zwischen der Linguistik des 19. Jhs. und der Linguistik der Renaissance, und es gibt auch Übereinstimmungen mit einer zweiten, sekundären Linie der Entwicklung der Linguistik im 18. Jh. In letzterem Fall bestehen die Übereinstimmungen nicht eigentlich oder seltener mit Linguisten im engeren Sinne, wohl aber mit Historikern, die sich auch mit der Sprache beschäftigt haben.

Stellt man in dieser Weise die Übereinstimmungen einerseits der Linguistik des 20. Jh. mit der Linguistik in der Antike, im Mittelalter und im 18. Jh., andererseits die Übereinstimmungen zwischen der Linguistik der Renaissance und der historischen vergleichenden Linguistik des 19. Jhs. zusammen, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß gewisse Errungenschaften zu bestimmten Zeiten in Vergessenheit geraten und erst später wieder entdeckt werden.

Die Erklärung des romanischen Futurs war eine Errungenschaft der Renaissance. Wir fanden sie bei Nebrija in Spanien und bei Castelvetro in Italien vor. Diese Erklärung geriet in Vergessenheit und wurde wiederentdeckt, einmal von einem französischen Grammatiker, Regnier Desmarais, dann später noch einmal von Raynouard, und zwar beide Male ohne Bezug auf Nebrija und auf Castelvetro. Wie ist dies zu erklären? Es handelt sich sicherlich nicht in jedem Fall um tatsächliche Übernahme einer Tradition. Vielmehr geht es darum, daß eine gewisse Haltung gegenüber der Problematik der Sprache auch zu ähnlichen oder sogar zu identischen Lösungen führt, so daß die Verantwortung für diese Übereinstimmungen viel mehr in dieser allgemeinen Haltung, dieser Konzentration des Interesses auf bestimmte Aspekte der Sprache und ihre Problematik zu sehen ist.

#### 2.4.2. Antike und Mittelalter: Sprachtheorie und Sprachbeschreibung

In der Antike und im Mittelalter konzentriert sich das Interesse an der Sprache auf die Sprachtheorie und auf die Sprachbeschreibung. Es werden die Grundbegriffe diskutiert, sowohl was die Sprache im allgemeinen betrifft (z.B. Verhältnis Sprache - Denken, Verhältnis Sprache - Wirklichkeit) als auch was die Gestaltung der Einzelsprachen betrifft (d.h. die grammatischen Begriffe). Es entstehen zunächst beschreibende Wissenschaften von der Sprache, an erster Stelle die Grammatik der Einzelsprache, ferner die Rhetorik und die Dialektik (die Rhetorik als Beschreibung der Sprachverwendung in Typen von Situationen, die Dialektik als Beschreibung der Sprachverwendung in der wissenschaftlichen Diskussion, d.h. im Bereich der Suche nach der Wahrheit - einer Suche, die an erster Stelle als Diskussion mit Thesen und Gegenthesen verstanden wird).

Hingegen existiert die Geschichte in dieser Zeit überhaupt nicht, oder das Interesse für die Sprachgeschichte ist sehr gering und gegenüber dem Interesse für Sprachtheorie und Sprachbeschreibung sekundär. Das Problem des Sprachwandels wird in der ältesten Zeit eigentlich nicht gestellt, die Einzelsprachen werden vielmehr als ideell schon gegeben für alle Zeiten, als jeweils statische Gebilde ohne tatsächliche Entwicklung angesehen. Das bedeutet nicht, daß ältere Sprachzustände nicht bekannt sind; man kennt sie wohl, aber das Interesse für diese Sprachzustände ist in Griechenland und in der griechischen Welt ein philologisches für das genaue, richtige Verständnis der älteren Texte und für die Wiederholung der älteren Modelle, für die weitere Erzeugung von Texten nach bestimmten Gattungen. Die homerische Sprache z.B. ist an Epik und an Hexameter gebunden. Man kennt sie damals schon genau. Sie ist aber sozusagen ein für allemal

gegeben, und jedesmal, wenn man epische Dichtung oder Hexameter schreibt, verwendet man bis in die byzantinische Zeit hinein die homerische Sprache.

In Rom, wo eine ältere schriftliche Tradition fast im ganzen fehlt (die ältere Dokumentation des Lateinischen ist nur spärlich), hat man noch weniger Interesse für ältere Sprachzustände, und man sieht auf jeden Fall die neueren nicht als Fortsetzung der älteren an, d.h. als aus den älteren historisch entwickelt. Cicero z.B. sagt, daß die Alten dem Ablativ ein *d* hinzufügten, was in Rom gut bekannt war, weil diese Formen in Inschriften auftauchen, z.B. *meritod* für *merito*. Symptomatisch ist, wie Cicero dies ausdrückt. Er sagt nicht: Früher sagte man *meritod*, und im Laufe der Sprachentwicklung ging das auslautende *d* verloren. Er stellt also nicht den Schwund des auslautenden *d* fest, sondern sieht im Gegenteil die spätere Form *merito* ohne *d* als schon ideell gegeben an, als ob eine Idealsprache existiere, von der die Alten abgewichen sind, indem sie *d* hinzufügten.

Im Mittelalter besteht das deskriptive Interesse fort. Die beschreibenden Disziplinen sind ja im Grunde normativ, d.h. es geht um die richtige Beschreibung des klassischen Sprachgebrauchs. Der Sprachwandel wird als Abweichung von den alten Modellen aufgefaßt, als Verfall, als *corruptio*: Die romanischen Sprachen, die sogenannten Vulgärsprachen, würden nicht deshalb vom Lateinischen abweichen, weil sie anders geworden seien bzw. weil sie das gleiche Lateinische seien, wie es sich historisch weiterentwickelt hat, sondern deshalb, weil sie verfallen seien. Sie würden eine verdorbene Latinität darstellen, einfach weil die Regeln, die Normen vom Volk nicht mehr richtig angewandt würden.

In gewisser Hinsicht wird also die Sprachentwicklung als Abweichung, als Sprachfehler, aufgefaßt, und wenn man dann anfängt, sich doch auch in bezug auf die Beschreibung der neueren Sprachen Gedanken zu machen, fragt man sich, ob diese Sprachen überhaupt auf Regeln zurückzuführen sind: Die Regel, die Norm sei doch das Lateinische. Kann man Regeln auch in diesem verdorbenen Latein, im Romanischen finden? Man zweifelt sehr lange daran.

#### 2.4.3. Renaissance und 17. Jh.: Sprachgeschichte und -vergleich

In der Renaissance und im 17. Jh. stellen wir eine völlig andere allgemeine Haltung gegenüber der wissenschaftlichen Problematik der Sprache fest. Die Beschreibung geht natürlich weiter, die Sprachtheorie ebenfalls, aber die Beschäftigung mit der Sprache in dieser Hinsicht steht nicht mehr im Zentrum des Interesses. Ins Zentrum des Interesses rücken vielmehr die Sprachgeschichte und zugleich der Sprachvergleich. Das Hauptproblem ist jetzt der Sprachwandel, die

Erklärung der Herkunft der Sprachen. Es werden durch mehr oder weniger expliziten Sprachvergleich Sprachfamilien identifiziert und voneinander abgegrenzt. Schon Dante erkennt ziemlich eindeutig die romanische Sprachfamilie, zumindest was die westromanischen Sprachen einschließlich des Italienischen betrifft, und er bezieht sich auch auf andere Sprachfamilien Europas, wenn auch nicht mit der gleichen Sicherheit und Bestimmtheit wie im Falle des Romanischen.

Die Beschäftigung mit der Sprachentwicklung und mit dem Sprachvergleich und die Feststellung der Sprachfamilien gehen weiter. Wichtige Vertreter sind z.B. Genebrardus in Frankreich, später Scaliger der Jüngere, ebenfalls in Frankreich, Andres de Poza in Spanien, Gessner und Megiser im deutschen Sprachraum. Das Interesse für die Sprachen in ihren historischen Zusammenhängen beschränkt sich nicht auf die Sprachen Europas. Man neigt dazu, alle bekannten Sprachen der Erde auf Familien zurückzuführen. Die Sprachfamilien werden zwar noch nicht genau im heutigen Sinne gesehen, aber die Auffassungen nähern sich oft bemerkenswert an die heutigen an.

Eine Möglichkeit, Sprachfamilien darzustellen, besteht darin, daß man jeweils nur eine Sprache für jede Familie annimmt, die in verschiedenen Formen gesprochen wird. So wird z.B. gesagt: Das Germanische sei nur eine Sprache, werde aber in einer deutschen, schwedischen, dänischen usw. Form gesprochen.

Eine andere Möglichkeit besteht darin, jeweils "Muttersprachen" anzunehmen (nicht im Sinne von Muttersprache als 'die Sprache der Mutter', sondern als 'Sprache, die Mutter anderer Sprachen ist bzw. eine bestimmte Familie von Sprachen gebiert'); der Terminus ist immer wieder *peperit*, z.B. *lingua latina* (oder *germanica*] *peperit* ...('gebar folgende Sprachen').

Eine dritte Möglichkeit, die von diesem Begriff der Muttersprache ausgeht, bietet eine abstraktere Auffassung, eine Art strukturelle Abstraktion: die *linguae matrices*, d.h. eine Matrix jeweils für eine Sprachfamilie. Scaliger klassifiziert um 1600 schon fast alle Sprachen Europas in *matrices*. Drei von diesen *matrices* bezeichnet er als hauptsächlich, als *matrices maiores*: die romanischen, die germanischen und die slawischen Sprachen; die anderen hingegen nennt er *matrices minores*. Die *maiores* benennt er jeweils mit ihrem Wort für einen Begriff (für den Begriff *Gott*), mit einem Wort, das jeweils als Symbol der Einheit der *matrices* fungieren soll. Er spricht also von *deus*-Sprachen, von *Gott*-Sprachen und von *bog*- bzw. von *boge*-Sprachen. Für das Germanische insbesondere geht er noch weiter und spricht von *water*-Sprachen und *Wasser*-Sprachen, d.h. er identifiziert in gewisser Hinsicht die zweite germanische Lautverschiebung und stellt ausdrücklich fest, daß eben das Niederdeutsche eine *water*-Sprache ist, das Oberdeutsche hingegen

eine *Wasser-Sprache* und daß die anderen germanischen Sprachen ebenfalls *water-Sprachen* sind.

Es ist dies auch die Zeit, in der die *Vater-unser*-Sammlungen entstehen. Das *Vater unser* wird als Sprachprobe einer Sprachfamilie angeführt und dient zugleich dazu, die Ähnlichkeit der Sprachen der gleichen Familie klarzumachen. Die *Vater unser* werden meist nach Sprachfamilien geordnet, mit Fehlern sicherlich, was die Zurückführung auf diese oder auf jene Sprachfamilie betrifft. Das einzelne ist aber nicht das Wichtige, was das Interesse und die allgemeine Haltung betrifft; das Wichtige ist vielmehr gerade, daß überhaupt dieser Versuch unternommen wird, die Sprachproben nach Sprachfamilien zu ordnen. Die erste selbständige *Vater-unser*-Sammlung ist diejenige von Megiser, einem Stuttgarter Gelehrten, die in Frankfurt 1593 erscheint. Es entsteht eine Tradition der *Vater-unser*-Sammlungen, die bis zu den ersten Jahren des 19. Jhs. weitergeht.

#### 2.4.4. Das 18. Jahrhundert: Sprachtheorie und Sprachbeschreibung

Im 18. Jh. konzentriert sich das Interesse wiederum vor allem auf die Sprachtheorie und auf die Sprachbeschreibung. Es ist in der Geschichte der Sprachwissenschaft das Jahrhundert der allgemeinen Grammatik, der *grammaire générale*, die eben beides, Beschreibung und Sprachtheorie, in sich vereint. Es gab schon früher eine gewisse Tradition der allgemeinen Grammatik; die berühmteste unter den älteren allgemeinen Grammatiken, die *Grammaire générale de Port Royal*, war schon 1660 erschienen. Diese allgemeinen Grammatiken und insbesondere die *Grammaire générale* von Port Royal standen aber im 17. Jh. noch nicht im Zentrum des Interesses, sie beherrschten sozusagen noch nicht die wissenschaftliche Ideologie. Erst im 18. Jh. wird die Beschäftigung mit der Sprache an erster Stelle durch diese Fragestellung der *grammaire générale*, der allgemeinen Grammatik charakterisiert.

Dementsprechend bleibt das Interesse für die Sprachgeschichte und für den Sprachvergleich im Hintergrund. Es ist nicht so, daß dieses Interesse schwindet, es bleibt aber auf einer sekundären Linie der Entwicklung. Die Hauptlinie ist diejenige der *grammaire générale*. Die großen Namen sind z.B. der schon erwähnte Harris in England (ich erwähne nur die allergrößten), Beauzée in Frankreich und Meiner in Deutschland.

Man hat, wie schon erwähnt, das 18. Jh. das Jahrhundert ohne Geschichte genannt. Das stimmt natürlich nicht, und zwar weder was die Geschichte schlechthin noch was die Sprachgeschichte betrifft. Wichtige Vertreter der Sprachgeschichte im 18.

Jh. sind Bonamy in Frankreich, Muratori in Italien, Hervás in Italien und in Spanien, Sarmiento und Mayáns in Spanien, um nur die romanischen Länder zu erwähnen. Trotzdem konzentriert sich das Hauptinteresse nicht auf die Geschichte, und die Gelehrten, die sich mit Sprachgeschichte befassen, sind keine Linguisten im engeren Sinne, sondern Historiker, Altertumsforscher oder Enzyklopädiiker wie Hervás. Die Linguisten befassen sich mit Grammatik, mit allgemeiner Grammatik, mit Sprachtheorie, mit Synonymik usw.

#### 2.4.5. Das 19. Jahrhundert: Sprachgeschichte und Sprachvergleich

Im 19. Jh. hat man wiederum eine Umkehrung der Hauptrichtung: Das Interesse konzentriert sich wieder auf die Geschichte und auf den Sprachvergleich. Das 19. Jh. ist ein Jahrhundert der Geschichte, und zwar nicht nur im Bereich der Sprachwissenschaft, hier aber mit ganz besonderer Intensität. Dies hängt auch mit der neuen Geschichtsauffassung zusammen, die sich in diesem Jahrhundert, insbesondere in der ersten Hälfte, behauptet und durchsetzt und zwar ist Geschichte jetzt eine Geschichte der Völker, nicht mehr nur eine Geschichte der herrschenden Persönlichkeiten und der kriegerischen Auseinandersetzungen unter Völkern, sondern tatsächlich eine Geschichte der Entwicklung der verschiedenen Einrichtungen im Großen und Ganzen der Nationen. Deshalb ist eben auch Sprachgeschichte von besonderem Interesse, da die Sprache die Einrichtung ist, die an erster Stelle eine Nation von anderen Nationen abgrenzt.

Diese neue Ausrichtung hängt eigentlich mit der allgemeinen Ausrichtung der philologischen oder der Human-Wissenschaften zusammen. In der Sprachwissenschaft bedeutet dies die Konzentration des Interesses auf die Sprachgeschichte, auf die vergleichende Grammatik, auf die Sprachfamilien, auf die Entwicklung der Sprachfamilien und der Sprachen innerhalb der Sprachfamilien.

Die Königin der sprachlichen Disziplinen ist in diesem Jahrhundert die Indogermanistik. Nach ihrem Muster entwickeln sich zuerst die verschiedenen vergleichenden Grammatiken der Sprachfamilien innerhalb der größeren indogermanischen Familie. So hat man die vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen, der germanischen Sprachen, der slawischen Sprachen und anderer Sprachen innerhalb dieser Familie.

Wie im 18. Jh. das Interesse für die Geschichte auf einer zweiten Linie der Entwicklung bleibt, also nicht gerade das zentrale Interesse in der Wissenschaft darstellt, so bleiben umgekehrt im 19. Jh. die Sprachtheorie und die Sprachbeschreibung auf einer sekundären Linie der Entwicklung, und zwar gleichgültig, wie wichtig in absoluter Hinsicht die entsprechenden Persönlichkeiten sind.

Die Hauptlinie ist die Linie der Indogermanistik, etwa Bopp, Schleicher, Brugmann und Delbrück, der Autoren der großen Synthesen der Forschung im Bereich der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen und, damit zusammenhängend, die Linie der vergleichenden Grammatik der Sprachfamilien innerhalb der Indogermanistik.

Nach diesem Modell entwickeln sich ferner vergleichende Grammatiken außerhalb der Indogermanistik, auch für Sprachen, wo man solche Vergleichsansätze früher festgestellt hatte, z.B. für die finnisch-ugrischen Sprachen. Es wird zwar manchmal behauptet, die vergleichende Grammatik sei eigentlich zuerst im Bereich der finnisch-ugrischen Sprachen entstanden, nicht im Bereich der Indogermanistik. Dies stimmt jedoch nur, was die Ansätze betrifft. Zum Modell der vergleichenden Grammatik überhaupt wird die Indogermanistik - auch für die anderen Sprachen außerhalb des indogermanischen Bereiches und für die vergleichende Sprachwissenschaft überhaupt. Auch wenn es darum geht, für eine Sprachfamilie, deren Geschichte überhaupt nicht bekannt ist, eine vergleichende Grammatik aufzubauen, folgt man dem Modell der indogermanischen Sprachwissenschaft.

Die Sprachtheorie und die Sprachbeschreibung, d.h. die sekundäre Linie der Entwicklung, werden vertreten von Nicht-Indogermanisten, von allgemeinen Sprachwissenschaftlern, von Sprachwissenschaftlern, die sich vorwiegend mit nicht-indogermanischen Sprachen beschäftigen oder die sich mit Teildisziplinen innerhalb der Sprachwissenschaft beschäftigen (z.B. mit der Sprachpsychologie, die sich allerdings nur unter großen Schwierigkeiten behauptet). Eine Linie wäre hier etwa die Linie Humboldt - Steinthal - Gabelentz - Fink, auch diesmal insbesondere in Deutschland.

Während im 18. Jahrhundert die Impulse, auch die für die sprachgeschichtlichen Fragestellungen, von der allgemeinen Grammatik kommen, kommen im 19. Jahrhundert die Impulse viel mehr von der vergleichenden Grammatik, und zwar auch für die Sprachtheorie. Die Sprachtheorie wird sozusagen in indogermanischer Hinsicht gemacht und auf diesem Gebiet im Zusammenhang mit der vergleichenden Grammatik. Es ist z.B. kennzeichnend, daß die Sprachtypologie, die sich allgemein durchsetzt, diejenige von August Schleicher ist, d.h. die traditionelle Einteilung in isolierende, agglutinierende und flektierende Sprachen, und nicht z.B. die Sprachtypologie von Steinthal, die doch, absolut gesehen, viel interessanter ist.

#### 2.4.6. Das 20. Jahrhundert: Sprachtheorie und Sprachbeschreibung

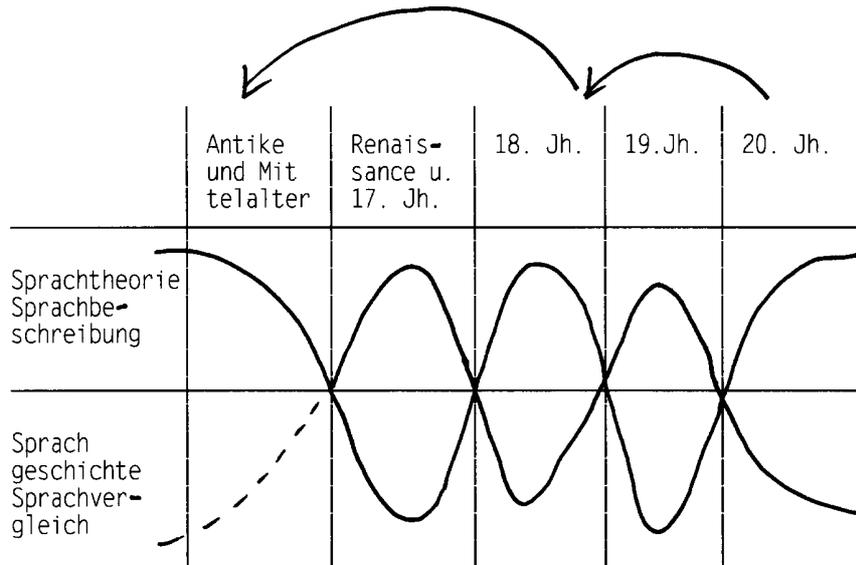
Im 20. Jh. schließlich - das hatten wir schon andeutend gesagt - hat man wiederum eine Umkehrung der allgemeinen Ausrichtung. Das Zentrum des Interesses liegt unter bestimmten historischen Bedingungen, die wir noch betrachten werden, wiederum im Bereich der Sprachtheorie und der Sprachbeschreibung. Die Sprachbeschreibung, die im 19. Jh. vor allem im Hinblick auf ihre Verwendung in der Sprachgeschichte aufgefaßt wurde, d.h. als etwas Praktisches oder Instrumentales, kommt wieder zu einer wissenschaftlichen Würde. Man sagt nun, und man muß es immer wieder ausdrücklich betonen, auch die Beschreibung sei eine berechtigte Wissenschaft, es gebe auch eine beschreibende, nicht nur eine historische Wissenschaft. Später wird man sogar den Primat des Beschreibenden, des Deskriptiven gegenüber dem Historischen behaupten, und man wird auch die Problematik der Geschichte eher von der Beschreibung her und mit den Kategorien der Beschreibung stellen.

Ebenso geht es nun um Sprachtheorie, d.h. das Interesse richtet sich auf die Methode, nicht an erster Stelle auf die Feststellung von Fakten. Die Darstellung und Interpretation im Rahmen einer theoretischen Auffassung und im Rahmen einer bestimmten Methode wird wichtiger als die Feststellung und die unendliche Sammlung von Fakten.

Diese allgemeine Haltung der Linguistik des 20. Jh. gegenüber der Sprache erklärt die Übereinstimmungen, die wir festgestellt haben, d.h. die Übereinstimmungen jeweils mit der hauptsächlichen Ausrichtung in der Antike, im Mittelalter und im 18. Jh. sowie mit der sekundären Linie der Entwicklung im 19. Jh. Es ist der Sinn, auf den sich in sehr allgemeinen Zügen die Übereinstimmungen zurückführen lassen.

#### 2.4.7. Das allgemeine Schema der Entwicklung

Ein Schema der allgemeinen Entwicklung soll das bisher Gesagte verdeutlichen. Das Schema enthält natürlich Vereinfachungen wie alle Schemata, die nur gerade didaktische Funktion haben. Es soll vor allem die jeweilige Umkehrung der Hauptausrichtung in der Sprachwissenschaft verdeutlichen:



Dies alles betrifft den sehr allgemeinen Kontext der modernen Sprachwissenschaft, d.h. die Stellung dieser Linguistik im Gesamtkontext der Entwicklung der Sprachwissenschaft überhaupt. Die allgemeine Charakterisierung stellt aber nur diese Übereinstimmungen bzw. Umkehrungen fest, sie erklärt noch nicht historisch gerade *diese* Umkehrung, diese Verlagerung der Ausrichtung der Interessenzentren. Was geschieht hier zwischen dem 19. und dem 20. Jh.? Welches sind die neuen historischen Bedingungen, die gerade diese Verlagerung rechtfertigen und erklären können? Man muß hier den unmittelbaren Kontext der neueren Linguistik genauer charakterisieren.

## 2.5. Der unmittelbare Kontext der neueren Linguistik

### 2.5.1. Der philosophische Kontext

Es fällt auf, daß die Vertreter verschiedener Ausrichtungen der Linguistik des 20. Jhs. sich auf gewisse Strömungen in der Philosophie beziehen, und zwar entweder ausdrücklich und bewußt oder indirekt durch die vertretenen Ideen und die für bestimmte Termini verwendeten Begriffe. So hat man etwa Übereinstimmungen zwischen der Linguistik von Charles Bally und dem Intuitionismus oder Vitalismus von Bergson festgestellt; der Titel eines Buches von Charles de Bally deutet z.B. darauf hin: er lautet *Le langage et la vie* ("Die Sprache und das Leben"). Auf beiden Seiten hat man zwischen dem sprachwissenschaftlichen Idealismus von Vossler und dem philosophischen Idealismus von Benedetto Croce Übereinstimmendes nicht nur festgestellt, sondern ausdrücklich behauptet. Man hat auf

Übereinstimmungen hingewiesen zwischen der Sprachauffassung bei Ferdinand de Saussure und der Phänomenologie von Edmund Husserl.

Gerade das letztere ist meines Erachtens symptomatisch. Saussure bezieht sich überhaupt nicht direkt auf Husserl (er hat höchstwahrscheinlich Husserl nie gelesen). Trotzdem sind diese Übereinstimmungen, auf die insbesondere Amado Alonso hingewiesen hat, nicht zu bezweifeln. Auf irgend eine Weise ist doch ein Kontakt zwischen der Sprachwissenschaft und der Philosophie von Husserl zustande gekommen, aber eben nicht direkt, sondern durch das, was ich *Ideologie* nennen werde.

Ich führe den Terminus *Ideologie* ein für die Formen, die die philosophischen Auffassungen in der allgemeinen niedrigeren Kultur annehmen, insbesondere in der Methodik der Wissenschaften. Mit "niedrig" meine ich hier 'nicht auf dem Niveau der Philosophie', denn es sind dies natürlich nicht die philosophischen Auffassungen als solche mit ihrer strengen Begründung, die übernommen werden, sondern vielmehr mehr oder weniger intuitiv erfaßte Prinzipien, die von der eigentlichen Philosophie extrahiert werden und sich in der nicht mehr strengen, lockeren Philosophie behaupten, die jeder Auffassung von Wissenschaft und von Methode innewohnt. Der Terminus *Ideologie* wurde zwar manchmal im Deutschen auch schon mit dieser oder mit einer ähnlichen Bedeutung verwendet, ist aber in dieser Bedeutung gerade nicht allgemein.

Welches ist nun die Einheit in dieser ideologischen Hinsicht, die man feststellen kann bei Bergson, Croce, Husserl, d.h. bei so verschiedenen Denkern, die auch völlig verschiedene, jeweils in sich kohärente philosophische Auffassungen vertreten?

Es handelt sich in all diesen Fällen um Reaktionen auf den in den letzten Jahrzehnten des 19. Jhs. herrschenden Positivismus. Die drei Ausrichtungen, so verschieden sie auch sein mögen, sind doch durch diesen negativen Zug des Antipositivismus charakterisiert, und es sei auch bemerkt, daß sich gerade am Anfang des 20. Jhs. diese Reaktion auf dem höheren Niveau der Philosophie behauptet. Die wichtigen Werke von Bergson erscheinen am Ende des 19. und vor allem in den ersten Jahren des 20. Jhs. Die *Ästhetik* von Benedetto Croce erscheint in ihrer klassischen oder klassisch gewordenen Form im Jahre 1902 und stellt für ihre Zeit eine Revolution sowohl innerhalb der *Ästhetik* als auch in der Methodik der Humanwissenschaften dar. Der erste Band der *logischen Untersuchungen* von Husserl erscheint im Jahre 1900. Man kann darum von einem Einschnitt sprechen, der gerade um das Jahr 1900 eintritt. Karl Vossler spricht von Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft, als er die neuere Ausrichtung, die er selbst

unter dem Einfluß von Croce vertritt, zu charakterisieren und gegenüber der traditionellen Ausrichtung der Sprachwissenschaft abzuheben versucht.

Mit *Positivismus* ist bei Vossler und auch sonst allgemein, wenn man von Positivismus oder positivistischer Ausrichtung in einer Teildisziplin wie der Sprachwissenschaft spricht, nicht die positivistische Philosophie gemeint. Es geht nicht um die positivistischen Systeme der Philosophie, wie man sie etwa schon in der ersten Hälfte des 19. Jhs. bei Auguste Comte oder später bei Herbert Spencer finden kann; vielmehr geht es um den Positivismus in dem schon umrissenen, wenn nicht gar definierten Sinn einer *Ideologie*, d.h. um einige Prinzipien, die den Fragestellungen in den verschiedenen Disziplinen mehr oder weniger bewußt zugrunde liegen.

### 2.5.2. Positivistische und antipositivistische Ideologie

Im folgenden will ich zeigen, daß die positivistische Ideologie durch vier Grundprinzipien charakterisiert werden kann. Dies ist bisher noch nicht unternommen worden. Die vier Prinzipien werden natürlich, wie gesagt, nicht ausdrücklich formuliert, sondern vielmehr intuitiv erfaßt und angewandt.

Außerdem werden wir sehen, daß die Reaktion, die antipositivistische Ideologie, diesen Prinzipien genau ihre Negierungen entgegensetzt. Der Antipositivismus allgemein und auch speziell im Bereich der Sprachwissenschaft kann ebenfalls durch vier Prinzipien charakterisiert werden, und zwar durch die jeweils genau entgegengesetzten Prinzipien. Die Prinzipien sind folgende:

1. *Das Prinzip des Individuums oder des Einzelfaktums*: Dieses Prinzip wird später von der Reaktion gegen den Positivismus als *Prinzip des Atomismus* bezeichnet. Es bedeutet dann, daß der Atomismus der schlechthin charakteristischer Zug der positivistischen Fragestellung in verschiedenen Disziplinen und insbesondere in der Sprachwissenschaft ist. Diesem Prinzip wird im Antipositivismus ein *Prinzip der Universalität des Einzelfaktums* entgegengesetzt, d.h. ein Prinzip der Zusammenhänge von Fakten, oder ein "Systemprinzip".
2. *Das Prinzip der Substanz* oder des Stofflichen. Diesem Prinzip wird das *Prinzip der Form oder der Funktion* entgegengesetzt; Form und Funktion werden dabei oft gleichgesetzt.
3. *Das Prinzip des Evolutionismus* oder der Evolution, d.h. der Fakten in ihrer Entwicklung. Dagegen stellt der Antipositivismus das *Prinzip der Statizität*, d.h. des permanenten Wesens der Fakten.

4. Das *Prinzip des Naturalismus*. Demgegenüber finden wir in der antipositivistischen Ideologie das *Prinzip der Unterscheidung zwischen Kultur und Natur* und folglich auch zwischen Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften.

Wir werden im folgenden zunächst die positivistischen Prinzipien charakterisieren und anschließend die antipositivistischen, und zwar zunächst allgemein, als methodische Prinzipien in den Wissenschaften überhaupt. Im Anschluß daran werden wir darlegen, wie sich diese Prinzipien jeweils in der Sprachwissenschaft manifestieren. Dabei werden wir, wie bereits angedeutet, sehen, daß es in der neueren Sprachwissenschaft vor allem um eine Reaktion auf die Auffassung von der Wissenschaft und ihrer Methode in der sog. junggrammatischen Schule geht.

### 3. Die Prinzipien des Positivismus im allgemeinen

#### 3.1. Das Prinzip des Individuums oder des Einzelfaktums

Was bedeutet "Prinzip des Individuums oder des Einzelfaktums"? Es bedeutet zunächst, daß sich die Aufmerksamkeit des Wissenschaftlers auf jedes Einzelfaktum konzentriert und daß die universellen Züge der Fakten als Resultat einer Operation der Wissenschaft angesehen werden - einer Operation, die ihrerseits als Abstraktion und Verallgemeinerung aufgefaßt wird. Gemäß diesem Prinzip gibt es also keine Universalität des Faktums und keine Allgemeinheit vor der wissenschaftlichen Operation. Erst diese, nimmt man an, stellt an den Einzelfakten analoge oder identische Züge fest und verallgemeinert dieses abstrakte Bild zu einem Schema für die ganze Klasse der entsprechenden Fakten. Verallgemeinerung bedeutet dabei Induktion, d.h. ein Hinausgehen über das tatsächlich Festgestellte.

Um ein Beispiel zu geben: In der positivistisch ausgerichteten Psychologie nimmt man an, daß sich das Kind die Begriffe aufgrund von tatsächlich erfahrenen Einzelfakten bildet, indem es die analogen oder identischen Züge dieser Fakten abstrahiert und sich aus ihnen ein Schema macht, das es verallgemeinert für weitere Einzelfakten, die es nicht tatsächlich festgestellt hat. Wie kommt man demnach z.B. zum Begriff "Baum"? Indem man Erfahrung von mehreren Bäumen hat und durch den Vergleich zwischen den verschiedenen Erfahrungen die identischen oder analogen Züge dieser Gegenstände abstrahiert. Das heißt also: ein Begriff ist die Summe der als gemeinsam abstrahierten Züge einer Klasse von Fakten. Diese Auffassung wird dann auch in der umgekehrten Richtung angewandt, d.h. will man feststellen, was ein Begriff tatsächlich enthält, so muß man feststellen, welches die gemeinsamen Züge in den Einzelfakten der entsprechenden Klasse sind.

So wird z.B. in der Literaturwissenschaft verfahren. Will man wissen, was z.B. eine Tragödie ist, d.h. was sie charakterisiert und gegenüber anderen literarischen Formen bzw. Gattungen abhebt, so muß man verschiedene Einzeltragödien untersuchen und die gemeinsamen Züge, die sie alle aufweisen, feststellen. So wird auch in der Kunstwissenschaft verfahren: man sucht nach gemeinsamen Zügen der entsprechenden Gegenstände. Für die Malerei wird z.B. eine besondere Theorie der in der Wahrnehmung unmittelbar angenehmen Farben und Farbkombinationen aufgestellt und experimentell untersucht, indem man jeweils Reaktionen auf bestimmte Farbkombinationen feststellt. Oder es wird die alte, bereits in der Renaissance aufgestellte Theorie des goldenen Schnitts, der *sectio aurea*, wiederaufgenommen. Sie geht zurück auf die Theorie der zahlenmäßigen Verhältnisse in der Malerei von Luca Paciolo, der das Verhältnis des goldenen Schnitts bei einem bestimmten Maler, nämlich bei Piero de la Francesca, festzustellen glaubte. Die Theorie besagt, das angenehmste Dimensionsverhältnis sei eben

jenes, in dem die Summe von zwei Dimensionen zu den Einzeldimensionen sich wie 8 zu 3 und 5 verhält. Man versucht also, quantitative Verhältnisse in den Kunstgegenständen festzustellen als etwas, was ein gemeinsamer Zug dieser Gegenstände wäre. In dieser Hinsicht wird die alte Theorie wiederaufgenommen, und es wird versucht, sie auch experimentell zu bestätigen.

Die positivistische Methode weist also die folgenden Züge auf:

- (a) Die Einzelfakten bilden die Grundlage der Forschung.
- (b) Man stellt in den gegebenen Einzelfakten gemeinsame Züge fest; das ist die Phase der Abstraktion.
- (c) Da man nicht alle Fakten direkt untersuchen kann, wird diese Abstraktion verallgemeinert; d.h. sie wird für die ganze Klasse von Fakten zumindest als wahrscheinlich angenommen, solange keine Fakten ihr eindeutig widersprechen (Widersprechende Fakten würden bedeuten, daß die Abstraktion zu wenig Einzelfakten berücksichtigt hat).

Als Korollar des Prinzips gilt demnach das empirische Studium, d.h. der Vorrang der Untersuchung der Fakten vor der Theorie. Die Theorie, meint man, sei eben nichts anderes als Verallgemeinerung aufgrund des Studiums der größtmöglichen Anzahl von Fakten. Man findet in Werken der Zeit oft Behauptungen wie diese: Jede Theorie sei verfrüht, man kenne noch nicht eine ausreichende Anzahl von Fakten. Erst wenn man eine ausreichende Anzahl von Fakten untersucht habe, könne man auch die entsprechende Theorie konstruieren als Feststellung der gemeinsamen Züge, d.h. dessen, was stets oder zumindest meist bei diesen Fakten festgestellt wird.

Das heißt also: das empirische Studium geht der Theorie voraus, ja mehr noch: die Theorie allgemein ist das Ergebnis des empirischen Studiums. Es entstehen deshalb in dieser Zeit allgemeine Wissenschaften, die die entsprechende Theorie als solche ersetzen sollten. So betreibt man z.B. nicht Kunsttheorie, sondern allgemeine Kunstwissenschaft; nicht Literaturtheorie, was eine verfrühte Konstruktion wäre, sondern allgemeine Literaturwissenschaft. Dies bedeutet, daß das, was wir universell nennen werden oder schon nebenbei so genannt haben, stets mit dem allgemein Festgestellten oder mit dem allgemein Induzierten gleichgesetzt wird.

### 3.2. Das Prinzip der Substanz

Das Prinzip der Substanz bedeutet, daß jedes Faktum in dem untersucht wird, was es als Einzelfaktum ist, und daß seine Identität eben als eine solche, als eine durch seine Substanz gegebene angesehen wird. Wenn das Faktum also eine materielle Substanz, einen materiellen Stoff hat, dann wird es auch als materielles Faktum gesehen; seine formalen Züge, seine Relationen, seine Funktion werden nicht als für die Identität des Faktums bestimmend angesehen. Ein Faktum kann eine bestimmte Funktion übernehmen oder weist eine bestimmte Form auf, gerade weil es aus dieser oder jener Substanz besteht. Ebenso werden Fakten aufgrund ihres Stoffes miteinander identifiziert, d.h. die Klassen von Fakten werden nicht etwa nach Funktionen oder nach formalen Gesichtspunkten gebildet, sondern aufgrund der stofflichen Gegebenheiten. Das heißt also: Vorrang der Substanz gegenüber der Form und der Funktion.

Dieses Prinzip bedeutet beispielsweise in der Literaturwissenschaft, daß man die Aufmerksamkeit auf die Inhalte konzentriert, z.B. in einem narrativen Werk auf die erzählte Handlung selbst, nicht auf die formale Struktur der Darstellung. Man identifiziert Fakten, man bildet Klassen von Fakten aufgrund des Inhalts, z.B. des erzählten Stoffes. Was unterscheidet beispielsweise eine Erzählung oder eine Novelle von einem Roman? Die Quantität und die Komplexität des erzählten Stoffes, usw.

### 3.3. Das Prinzip der Evolution

Als drittes Prinzip hatten wir das Prinzip der Evolution oder des Evolutionismus angeführt, und es ist wichtig, daß wir gerade diesen Terminus *Evolution* bzw. *Evolutionismus* beibehalten und nicht etwa den Terminus *Entwicklung* verwenden, weil es nicht um die Entwicklung allgemein geht. Man betrachtet vielmehr die Fakten - oder besser: die Klassen von Fakten, die wiederum als Individuen eines höheren Niveaus angesehen werden - hinsichtlich einer vordeterminierten zyklischen Entwicklung (und das heißt eben *Evolution*). Man nimmt etwa an, daß abstrahierte Klassen eine Entwicklung haben entsprechend den Naturorganismen, daß sie also geboren werden, wachsen und sterben, und man versucht, eben diese vordeterminierten Entwicklungen auch konkret historisch festzustellen. So vertritt beispielsweise der französische Kritiker Brunetière die These, daß die literarischen Gattungen entstehen, wachsen, sich entwickeln und dann sterben und daß sie nach dieser abgeschlossenen Entwicklung durch andere literarische Gattungen ersetzt würden. Zum Beispiel sei die große epische Dichtung, die *épopée*, schon eine tote literarische Gattung, sie habe bereits ihren Entwicklungszyklus durchgemacht, und an ihre Stelle sei der Roman getreten.

Wichtig ist aber, daß man zugleich annimmt, daß die Evolution, diese bestimmte Art der Entwicklung, das Wesen der betrachteten Fakten erklären könne. Es erscheinen deshalb auch Werke zum Ursprung menschlicher Tätigkeiten, etwa zum Ursprung und zur Entwicklung der Kunst. Man nimmt beispielsweise an, daß sich die Kunst aus Elementarformen des Verhaltens entwickelt habe, die man schon bei den Tieren feststellen könne, z.B. beim Singen der Vögel oder beim Sexualtanz verschiedener Tiere. Wenn es nur um den Menschen geht, versucht man, ursprüngliche Phasen der Kunst eben bei den sogenannten "Urvölkern", den "primitiven Völkern", zu finden. Das bedeutet, daß auch für die Menschen eine Evolution angenommen wird: gewisse Völker würden eine primitivere, frühere Phase der Entwicklung darstellen, und deshalb könne man bei diesen "Urvölkern", die dann von den "Kulturvölkern" unterschieden werden, auch primitivere, ursprünglichere Phasen der menschlichen Tätigkeiten feststellen. So kann z.B. ein Werk (und das ist kein Scherz, denn das Werk gibt es tatsächlich) *Ursprung der Kunst im Tierreich und bei den Zwergvölkern* heißen.

Will man den Ursprung der Kunst nicht so weit entfernt aufsuchen, so sucht man ihn in anderen Tätigkeiten des Menschen, die als ursprünglicher angesehen werden, z.B. im Spiel oder in der Arbeit. Man meint beispielsweise, die Kunst habe sich als Fixierung bzw. Objektivierung des Spiels in dauernden Gegenständen entwickelt oder die Kunst sei entstanden durch Verselbständigung von Nebentätigkeiten, die die Arbeit ursprünglich begleiteten, z.B. aus einem rhythmischen Singen oder auch nur einem rhythmischen Schreien bei gewissen von mehreren Menschen zugleich geleisteten Handlungen, oder auch aus dem einfachen *He hopp! He hopp!* beim Heben von Baumstämmen.

Wichtig ist hier, daß man annimmt, die Entstehung und Entwicklung der Fakten könne eben ihr Wesen, d.h. das, was die Fakten sind, zumindest hinreichend erklären. Die rationale Reihenfolge bei der Erklärung lautet somit: erst Erforschung der Entwicklung und dann aus der Entwicklung Erklärung dessen, was die Fakten in ihrem Wesen sind.

Die Umsetzung des Prinzips kennt natürlich, wie es bei jedem Prinzip der Fall ist, sehr verschiedene Formen, manchmal vollkommen grobe wie die, die ich eben angeführt habe, aber auch viel feinere. Doch bleibt dabei das Prinzip sich gleich: In jedem Fall wird das Studium der Entwicklung als wichtiger angesehen, d.h. als das eigentlich Wissenschaftliche; die Beschreibung ist ihm untergeordnet.

### 3.4. Das Prinzip des Naturalismus

#### 3.4.1. Betrachtung der Kulturgegenstände als Naturgegenstände

Das Prinzip des Naturalismus bedeutet zuerst, daß alle Fakten, bis auf die mathematischen Begriffe und Formen, auf Naturfakten zurückgeführt, d.h. als Naturgegenstände angesehen werden, also auch die Kulturgegenstände. Teilt man die Gegenstände in drei Arten, so bedeutet dies folgendes:

- (a) Es gibt mathematische Gegenstände (z.B. Quadrat oder Kreis), die nur eine ideelle Existenz haben, die nur Formen sind, die man also denken kann, die aber keine Substanz in der Außenwelt darstellen. Man findet daher in der physischen Erfahrung nicht eigentlich Quadrate und Kreise, weil ein Kreis an sich in mathematischem Sinne überhaupt keine Substanz hat. Wenn ich jetzt einen Kreis male, so ist das also nicht mehr der mathematische Kreis, vielmehr ist es schon eigentlich ein Kulturgegenstand, ein Gegenstand, den ich mit einem bestimmten Zweck schaffe und dem ich auch eine Substanz gebe.
- (b) Es gibt Naturgegenstände; diese treten für uns an erster Stelle in der Außenwelt als Substanz auf, haben also ein äußeres Dasein gegenüber dem menschlichen Bewußtsein. Die mathematischen sind nur im Bewußtsein, im Denken da, die Naturgegenstände nur gerade außerhalb des Denkens.
- (c) Es gibt Kulturgegenstände, d.h. Gegenstände, die vom Menschen finalistisch zu bestimmten Zwecken gemacht werden; sie sind eigentlich, wie die mathematischen Gegenstände, als Formen im menschlichen Bewußtsein da, aber zugleich auch in der Außenwelt als materielle, stofflich geschaffene Gegenstände. Diese Gegenstände befinden sich deshalb sozusagen zum Teil in der Außenwelt und zum Teil im schaffenden oder interpretierenden Bewußtsein. Ein Bild z.B. ist nicht nur eine Zusammensetzung von Farbflecken, sondern es ist eine im Bewußtsein vorgestellte Form; es ist zunächst im Bewußtsein dessen, der das Bild schafft, aber auch jeweils im Bewußtsein des Interpretierenden. Oder, wie man sagt: ein Bild *hat einen Sinn, bedeutet etwas*. Diese Bedeutung oder dieser Sinn liegt aber nicht im äußeren Stoff; der Stoff ist sozusagen nur das äußere Zeichen für den Sinn, ist nur ein materieller Stimulus, der uns dazu bringt, gerade nach diesem Sinn zu suchen. Und da wir uns natürlich nie im Bewußtsein der anderen befinden können, können wir diesen Sinn, d.h. gerade den anderen Teil des Kulturgegenstandes, nur in uns selbst, in unserem eigenen Bewußtsein finden. Die Kulturgegenstände haben also dieses doppelte Dasein in der Welt und im Bewußtsein.

Durch die positivistische Ideologie werden die Kulturgegenstände weitgehend als Naturgegenstände betrachtet. Da die Naturgegenstände nach der positivistischen Auffassung durch Ursachen produziert werden, die unter identischen Bedingungen notwendigerweise zu denselben Ergebnissen führen, bedeutet das, daß auch die Kulturgegenstände im Rahmen der Kausalität und der Notwendigkeit interpretiert werden.

Auch bei dieser Fragestellung gibt es verschiedene Formen. Man findet sehr einfache, grobe Formen, z.B. die These, daß bestimmte Formen der Architektur gerade dort entstanden sind, wo Stein vorhanden war. Die Erklärung erfolgt einfach durch das Vorhandensein des Materials: Gotische Kirchen z.B. seien nur gerade in bestimmten Gegenden möglich gewesen. Oder man versucht, auch die Entwicklung der architektonischen Stile als durch materielle Bedingungen bestimmt zu erklären. Man fragt z.B., warum Säulen Kanneluren aufwiesen, obwohl dies gar nicht notwendig wäre, und gibt zur Antwort, ursprünglich seien die Säulen aus Lehm gewesen und man habe sie mit Rohr außen stützen müssen. Die Kanneluren, die man jetzt auf der Säule sehe, seien also ursprünglich die Spuren des Rohres. Daß diese Form so entstanden sei, beweise auch die Tatsache, daß gerade bei solchen Säulen oft auch noch Blätter festzustellen seien, die zwar jetzt nicht mehr pflanzlich seien, aber natürlich immer noch ein Bild des ursprünglichen Materials. Auch hier haben wir also die gleiche Idee der Evolution.

Es gibt auch viel feinere Formen dieser Fragestellung, z.B. die Bestimmung der Kunst oder der Literatur durch verschiedene Arten von Bedingungen im entsprechenden Milieu; etwa die Bestimmung durch die Beschaffenheit des geographischen Rahmens, durch das Klima und - Gott sei Dank, daß das auch hinzugefügt wird - durch die sozialen Bedingungen. Denn diese Bedingungen sind etwas völlig anderes als die klimatischen und geographischen Bedingungen. Schon Hegel hatte vorausahnend bemerkt, daß die geographischen und die Klimabedingungen in Anatolien seit der Antike sich kaum oder überhaupt nicht verändert haben und daß trotzdem spätere Völker in dieser Gegend (Hegel sprach von den Türken) keinen Homer hervorgebracht haben. Das heißt also, daß die *Ilias* und die *Odyssee* nicht durch den geographischen Raum erklärt werden können.

Der französische Kritiker, Literaturhistoriker und Ästhetiker Hippolyte Taine glaubt Hegel jedoch nicht, denn er nimmt als Erklärung für die Entstehung und Entwicklung der Kunst oder der Literatur die oben angeführten Bedingungen an, d.h. den geographischen Raum, die Klimaverhältnisse und die sozialen Bedingungen. Nur die Tatsache, daß Taine trotzdem ein Genie war und einen ausgezeichneten Geschmack hatte, hat ihn davon abgehalten, auch zu den literarischen Werken und zur Malerei, z.B. zur flämischen Malerei, ein grobes Urteil abzugeben.

Wenn er dieses Urteil aber eigentlich richtig und auf eine sehr feinsinnige Weise abgegeben hat, so nur trotz der Prinzipien, nicht dank der Prinzipien seiner Ästhetik.

### 3.4.2. Wissenschaftlicher Naturalismus: Allgemeines

Als Korollar des vierten Prinzips der positivistischen Ideologie ergibt sich, daß kein Unterschied zwischen Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften gemacht wird. Der Positivismus hat die Neigung, die Kulturwissenschaften den Naturwissenschaften gleichzusetzen bzw. die Naturwissenschaften als die musterhaften Wissenschaften anzusehen und für die Kulturwissenschaften die gleichen Methoden und die gleichen Ziele anzustreben.

Dies bedeutet folgendes: Man versucht, die Kulturfakten, die Kulturgegenstände (z.B. die Kunst, die Literatur, die Sprache, ja auch andere soziale Tätigkeiten) als Sachen darzustellen, d.h. losgelöst vom intentionellen Moment, von der intentionellen Dimension dieser Fakten, losgelöst von der Freiheit des Menschen. Es wird immer wieder gesagt, diese Fakten müßten als Sachen betrachtet werden, d.h. sie müßten zu Sachen gemacht werden, sie müßten *reifizi*ert werden (von lat. *res*, 'Sache'), damit sie objektiv untersucht werden können.

In der Soziologie z.B., die zu Beginn des Jahrhunderts eine typisch positivistische Wissenschaft ist bzw. sogar, was die Kulturwissenschaften und die historischen Wissenschaften betrifft, die positivistische Wissenschaft schlechthin, behauptet z.B. Emile Durkheim ausdrücklich, die sozialen Fakten müßten als Sachen angesehen werden, d.h. in ihrer sachlichen Objektivität. Was bedeutet hier 'Etwas als *Sache* oder als *Naturgegenstand* betrachten'? Es bedeutet dreierlei:

1. Zurückführung auf Ursachen, d.h. Erklärung im Rahmen des Kausalmodells;
2. Gesetze bzw. Gesetzmäßigkeiten feststellen;
3. Vorhersehbarkeit der Fakten anstreben.

Betrachten wir diese methodischen Regeln etwas näher.

### 3.4.3. Wissenschaftlicher Naturalismus: Die Kausalerklärung

Die Zurückführung der Fakten auf Ursachen ist das Modell in den Naturwissenschaften: ein Faktum, sowohl Sache als auch Ereignis, als eine "Sache"

angesehen, wird genügend erklärt, wenn es auf Ursachen zurückgeführt wird. Das Schema ist hier also: *Ursache - Wirkung* (bzw. Resultat). Man gibt zwar zu, daß im Falle der sozialen Fakten und der Kulturgegenstände die Kausalität eine viel komplexere ist. So versucht man, wie wir gesehen haben, z.B. eine bestimmte literarische Entwicklung oder eine Entwicklung der Kunst auf die Wirkung verschiedener Ursachen zurückzuführen, etwa auf den geographischen Raum, das Klima und die sozialen Verhältnisse, die gerade nur zusammen zu diesem Ergebnis führen könnten. Man verzichtet aber nicht auf die kausalistische Fragestellung als solche.

Wenn man die Ursachen nicht finden und identifizieren kann, wird eine nüchterne Haltung angenommen. Es wird gesagt, daß es zwar Ursachen geben müsse, daß man sie aber leider noch nicht kenne. Man findet in der wissenschaftlichen Literatur der Zeit in den Kulturwissenschaften immer wieder Sätze wie diesen: Warum dies oder jenes eintritt, wissen wir leider nicht. Die Veränderungen in der Sprache beispielsweise gehen, wie wir noch sehen werden, auf Ursachen zurück, die uns entgehen. (Dies natürlich nur dann, wenn man nicht versucht, nur rein materielle, physische Ursachen zu identifizieren). Die Fakten, die in solchen Fällen ohne eigentlich zugängliche Ursache festgestellt werden (z.B. die Entstehung eines besonderen architektonischen Stils, "weil die Säule zuerst aus Lehm gemacht und mit Rohr abgedeckt und gestützt wurde"), können als Fakten natürlich ohne weiteres richtig sein. Nur das *weil* in diesem Beispielsatz ist fraglich, und gerade dieses *weil* stellt den typischen positivistischen Übergang von den Fakten zur Kausalerklärung dar. Denn man nimmt hier an: gerade *deshalb* habe man dieses oder jenes Element in der Kunst. Der Übergang aber vom materiellen Faktum zu der Tatsache, daß etwas als Verfahren von Kunst aufgenommen wird, wird gerade durch die Feststellung der Fakten überhaupt nicht erklärt.

Auch in unserem anderen Beispiel, bei der Zurückführung gewisser Formen der Kunst auf das Vorhandensein des Materials in einer bestimmten Gegend, wird gerade der wesentliche Punkt nicht erklärt, nämlich die Tatsache, daß dieses Material überhaupt als Material für die Konstruktion von Kunstgegenständen gewählt und verwendet wurde. Denn das Material als solches, z.B. Stein, gibt es mehr oder weniger überall, und in manchen Gegenden sicherlich sogar mehr als dort, wo die gotischen Kirchen entstanden sind. Gerade der Übergang zum Kausalschema wird also nicht erklärt. Diese Feststellung bedeutet aber überhaupt nicht, daß wir hier die festgestellten Fakten leugnen wollen. Die große Stärke der Positivisten in allen Disziplinen ist die Materialsammlung, die Feststellung und Sammlung von Fakten.

#### 3.4.4. Wissenschaftlicher Naturalismus: Die Feststellung von Gesetzen

In den Naturwissenschaften werden nicht nur Fakten gesammelt, sondern auch Gesetze formuliert. Das Feststellen von Naturgesetzen hält man daher für ein Anzeichen von Wissenschaftlichkeit. Auch die Kulturwissenschaften, sagt man, müßten deshalb Gesetzmäßigkeiten vom gleichen Typ wie in den Naturwissenschaften identifizieren und als Gesetze formulieren. In der Physik wird z.B. allgemein festgestellt und als Gesetz aufgestellt, daß das Wasser unter normalen Luftdruckbedingungen bei der Temperatur von 100° C kocht.

Solche Gesetze, die angeben sollen, was notwendigerweise unter bestimmten Umständen bei bestimmten gegebenen Bedingungen geschieht, will man auch in bezug auf die Kulturgegenstände formulieren. In der Sprachwissenschaft z.B. gibt es den Begriff *Lautgesetz*, der so konstituiert ist. Man meint, die Sprachwissenschaft sei schon eine reife oder beinahe reife Wissenschaft, weil sie auch ihre Gesetze formulieren könne, vielleicht nicht alle, aber z.B. doch die Lautgesetze.

Wir werden im folgenden sehen, daß die Lautgesetze den Fakten überhaupt nicht widersprechen, daß es sich vielmehr wiederum um eine Interpretation der Fakten handelt. Denn Gesetzmäßigkeiten dieser Art bei den Kulturgegenständen werden den Gesetzmäßigkeiten gleichgesetzt, die man bei den Naturgegenständen feststellen kann, und gerade diese Gleichsetzung steht für den Übergang von der Kultur zur Natur. Es sind nicht die Fakten und auch nicht die Gesetzmäßigkeiten, die etwa nicht stimmen, sondern ihre Interpretation, nämlich die Gleichsetzung mit den Naturgesetzen.

#### 3.4.5. Wissenschaftlicher Naturalismus: Die Voraussage von Fakten

Seit Auguste Comte, dem Begründer der positivistischen Philosophie, wird angenommen, daß es das Ziel der Wissenschaft und des Wissens überhaupt ist, im voraus festzustellen zu können, was zukünftig eintreten wird. Es sollen Voraussagen getroffen werden in den Fällen, wo dies möglich ist, damit man geeignete Maßnahmen ergreifen kann, z.B. Schutzmaßnahmen für das menschliche Individuum, für die menschlichen Gemeinschaften oder für die menschliche Spezies überhaupt. Die berühmte Formel von August Comte ist: *Savoir pour prévoir afin de pourvoir* ("Wissen um vorzusehen, damit man vorsorgen kann").

Auch diese Möglichkeit, die Fakten vorzusehen aufgrund der Gesetzmäßigkeiten, die man festgestellt hat, wird als Anzeichen von Wissenschaftlichkeit

angesehen. Man sagt beispielsweise, daß die Naturwissenschaft aufgrund von festgestellten Gesetzmäßigkeiten im voraus wisse, was in einem Einzelfall eintreten wird. Wenn z.B. Wasser bei einer Temperatur von 100° kocht, dann wird auch das Wasser in diesem Topf bei dieser Temperatur kochen, wenn die gleichen Bedingungen gegeben sind. Analoges wird von den Kulturwissenschaften verlangt. Können diese Wissenschaften voraussagen, was eintreten wird oder nicht? Wenn ja, und das ist das Bestreben, haben sie die Reife als Wissenschaften erreicht. Wenn nicht, dann sind sie immer noch unvollkommene Wissenschaften.

Es wird also wiederum nicht die Frage gestellt, ob es sinnvoll ist, gerade das zu verlangen, und auch nicht die Frage, ob dieses Vorhersagen in den Geisteswissenschaften nicht schon gegeben ist. Genau so wenig wird gefragt, ob in den Naturwissenschaften nicht etwas völlig anderes verlangt wird. Daß diese Fragen nicht gestellt werden, ist das Charakteristische für die positivistische Ideologie.

Man liest immer wieder bei Autoren in unserem Bereich, die Sprachwissenschaft sei leider noch nicht zu ihrer Reife gekommen. Wir hätten schon viele Fakten festgestellt, auch schon Gesetzmäßigkeiten, diese Gesetzmäßigkeiten hätten aber einen Nachteil: sie würden nur das schon Eingetretene betreffen, nicht auch das, was eintreten kann. Manchmal wird sogar gesagt, das würden wir nie erreichen, aber man fragt sich nicht, warum man das nicht erreichen wird und warum wir dann überhaupt weiterhin eine unreife Wissenschaft betreiben sollen, die, wie die Gestalt in der "Blechtrommel", immer ein Zwerg bleiben muß und nicht einmal die Möglichkeit hat, reif zu werden.

### 3.5. Abschließende Bemerkungen

Wir haben nun die Prinzipien der positivistischen Ideologie, d.h. die Grundannahmen, die der positivistischen Forschung allgemein zugrunde liegen, im Überblick charakterisiert. Es ist sehr wichtig festzuhalten, daß diese Prinzipien nicht etwa explizit sind, daß man sie vielmehr aus der Forschung und der Haltung gegenüber der wissenschaftlichen Methode deduzieren muß, um sowohl die Einheit dieser Ideologie zu verstehen als auch die Einheit oder die Einheitlichkeit der Reaktion gegenüber dieser Ideologie.

[18.6.1984] Wir beabsichtigen hier nicht, durch das schematische Bild eine Karikatur der positivistischen Ideologie zu geben. Es liegt nicht in unserer Absicht, eine sehr wichtige Forschungsperiode lächerlich zu machen. Wir werden später sehen, daß wir, was die Feststellung und die erste Analyse der Fakten betrifft, immer noch sozusagen von dem leben, was die Positivisten geleistet haben. Die

positivistischen Prinzipien mögen zwar lächerlich erscheinen, wenn man sie gerade in ihrer extremen Form bei der Anwendung und schon vom Gesichtspunkt der Reaktion aus betrachtet. Eine Reaktion hat einen bestimmten Begriff von dem Gegenstand oder von dem Zustand, gegenüber dem sie sich gerade als Reaktion hinstellt, und es werden gerade die negativen Züge dieses Zustandes herausgegriffen und übertrieben.

Deshalb muß hier betont werden: Es geht eigentlich nicht um die Philosophie der Positivisten bzw. dieses oder jenes Philosophen; es geht nicht einmal um die eigentliche positivistische Theorie. Vielmehr geht es um die Vulgärideologie, die gerade bei den Nichttheoretikern festzustellen ist; es geht um dieses fast volkstümliche Gedankengut.

## 4. Die positivistischen Prinzipien in der Sprachwissenschaft

### 4.0. Überblick

In der Reaktion gegenüber dem Positivismus werden mehr oder weniger explizit die entgegengesetzten Prinzipien gesetzt und vertreten. An die Stelle des Prinzips des Atomismus, des Einzelfaktums als Grundlage der Wissenschaft tritt das Prinzip des Systems, der Zusammenhänge bzw. der Universalität des Faktums. Gegen das Prinzip der Substanz wird das Prinzip der Form oder Prinzip der Funktion gestellt, anstelle des Prinzips der Evolution oder des Evolutionismus hat man das Prinzip der Statizität oder des statischen Wesens der Fakten. Das dem Naturalismus entgegengesetzte Prinzip ist das Prinzip der Trennung von Kultur- und Naturwissenschaften und primär natürlich die Trennung von Natur- und Kulturgegenständen.

Wir werden im Folgenden sehen, daß diese Prinzipien auch tatsächlich für die neuere Ideologie weitgehend charakteristisch sind, wenn auch in verschiedenen Formen, und zwar nicht nur für die Sprachwissenschaft, sondern allgemein für die Disziplinen innerhalb der Humanwissenschaften. Wir wollen aber zuerst sehen, wie die positivistischen Prinzipien auf unserem Gebiet, d.h. in der Sprachwissenschaft, aussehen.

Geben wir zunächst einen allgemeinen Überblick über die Form, in der die positivistischen Prinzipien in der Sprachwissenschaft wiedergefunden werden können:

1. Das Prinzip des Einzelfaktums mit dem Korollar der Priorität des empirischen Studiums gegenüber der Theorie bedeutet in der Sprachwissenschaft, daß man vom sprachlichen Einzelfaktum ausgeht und durch Abstraktion und Verallgemeinerung Klassen von Fakten feststellt. Die Theorie wird entweder überhaupt nicht oder erst nach dem empirischen Studium gemacht, ja sie wird sogar mit den allgemeinen Ergebnissen des empirischen Studiums gleichgesetzt.
2. Das Prinzip der Substanz oder des Stoffes findet sich darin, daß die sprachlichen Fakten in ihrer Substanz betrachtet werden, sei es in der rein materiellen Substanz auf der materiellen Ebene der Sprache, sei es in der inhaltlichen Substanz, auf der inhaltlichen Ebene der Sprache. Die sprachlichen Fakten werden also nicht eigentlich in ihrem Funktionieren und in ihren funktionellen Relationen zueinander gesehen.

3. Das Prinzip des Evolutionismus liegt darin, daß als eigentlich wissenschaftlicher Gesichtspunkt in der Sprachwissenschaft der historische Gesichtspunkt gilt, der die Sprachentwicklung als Evolution betrachtet. Die Beschreibung wird entweder überhaupt nicht auf der wissenschaftlichen Ebene gemacht, sondern nur auf der praktischen Ebene als Bereitstellung eines Instrumentariums, oder sie wird in rationaler Hinsicht nach der Geschichte gemacht, und sie wird als von der Geschichte abhängig angesehen. Ein sprachliches Faktum erklären bedeutet an erster Stelle, es historisch zu erklären, zu zeigen, wie es historisch geworden ist.
4. Das vierte Prinzip, das Prinzip des Naturalismus, bedeutet in der Sprachwissenschaft, daß Sprachen als Sachen bzw. als Naturorganismen behandelt werden. Dies geschieht bisweilen auch ausdrücklich. Es werden in den Sprachen Gesetze gesucht und gefunden, insbesondere Gesetze, die die Sprachentwicklung betreffen. Man nimmt entweder an, daß man wenigstens zum Teil allgemeine Entwicklungsgesetze finden kann, oder man glaubt, daß man sie mit den Mitteln der Sprachwissenschaft selbst nicht finden kann, daß deshalb die Sprachwissenschaft nicht vorhersagen kann und daß sie deshalb entweder noch keine reife Wissenschaft ist oder überhaupt keine solche Wissenschaft werden kann.

Soviel zum allgemeinen Rahmen der positivistischen Prinzipien in der Sprachwissenschaft. Betrachten wir nun das Vorkommen der Prinzipien im Einzelnen.

#### 4.1. Das Prinzip des Einzelfaktums

##### 4.1.1. Atomismus in der experimentellen Phonetik

Was bedeutet das Prinzip des Einzelfaktums im Bereich der Sprachwissenschaft? Es bedeutet, daß man von den individuellen sprachlichen Fakten ausgeht und daß man versucht, allgemeinere Klassen dieser Fakten durch Abstraktion und Verallgemeinerung abzugrenzen. Welches sind die Fakten, die im Falle der Sprache unmittelbar gegeben sind? Es sind die Fakten der Rede, denn die Rede ist die unmittelbare konkrete Erscheinung der Sprache. Man sucht folglich in der Rede die gemeinsamen Züge der Einzelfakten.

Unter diesen Voraussetzungen entsteht und entwickelt sich zu Beginn des Jahrhunderts die experimentelle Phonetik als Wissenschaft der Sprachlaute. Die experimentelle Phonetik stellt ein Faktum fest, das für das Bewußtsein der Sprecher überhaupt nicht eindeutig war: das Faktum, daß im Prinzip kein Sprachlaut einem anderen genau gleicht, und zwar nicht nur bei verschiedenen Individuen, sondern

auch bei demselben Individuum in verschiedenen Redeakten. Das bedeutet, daß es z.B. deutsch /a/ eigentlich nicht gibt. Was es tatsächlich gibt, ist eine unendliche Reihe von *a*-Lauten, die doch jeweils mehr oder weniger anders sind als alle übrigen. Was ist dann deutsch /a/? Deutsch /a/ ist eine Klasse, die man gebildet hat durch bestimmte tatsächlich bei den *a*-Lauten als konstant festgestellte Züge und durch Verallgemeinerung dieser Züge auch für diejenigen *a*-Laute, die man nicht festgestellt hat, die noch eintreten werden oder die man überhaupt nicht feststellen könnte.

Das Resultat der Phonetik ist also folgendes: Es werden Klassen von Lauten festgestellt, Lauttypen. Bei dieser Fragestellung, die auf der Grundlage des Feststellbaren bleibt, d.h. auf der Ebene der Rede, kann man auch nicht weitergehen. Man kann nur die Typen von Lauten feststellen, die in der Rede vorkommen, und es werden dann Klassen festgestellt wie offenes /e/, geschlossenes /e/, offenes /o/, geschlossenes /o/, und zwar sowohl für die Sprachen, in denen diese Laute funktionelle Einheiten bilden, als auch für die Sprachen, die zwar materiell diese Laute haben, in denen die Typen aber nicht funktionellen Einheiten entsprechen.

So werden beispielsweise in den drei Sprachen Französisch, Italienisch und Spanisch genau die gleichen Lauttypen festgestellt, und es wird sogar festgestellt, daß das spanische offene /e/ (z.B. in span. *verde*) offener als das italienische offene /e/ (z.B. in it. *venti*, 'Winde') oder das französische offene /e/ sein kann. Dieses Faktum wird festgestellt unabhängig davon, daß es im Spanischen für das Wort als Instrument der Bedeutung völlig gleichgültig ist, ob es ein geschlossenes oder ein offenes /e/ enthält, d.h. unabhängig von der Tatsache, daß im Spanischen zwar ein Wort wie *verde* mit einem weit offenen /e/ gesprochen wird, daß es aber gleichgültig wäre, wenn man es anders aussprechen würde. Wenn jemand *verde* mit geschlossenem /e/ aussprechen würde, würde man ganz genau das gleiche verstehen, man würde nur sagen: Dieser Mann ist offensichtlich ein Fremdsprachiger, denn im Spanischen wird es nicht so gesagt.

#### 4.1.2. Atomismus in der Grammatik

In der Grammatik wird in ähnlicher Weise vorgegangen. Die unmittelbar feststellbaren Fakten sind hier die Verwendungen der Formen in der Rede. Man versucht deshalb, durch Abstraktion Typen von Verwendungen der grammatischen Formen festzustellen, betrachtet also z.B., wie eine Verbalform verwendet wird. Welches sind die Typen der Redebedeutung beispielsweise des griechischen Aorist? Seine Verwendung unterliegt minimalen Abweichungen, die kontextuell

bestimmt sind, aber doch einigen Verwendungstypen entsprechen. Der griechische Aorist kann etwa

- eine globale Redebedeutung haben für eine Zeitspanne, z.B. *Er regierte während 30 Jahren.*
- eine ingressive Bedeutung haben, etwa: *Und dann sang er* (d.h. 'er fing an zu singen').
- Er kann auch terminativ sein, z.B.: *Er starb im Jahre ... im Alter von ...*
- Er kann gegenüber dem Globalen punktuell, momentan sein, d.h. nur einen bestimmten Augenblick betreffen.

Solche Listen findet sich tatsächlich in den griechischen Grammatiken, und zwar auf einem sehr hohen wissenschaftlichen Niveau. Ein typisches, übrigens großartiges Werk in dieser Hinsicht ist das Werk von Jacob Wackernagel: *Vorlesungen über Syntax* (2. A. 1926). Darin wird insbesondere das Verb in den klassischen Sprachen Latein und Griechisch sowie im Deutschen unter dem Gesichtspunkt der Verwendungstypen untersucht.

Noch ein weiteres Beispiel: Wie könnte man etwa im Falle des romanischen Imperfekts vorgehen? Auf die gleiche Weise. Man könnte wiederum Typen und Untertypen von Verwendungen feststellen, also z.B. die Typen

- 'Vergangenheit'. Dieser Typ entspricht der Mehrzahl der Verwendungen: z.B. *Il était* ('er war und ist nicht mehr').
- 'Nichtvergangenheit', z.B. im Konditionalsatz, den Zeitpunkt betreffend: *Si j'avais* mit Imperfekt ('wenn ich jetzt hätte', nicht: 'wenn ich gehabt hätte');
- ein durativer Typ, wie im Falle von *Il chantait* (z.B. 'er sang, als ich ihm begegnet bin', d.h. er war dabei zu singen schon vor diesem Augenblick und nach diesem Augenblick),
- und evtl. als Untertyp des durativen Typs den Iterativ (d.h. Wiederholung ausdrückend), z.B. *J'allais tous les jours à l'école* ('in dieser Zeit ging ich jeden Tag in die Schule').
- Weiterhin gibt es nicht-durative Verwendungen in Fällen, wo das Imperfekt ohne weiteres durch das Perfekt ersetzbar ist oder wo das Imperfekt gerade dieses Perfekt zu ersetzen scheint, etwa wenn es um eine rasche Abfolge von Handlungen geht, z.B.: *A trois heures je sortais de chez moi, je prenais une voiture et je me rendais chez Mme X.* ('Um Punkt drei ging ich aus, ich nahm einen Wagen und ich fuhr zu Frau X'). Die rasche Abfolge dieser Fakten wird gerade nicht als Durativ angesehen; hier hat man den Eindruck, das Imperfekt würde einfach dem *passé simple* des Französischen

entsprechen. In der italienischen Verwaltungssprache und z.T. auch in der Zeitungssprache gibt es ebenfalls ein solches Imperfekt des Erzählens, z.B.: *La polizia si recava al domicilio del malvivente e lo arrestava* ('Die Polizei ging zum Wohnsitz des Verbrechers und nahm in fest').

In der Phonetik werden die Grenzen der Typen durch die materiellen Züge gesetzt. Die Rolle, Funktion oder Leistung dieser Typen in der Sprache ist, was die Methode betrifft, anscheinend nicht maßgebend. Im zweiten Fall hingegen, bei der Grammatik, werden die Typen von Verwendungen durch die Form selbst zusammengehalten. Die Form ist die obere Einheit, die jeweils den Rahmen der Untersuchung festsetzt, die kontrastive Verwendung verschiedener Formen wird nicht betrachtet. In unserem Beispiel des romanischen Imperfekts lautet die Frage nicht: Wann überhaupt steht Imperfekt und nicht *passé simple*, wann überhaupt steht *passé simple* und nicht Imperfekt? Der Kontrast ergibt sich zwar, aber er ergibt sich nur indirekt am Ende der Untersuchung. Man stellt auch fest, daß die Formen sehr oft gleichwertig sind, d.h. daß z.B. Vergangenheit, Durativ und Nicht-Durativ auch beim *passé simple* erscheinen usw.

Die festgestellten Typen sind also Verwendungstypen bzw. Typen von Redebedeutungen. Der positivistischen Fragestellung muß aber, da sie sich auf die Ebene der Rede beschränkt, notwendigerweise die höhere Einheit dieser Typen entgehen. Die Typen werden lediglich aus der Ebene der Rede abstrahiert, und sie sind als solche auch nicht aufeinander zurückführbar. Beim Aorist z.B. kann nicht die globale Bedeutung durch die punktuelle gerechtfertigt werden, denn sie sind einfach anders. Auch kann weder der ingressive Aorist auf den terminativen zurückgeführt werden noch umgekehrt. Bei der positivistischen Fragestellung sind also sprachliche Einheiten als solche, wenn es sie gibt, nicht feststellbar.

[19.6.84] Wenn es im Sprechenkönnen einer Sprache einen Grund dafür gibt, daß man in sehr vielen Kontexten und Situationen die gleiche Form verwendet, so entgeht dieser eventuelle Grund notwendig der positivistischen Fragestellung. Sie kann nach diesem Grund auch nicht fragen. Dies bedeutet jedoch nicht, daß die Verwendungstypen nicht den Fakten entsprechen. Sie entsprechen sehr wohl den Fakten, und sie sind auch eine erste wichtige systematische Aufstellung der festgestellten Fakten.

#### 4.1.3. Atomismus in der Lexikologie

Die Fragestellung für den Wortschatz ist der Fragestellung in der Grammatik analog. Man hat als Einheit die Wortform und stellt Typen ihrer Verwendungen fest.

Dies geschieht entweder, wenn ein lexikographisches Werk gut gemacht ist, durch die tatsächliche Beschreibung der Verwendung oder, wenn das lexikographische Werk nicht gut ist, durch einen Verweis auf den Gebrauch anderer Formen, die in bestimmten Fällen, die nicht weiter bestimmt werden, das zu beschreibende Wort ersetzen können. Verschiedene Verwendungstypen einer Wortform werden also entweder tatsächlich beschrieben oder nur jeweils auf andere Wörter zurückgeführt. Was dabei jeweils erscheint, kann wegen der sogenannten Zweideutigkeit wiederum völlig entgegengesetzte Typen aufweisen. So kann z.B. für *aufheben* entweder 'aufbewahren' oder im Gegenteil 'ausklammern', 'vernichten' 'ausschließen' stehen usw.

Es wird also eine interne Polysemie für jedes Wort festgestellt, die kaum von der tatsächlichen Polysemie, d.h. von völlig verschiedenen Bedeutungen gleicher Formen zu unterscheiden ist. Man hat zwar den Eindruck, daß die Bedeutungen, die angegeben werden, auf irgendeine Weise zusammenhängen, aber das Zusammenhängen wird doch an erster Stelle als durch die Wortform selbst gegeben betrachtet. Da in der lexikographischen Praxis die positivistische Fragestellung bis heute noch weitgehend weiterlebt, kann man auch Beispiele jüngeren Datums anführen.

Ein Wörterbuch nach diesen Prinzipien wäre das Wahrig-Wörterbuch für das Deutsche. Es gehört zu den Wörterbüchern, die wir "schlecht" genannt haben. Hier findet man bei jedem Wort als Erklärung seine Verwendungstypen, und diese Verwendungstypen werden nicht einmal tatsächlich beschrieben, sondern nur durch Teilsynonyme angegeben. So würde etwa bei *aufheben* stehen (ich weiß nicht, ob es tatsächlich so der Fall ist): 'ausklammern', 'ausschließen', 'aufbewahren', 'beibehalten' usw. Es werden also verschiedene andere Wörter angegeben, die in Kontexten, die nicht mit angegeben sind, das zu beschreibende Wort ersetzen könnten; diese anderen Wörter werden wiederum mit Verweis auf die ersteren beschrieben. Der Aufbau ist also im Ganzen zirkulär, und es verschwindet hier die eventuelle Einheit der Bedeutung der Wörter.

Haben die beiden großen Typen von Redebedeutungen bei *aufheben* tatsächlich zwei verschiedene Bedeutungen? Ist dieses Wort tatsächlich mehrdeutig oder hat es doch in gewisser Hinsicht nur eine Bedeutung? Die entgegengesetzte Fragestellung wäre eben diese, nach einer nicht unbedingt gegebenen, aber möglichen, nach einer eventuellen einheitlichen Bedeutung zu suchen. Dabei wäre die erste Fragestellung, was das Wort in *jedem* Kontext bedeutet, wie es in *jedem* Kontext funktioniert. So gingen frühere Wörterbücher des Deutschen zum Teil zumindest vor. In dem Wörterbuch von Adelung findet man z.B. sehr oft an erster Stelle (natürlich nicht immer methodisch sauber) eine allgemeine, eigentlich für alle

Verwendungen gültige Bedeutung angegeben und beschrieben. Man findet dies auch in zweisprachigen Wörterbüchern, z.B. im lateinischen Wörterbuch von Georges, wo ebenfalls an erster Stelle eine allgemeine Bedeutung steht, damit man dann die verschiedenen Anwendungen dieser Bedeutung besser versteht. So wird z.B. bei lat. *ars* ('Kunst') zunächst so etwas stehen wie 'das Gutgefügte', und anschließend dann das 'Gutgefügte' als dieses und jenes.

[25.6.1984] Die Methode der traditionellen Linguistik steht in Zusammenhang mit dem ersten positivistischen Prinzip, von den Fakten zu den Klassen von Fakten durch Abstraktion und Verallgemeinerung zu gelangen. Wir haben gesehen, welches die Ergebnisse, zumindest welcher Art die Ergebnisse einer solchen Fragestellung sein können.

Diese Ergebnisse sind natürlich weder falsch noch nutzlos. Es ist wichtig, beispielsweise zu wissen, welches die Typen von Lauten in einer Sprache sind und welches jeweils ihre tatsächliche durchschnittliche Aussprache ist. Ebenso ist es wichtig zu wissen, welches die Typen von Verwendungen einer grammatischen Form sind. Man kann auch damit rechnen, daß eine Sprache in der Praxis eher so gelernt wird und daß es dem Lernenden überlassen bleibt, intuitiv zu erfassen, welches jeweils die Einheit hinter den an sich heterogenen Typen von Verwendungen ist.

Auch ein Wörterbuch, das die Wörter auf andere Wörter zurückführt, ist keineswegs nutzlos, wenn diese möglichen Ersetzungen in bestimmten Kontexten stimmen. Wir bekommen natürlich nicht die Einheit der Bedeutung eines Wortes in einer Sprache präsentiert. Aber wir erfahren, welches die möglichen Ersetzungen, die möglichen Synonyme eines Wortes in bestimmten Kontexten sein können. Ein solches Wörterbuch ist gerade dann von Nutzen, wenn man die Sprache kennt und wenn man z.B. nach möglichen Varianten des Ausdrucks sucht. Wenn man nicht genau das sagen möchte, was ein bestimmtes Wort meint, dann findet man in einem solchen Wörterbuch andere Wörter, die mit dem Wort auf irgendeine Weise zusammenhängen, und darunter das richtige Wort für das, was man eigentlich sagen will. Will ich beispielsweise nicht genau *verschieden* sagen und weiß nicht, wie ich mich richtig ausdrücken soll, dann suche ich in einem solchen Wörterbuch und finde unter *verschieden* u.a.: *anders ausgerichtet*, *anders gestaltet*, *unterschiedlich*, und ich stelle fest: gerade *unterschiedlich* wollte ich sagen (was nicht genau *verschieden* ist, sondern etwas zum Teil anderes, das aber in gewissen Kontexten für *verschieden* stehen kann).

In unserer Darstellung wird also keineswegs die Richtigkeit der Ergebnisse dieses Vorgehens nach dem Prinzip des Einzelfaktums geleugnet; auch nicht die Tatsache, daß diese Ergebnisse in der Praxis, in der Verwendung der Sprache und auch

in der Spracherlernung von Nutzen sein können. Wir sagten aber, daß uns gerade die eigentlichen sprachlichen Relationen bei einer solchen Fragestellung entgehen, weil wir die Einheiten einer Sprache so nicht entdecken können. Wir können jeweils nur Typen von Verwendungen feststellen, d.h. wir können nur die Fakten der Rede jeweils auf Klassen zurückführen und verallgemeinern.

#### 4.1.4. Empirisches Studium vor der Theorie

Das angegebene Korollar für diese Haltung, nämlich *das empirische Studium vor der Theorie und die Theorie als eventuelles Ergebnis des empirischen Studiums*, gilt auch für die Linguistik in dieser Zeit. Man brüstet sich manchmal gerade damit, daß man überhaupt keine Philosophie habe, sondern sich auf die Fakten konzentriere. Dabei sieht man nicht ein, daß auch dies schon eine philosophische Stellungnahme ist. Auch wird oft gesagt, daß man nicht nach Theorien suche, daß man nicht Theorien konstruieren wolle, sondern daß man zuerst die Fakten sauber darstellen möchte. Antoine Meillet, an sich ein ausgezeichnete Theoretiker in der Sprachwissenschaft, schreibt an einer Stelle, daß eine gute Erklärung eines Faktums mehr als mehrere Bände Theorie wert sei. Sicherlich ist hier die leere Theorie gemeint, aber diese Haltung ist gerade für die positivistische Ideologie charakteristisch. Man sieht nicht, daß eine gute Erklärung eines Faktums gerade deshalb gut ist, weil sie auch mit einem im voraus gegebenen, universellen theoretischen Verständnis der entsprechenden Typen von Fakten zusammenhängt.

Im allgemeinen denkt man in dieser Zeit auch in der Sprachwissenschaft, daß es verfrüht sei, eine Sprachtheorie zu entwickeln. Es würden uns die dafür notwendigen Daten noch fehlen, man müsse noch viele Sprachen untersuchen und viele Aspekte der bekannten Sprachen, die uns nicht genau bekannt sind.

#### 4.2. Das Prinzip der Substanz

Das Prinzip der Substanz bedeutet den Primat des Stoffes entweder in materieller oder in inhaltlicher Hinsicht gegenüber den Funktionen oder den Relationen in einem System. Die Fakten werden auch in der positivistischen Linguistik nicht in ihren funktionellen Relationen zueinander betrachtet, sondern als das, was sie jeweils für sich ihrem Stoff nach sind. Das Wesen eines Faktums wird daher nicht durch andere Fakten bestimmt, sondern nur durch die gemeinsamen Züge, die man bei den Einzelfakten feststellen kann. So ist beispielsweise in der Grammatik

nicht die Frage, welches das Verhältnis zwischen einem Präteritum und einem Perfekt ist, d.h. wie sich diese Tempora gegenseitig abgrenzen. Vielmehr betrachtet man einerseits die Verwendungstypen des Präteritums, andererseits die Verwendungstypen des Perfekts für sich.

Die Identifizierung der Fakten wird ebenfalls aufgrund des Stofflichen vorgenommen, so z.B. in der Phonetik die Feststellung der Typen von Sprachlauten. Wir sagten, daß z.B. /e/ im Französischen, /e/ im Italienischen und /e/ im Spanischen als einander gleich angesehen werden, weil sie in ihrem Stoff mehr oder weniger gleich sind. Daß die Position dieser Laute im entsprechenden Lautsystem verschieden ist, ist vorerst gleichgültig oder es wird überhaupt nicht berücksichtigt.

Das gleiche geschieht bei der Identifizierung der Fakten bei verschiedenen Phasen in der Geschichte einer Sprache. Man sagt z.B., die lateinische Akkusativ-Form *bovem* ('Ochse') ergebe im Französischen *boeuf*, und man nimmt ferner an, diese Fakten seien sowohl phonisch als auch inhaltlich einander gleich, weil eben die materielle Substanz gleich sei und weil frz. *boeuf* immer noch das bezeichnen kann, was lat. *bos*, *boves* bezeichnete, nämlich den Ochsen. Oder man betrachtet frz. *noir* und stellt fest, daß *niger* schon im Lateinischen 'schwarz', bedeutete und daß das französische Wort *noir* diese Bedeutung fortsetzt und immer noch gerade diese Farbe bezeichnet.

Man nimmt hier also Identitäten an sowohl aufgrund der materiellen Identität, d.h. aufgrund der Tatsache, daß diese materiellen Fakten Fortsetzungen der älteren Fakten sind, als auch deshalb, weil der Stoff im Inhaltlichen, in der Bedeutung, zumindest zum Teil immer noch der gleiche ist. Die neuen Formen sind nun zwar Fortsetzungen der alten Formen, und die Bedeutungen sind Fortsetzungen der alten Bedeutungen.

Formen und Bedeutungen stimmen aber jeweils nicht überein, und zwar deshalb nicht, weil sie in den sprachlichen Systemen, denen sie zugehören, in anderen Relationen stehen. Frz. *boeuf* bezeichnet immer noch den Ochsen wie lat. *bos*. *Bos* war aber im Lateinischen nicht einfach nur das Wort für 'Ochse', sondern für 'Ochse' und 'Kuh'; d.h. *bos* war eigentlich das Wort für die ganze Spezies, etwa wie *Rind* im Deutschen, nur mit der Möglichkeit, als Maskulinum oder Femininum 'Ochse' und 'Kuh' zu bezeichnen. *Vacca* war im Lateinischen nicht ein dem Wort *bos* gleichwertiges Wort, d.h. vom selben Rang, sondern es bezeichnete eine Unterklasse innerhalb von *bos*.

Die Relationen von *boeuf* sind anders, weil man im Französischen zwei gleichrangige Wörter hat: *boeuf* und *vache*. *Boeuf* kann nicht mehr auch Femininum sein, und für die Spezies muß man z.B. *des bovins* verwenden, im Lateinischen reichte dagegen *boves*.

Sowohl lat. *niger* als auch frz. *noir* bedeuten zwar 'schwarz', aber in verschiedenen Relationen: im Französischen wie auch im Deutschen steht der Inhalt der Form nur in Relation zu anderen Farben, d.h. gegenüber 'weiß', 'grau', 'rot' usw. Im Lateinischen hingegen steht *niger* zuerst in Relation mit *ater*, das eine andere Form von Schwärze bezeichnet: *niger* bedeutet 'glänzend schwarz', 'schwarz mit Licht', *ater* hingegen bedeutet 'schwarz ohne Licht', gerade das nichtglänzende Schwarz. Alles, was man im Lateinischen mit *niger* bezeichnen konnte, kann man natürlich im Französischen mit *noir* bezeichnen, aber gerade nicht mit dem gleichen Inhalt, denn von diesem Verhältnis zum Licht sieht das Französische einfach ab. Das tun übrigens alle modernen Sprachen. Sie haben ein völlig anderes Farbensystem als das Lateinische oder das Griechische.

Auch in der Grammatik werden innerhalb der Sprachgeschichte Identitäten festgestellt, wenn das Stoffliche, an erster Stelle die materielle Struktur, bei diesen Fakten übereinstimmt. Man sagt beispielsweise, es gäbe in den romanischen Sprachen den Typus *habere* + Partizip, z.B. lat. *habere cantatum* oder frz. *j'ai chanté*. Die zeitbezogene Bedeutung der Periphrase war aber im Lateinischen eher eine marginale Verwendung von *habeo* + Partizip. Man findet in lateinischen Texten häufig auch Verwendungen wie *habeo exercitum coactum*, die eine andere Bedeutung haben: 'Ich besitze ein ganzes Heer', 'Ich habe ein Heer zuhanden'. Man hat also zwar auch hier *habeo* mit einem Partizip, mit *coactum*. Diese Periphrasenform hat aber im entsprechenden System eine völlig andere Position als die vom Typ *J'ai chanté*. Es gibt sie auch heute noch in romanischen Sprachen, z.B. im Spanischen, aber mit einem anderen Verb, nicht mit dem Hilfsverb 'haben' wie im Lateinischen. Im Spanischen heißt es etwa in diesem Fall: *Tengo reunido un ejército* und nicht *he reunido*.

Wenn dieser Typus *tengo reunido* den lateinischen Typus tatsächlich fortsetzt, dann kann nicht der erste Typus, d.h. der Typus, bei dem die Periphrase ein Verbaltempus ist, dasselbe fortsetzen. Denn ein Typus wie span. *he reunido* ('ich habe gesammelt') ist im System einer romanischen Sprache etwas völlig anderes als diese Marginalperiphrase im Lateinischen. Es ist nicht so, daß diese einfach häufiger geworden wäre. Es hat vielmehr eine Analyse des lateinischen Perfekts stattgefunden, und dieses Tempus, das Perfekt des Lateinischen, hat sich sozusagen in zwei Teile, in zwei Sektionen gespalten: Im Falle von lat. *dixi* etwa in eine Sektion, die weiterhin mit der entsprechenden neueren Form von *dixi* bezeichnet wird (z.B. das *passé défini* des Französischen), und in eine andere Sektion, die *habeo dictum* angenommen hat. D.h. der zweite Typus (etwa *J'ai dit, j'ai chanté*) ist eigentlich ein Teil dessen, was früher das lateinische Perfekt war, und nicht dieses andere Faktum, das im Lateinischen marginal war und außerhalb des Verbalystems stand.

Es ist natürlich wichtig, darauf hinzuweisen, daß es im Lateinischen solche Periphrasen auch schon gab. Damit ist aber nicht die Frage gelöst, ob die heutigen gerade diese fortsetzen, was die Gestaltung der jeweiligen Sprachsysteme betrifft. Solche Identifizierungen nimmt man auch zwischen verschiedenen Sprachen vor, wenn die grammatische materielle Struktur mehr oder weniger übereinstimmt. Beispielsweise identifiziert man im Falle des Perfekts die romanischen Sprachen mit dem Deutschen: Man sagt etwa, die Formen *j'ai dit* und *ich habe gesagt* seien beide Perfekt, nur seien die Verwendungen zum Teil anders. Im Falle der Verbalperiphrasen identifiziert man bei romanischen Sprachen und dem Deutschen einerseits und dem Englischen andererseits (mit *to have*) die Perfektperiphrase, und erst dann fragt man sich, welches die Verwendungen im Englischen sind und wo diese Verwendungen dann doch von den romanischen abweichen. Die Verschiedenheit wird natürlich zwischen einer besonderen Form des Englischen und der analogen Form einer romanischen Sprache oder des Deutschen festgestellt, nicht zuerst im englischen System einerseits und im deutschen System andererseits, d.h. in den Relationen, in denen diese Fakten tatsächlich funktionieren.

#### 4.3. Das Prinzip des Evolutionismus

Das Prinzip des Evolutionismus zeigt sich in der Sprachwissenschaft an erster Stelle unter der Form des Primats des Geschichtlichen, der Historie. Seit den Anfängen der neueren Sprachwissenschaft in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. betrachtet man die Sprachen vor allem historisch. Man denkt, daß das Hauptobjekt oder sogar das ausschließliche Objekt der Sprachwissenschaft die Entwicklung der Sprachen sei. Die wissenschaftliche Sprachwissenschaft sei eben die Sprachgeschichte, die historische Grammatik (dabei wird auch die Geschichte, wie wir noch sehen werden, positivistisch verstanden). Die Beschreibung hingegen sei etwas Sekundäres; sie könne gemacht werden, vor allem aus praktischen Gründen, oder auch nicht. Und wenn man sie mache, könne sie nur dann wissenschaftlich sein, wenn sie sich auch auf die Geschichte bezieht.

Wie erklärt man beispielsweise die heutigen Fakten der romanischen Sprachen? Indem man sie auf ältere Fakten bezieht, indem man sie z.B. bis zum Lateinischen zurückverfolgt. Oder wie erklärt man Fakten des Deutschen? Durch Zurückführung auf ältere Fakten, auf ein älteres Stadium der Sprache oder auch auf andere germanische Sprachen über den Sprachvergleich.

Das Wesen der Sachen, das Sein der Fakten wird also jeweils auf ein vorhergehendes Sein zurückgeführt, und man nimmt an, das sei die Erklärung. Deshalb

findet man in dieser Zeit Werke, die sich zwar mit der Beschreibung einer Sprache befassen, die aber diese Beschreibung gerade in Relation mit der Geschichte machen. So wird etwa englische Grammatik aufgrund von historischen Prinzipien gemacht, d.h. danach, wie die Fakten entstanden sind und sich historisch entwickelt haben. Auch in der Schule, bei der Anwendung im Unterricht, spricht man von eigentlich wissenschaftlicher Syntax in Zusammenhang mit dieser Zurückführung auf ältere Phasen. Ausgezeichnete rein deskriptive und interpretatorische Ansätze werden ignoriert, wenn sie den sprachgeschichtlichen Standpunkt nicht aufnehmen oder nicht berücksichtigen.

Sicherlich gibt es viele solche Fälle; ich will hier einen erwähnen, mit dem ich mich selbst befaßt habe. Es ist der Fall des deutschen Grammatikers Franz Kern am Ende des 19. Jh. Kern hat eine Reihe von Werken zur deskriptiven Grammatik, zur Syntax und insbesondere auch zur Syntax des Deutschen geschrieben und dort methodisch und theoretisch sehr interessante Ansichten vertreten. So nimmt er z.B. die Hauptidee der Dependenzgrammatik vorweg: Er sieht das Verb als Satz Kern und betrachtet in Abhängigkeit vom Verb die Aktanten, auch das Subjekt. Dabei führt er Schemata an, die man später fast identisch bei Lucien Tesnière finden kann, dem Neubegründer der Dependenzgrammatik bzw. dieser Fragestellung in der Syntax.

Welches war nun der Erfolg von Kern? Er wurde eigentlich überhaupt nicht rezensiert, die Ideen wurden nicht aufgenommen, auch kaum diskutiert. Wenn er überhaupt aufgenommen wurde, dann nur auf dem Gebiet der Schulgrammatik, und wenn seine Werke rezensiert wurden (ich habe ein paar Rezensionen in den wissenschaftlichen Zeitschriften gelesen), dann steht dort zu lesen, das seien zwar interessante Ideen, es fehle aber leider der eigentliche wissenschaftliche Gesichtspunkt: Kern habe die Geschichte überhaupt nicht berücksichtigt, und die wissenschaftliche Syntax sei eben die sprachgeschichtliche. Sogar Wilmanns, ein sicherlich genialer Linguist, bespricht in dieser Form die Werke von Kern. Dies hängt eben mit der positivistischen Ideologie der Zeit zusammen.

[26.6.1984] Die erste und allgemeinste Anwendung des Prinzips des Evolutionismus in der Sprachwissenschaft, die Annahme des Primats der Geschichte gegenüber der Beschreibung, ist die mildere Form der Anwendung. Man geht oft viel weiter, vor allem in Verbindung mit dem vierten Prinzip, mit dem Prinzip des Naturalismus. Es werden aufgrund der Geschichte in den Sprachen Identitäten festgestellt, auch wenn die Fakten völlig anders geworden sind. Man sagt, daß man die Geschichte eines Faktums kennen müsse bis auf sein Etymon hin, um zu wissen, was es ist.

Ferdinand de Saussure führt dafür ein sicherlich extremes Beispiel an (ich weiß leider nicht, auf welchen Sprachwissenschaftler er sich dabei bezieht): Er sagt, man habe z.B. das französische *pas* in *je ne sais pas* ('ich weiß nicht'), d.h. die Negationspartikel, einfach mit *pas* ('Schritt') identifiziert, weil das Etymon der beiden Formen das gleiche sei, nämlich lat. *passus* ('Schritt'), obwohl sie für das heutige französische Sprachbewußtsein völlig verschiedene Formen mit verschiedenen Funktionen seien.

Man geht auch noch weiter und verwechselt die Geschichte mit der Sprachtheorie, ja man glaubt sogar an einen Primat der Geschichte gegenüber der Theorie. Man meint z.B. bisweilen, Kategorien könnten nicht definiert werden, weil sie sich in der Geschichte verändern. Immer wieder findet man Behauptungen wie diese: Man könne zwar Vorschläge zur Definition einer Kategorie machen, man müsse aber der Tatsache Rechnung tragen, daß in der Geschichte die Grenzen fließend seien, daß man immer wieder Übergänge von der einen zur anderen Kategorie feststellen könne.

Ein Beispiel dafür ist Bruno Migliorini, ein Romanist und Italianist, der keineswegs Positivist war, der aber auch Aspekte der positivistischen Ideologie aufgenommen hatte wie fast alle Linguisten dieser Zeit. Migliorini schreibt in seinem ansonsten ausgezeichneten Buch zum Eigennamen folgendes: Man könne eigentlich den Eigennamen nicht definieren, weil in der Geschichte Eigennamen oft zu Appellativen und umgekehrt Appellative zu Eigennamen werden. Sie seien deshalb nicht abgrenzbar.

Sie sehen sicherlich den solchen Behauptungen innewohnenden Widerspruch; es wird gesagt: Wir wissen, daß ein Appellativum, ein übliches Substantiv, eine Grenze überschreitet und zum Eigennamen wird. Wir wissen, daß etwas, was Eigennamen ist, wiederum zu etwas anderem wird, zu einem Appellativum. Aber wir, die wir gerade diese Grenze erkennen und sagen können, daß etwas zu etwas anderem wird, können nicht sagen, was das eine und was das andere ist. Entweder kann man tatsächlich die Begriffe nicht definieren, und dann kann man auch nicht von Übergängen von der einen Klasse zu der anderen sprechen; oder, wenn man solche Übergänge erkennt, wenn man erkennt, daß ein Appellativum zu einem Eigennamen geworden ist, dann weiß man eben, was ein Appellativum und was ein Eigenname ist, sonst könnte man gerade den Übergang in eine neue Kategorie nicht feststellen.

Schließlich wird auch die Geschichte als Evolution im naturwissenschaftlichen Sinne, als eine Art Leben der Sprachen aufgefaßt. Schon August Schleicher schreibt in einer berühmt gewordenen Fußnote am Anfang seines *Kompendiums* folgendes: Eigentlich hätten die Sprachen überhaupt keine Geschichte, denn die

Sprachen seien doch Naturorganismen und sie würden wie alle Naturorganismen leben. Wenn man also Entwicklung annimmt, dann im Sinne der Evolution, der Entwicklung und Veränderung von Naturorganismen. Es ist nicht unwichtig, daß Schleicher sogar eine Brücke schlagen möchte zwischen der Sprachwissenschaft und dem Darwinismus in den Naturwissenschaften. Er faßt die Sprachentwicklung nicht als Geschichte im eigentlichen Sinne auf, sondern als Entwicklung und Veränderung von Naturorganismen, aufgrund von Ursachen wie im Falle der Naturgegenstände.

#### 4.4. Das Prinzip des Naturalismus

##### 4.4.1. Sprachen als Naturorganismen

Mit der Annahme, Sprachen seien Naturorganismen, sind wir aber schon bei dem vierten Prinzip des Positivismus angekommen, dem Prinzip des Naturalismus in seinen beiden Aspekten. Einerseits bedeutet es eine Betrachtung der Kulturgegenstände, als ob sie Naturgegenstände wären, andererseits den Primat der Naturwissenschaft gegenüber der Kulturwissenschaft oder Gleichsetzung von Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften.

Typisch für die positivistische Zeit ist die besondere Interpretation des Organismus-Begriffes, wenn gesagt wird, Sprachen seien Organismen. Der Begriff selbst ist in der Romantik entstanden, aber mit einem anderen Inhalt und mit einer anderen Anwendung. *Organismus* bezeichnete in der Romantik die Organisation, die Gestalthaftigkeit der Fakten, *das Organische* bezeichnete das Organisierte. Wenn man z.B. vom "Organismus der Sprache" sprach, meinte man nicht Sprache als Organismus, sondern die Gestalt der Sprache, ihre Systemhaftigkeit. Da aber dann dieser Begriff ganz besonders auf die Organisiertheit der Körper in der Natur, insbesondere der Lebewesen, angewandt wurde, wurde bald vom Körper selbst oder vom entsprechenden Lebewesen als *Organismus* gesprochen. Man weist also nicht einen Organismus auf, sondern man *ist* ein Organismus. In diesem Sinne wird der Begriff auch in die Sprachwissenschaft übernommen: Man sagt, die Sprachen seien Organismen ebenso wie die Lebewesen in der Natur.

Damit hängt eine ganze Metaphorik zusammen, die auch früher schon zum Teil vorhanden war, die aber in dieser Zeit eng an die positivistische Ideologie sich anschließt: Man sagt, die Sprachen würden *leben*, man habe *Leben* der Sprache, *Leben* der Wörter, es gebe Sprachfamilien, und bei jeder Sprachfamilie eine *Mutter*; das Lateinische z.B. sei die Mutter der romanischen Sprachen, die romanischen Sprachen seien *Töchter*, unter sich seien sie natürlich *Schwestern*, also eine

ganze *Familie*. Es fehlt nur noch der Vater (das ist wahrscheinlich der jeweilige Sprachwissenschaftler). Man weiß wohl, daß solche Ausdrücke metaphorisch sind, d.h. daß z.B. die romanischen Sprachen nicht Töchter des Lateinischen sind, sondern das Lateinische selbst in seinen neueren Formen. Trotzdem hat auch diese weitverbreitete Metaphorik einen Sinn im Zusammenhang der ganzen positivistischen und, in diesem Fall, biologistischen Ideologie.

Wenn bemerkt wird, daß die Sprachen doch nicht außerhalb der Sprecher leben, daß sie nur im Bewußtsein der Sprecher und in ihrer Tätigkeit des Sprechens existieren, so wird gesagt: ja, das sei schon richtig, aber das sei wissenschaftlich unwichtig, denn trotzdem hätten die Sprachen ein Dasein außerhalb der Sprecher, wenn nicht als Naturorganismen, so zumindest als Sozialorganismen, als autonome, nur soziale und nicht individuelle Fakten. Ich erwähne noch einmal in diesem Zusammenhang Antoine Meillet, weil er sonst ein so scharfsinniger Linguist war. Gerade zu dieser Behauptung, die Sprachen existierten doch nur im Bewußtsein der Sprecher, schreibt er: das sei eine *proposition évidente mais sans portée comme toutes les propositions évidentes* (d.h. es sei offensichtlich, aber belanglos wie alle offensichtlichen Behauptungen). Das heißt also, gerade das, was maßgebend sein sollte, die Tatsache, daß die Sprache jeweils eine Tätigkeit ist, daß sie als Sprechen in Erscheinung tritt und daß sie sonst nur ein Wissen ist im jeweiligen Bewußtsein der individuellen Sprecher, gerade das wird abgetan als eigentlich unwichtig oder als methodisch unwichtig.

#### 4.4.2. Die kausale Fragestellung beim Sprachwandel

Was das Hauptproblem der historischen Sprachwissenschaft betrifft, den Sprachwandel, stellt man die Gleichsetzung von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft fest. Das Hauptproblem ist dasjenige der Identifizierung der Ursachen des Sprachwandels, d.h. die den Naturwissenschaften analoge kausale Fragestellung. Eigentlich dürften sich diese Organismen, die Sprachen nicht ändern. Man fragt also: Warum verändern sie sich doch in der Sprachgeschichte? Sicherlich gebe es dafür Ursachen, die es dann zu suchen gelte. Im allgemeinen findet man die Ursachen nicht. Daher nimmt man als Ursache z.B. die Bedingungen der Entstehung eines Sprachwandels an oder sogar die Modalität des Wandels selbst.

Man findet solche kausalen Erklärungen insbesondere in der historischen Phonetik. Es wird behauptet, es sei klar, warum ein bestimmter phonischer Wandel eingetreten sei. So habe z.B. die Zunge ihren Berührungspunkt mit dem Gaumen immer wieder etwas mehr nach vorne verlagert, und dadurch sei ein Laut wie /ke/

zu einem anderen Laut wie /k'e/ und dann zu /ce/ geworden. Das Merkwürdige ist, daß man sich mit solchen "Erklärungen" begnügt, ohne zu bemerken, daß dies überhaupt nichts erklärt. Der Wandel ist Wandel in der Sprache, d.h. im sprachlichen Wissen, im Sprechenkönnen, in der Kompetenz. Die Sprache hat eben keine Zunge, d.h. die Ersetzung eines Faktums in diesem Wissen, die Ersetzung eines Modells durch ein anderes, kann mit der individuellen Artikulation nicht erklärt werden.

Man denkt in Extremfällen auch an Ursachen, die nicht mehr individuell sind, sondern für eine ganze Gemeinschaft gelten sollen, etwa in dem Sinne, daß die ganze Gemeinschaft zugleich z.B. die Zunge nach vorne bewegt. Darüber wird übrigens auch in der positivistischen Zeit nur gelacht. Ich erwähne diese eigentlich lächerlichen Fälle wiederum nicht, um die großen Gelehrten der positivistischen Zeit lächerlich zu machen, sondern nur, um zu zeigen, bis zu welchem Punkt die Identifizierung von Natur und Kultur, von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft führen kann. Jemand hat beispielsweise behauptet, die wesentlichen Unterschiede zwischen dem Deutschen und dem Französischen seien darauf zurückzuführen, daß die Franzosen Wein, die Deutschen hingegen Bier trinken, was dann auch eine besondere Beschaffenheit der Artikulationsorgane einschließen würde. Mit etwas mehr Ernst wurde die germanische Lautverschiebung mit der Verlagerung der Wohngebiete der Germanen von der Ebene ins Gebirge begründet. Das sind, wie gesagt, Extremfälle, die aber im Rahmen dieser Ideologie durchaus möglich sind.

Das wichtige Faktum ist, daß man nach Ursachen sucht und daß man sie manchmal auch gefunden zu haben glaubt. Wenn man vorsichtiger ist, gibt man schon zu, daß man die Ursachen nicht identifiziert hat. Man glaubt aber nicht, daß die Ursachen überhaupt nicht existieren und auch nicht, daß diese Ursachen auf jeden Fall auch nicht-biologischer Art sein können. Der Wandel muß dann auf Ursachen, die uns nicht bekannt sind, zurückgehen, und er muß in einer ganzen Gemeinschaft simultan entstanden sein.

In diesem Zusammenhang ist eine berühmte Theorie von Antoine Meillet zu erwähnen, die sog. Generationentheorie: Sie besagt beispielsweise, daß aus uns unbekanntem, wahrscheinlich mit dem Biologischen zusammenhängenden Gründen alle Kinder einer Gemeinschaft zu einer bestimmten Zeit die Artikulation eines Sprachlauts ändern würden. So ersetzten z.B. alle Kinder einer Generation in Paris das ältere /l/ (etwa in der Artikulation von *meilleur*) durch /j/. Der Wandel sei auf jeden Fall zumindest in einer Kindergeneration allgemein. Ich erwähne diese Theorie nicht nur wegen ihres Sinnes innerhalb der positivistischen Ideologie, sondern auch deshalb, weil sie in anderer Form und mit einer anderen als dieser

biologischen Begründung in letzter Zeit von der Transformationsgrammatik wieder aufgenommen worden ist. Die Generationentheorie des Sprachwandels, insbesondere die Zurückführung des Sprachwandels auf die Kinder, ist den Naturwissenschaften analog in der Zurückführung auf Ursachen, und, wenn möglich, in der Feststellung von Gesetzmäßigkeiten und in der Formulierung von Gesetzen der Entwicklung.

#### 4.4.3. Das "Lautgesetz" als Erklärungsinstrument

Ich hatte es schon in einem anderen Zusammenhang erwähnt: das Lautgesetz wird in dieser Zeit zum Hauptbegriff und zum hauptsächlichen Erklärungsinstrument in der Sprachgeschichte. Man stellt fest, daß auch die Sprachen eine Gesetzmäßigkeit aufwiesen wie die Fakten der Natur, daß auch die Sprachwissenschaft nunmehr dazu fähig sei, Gesetze zu formulieren. Die Lautgesetze betreffen die regelmäßigen Entsprechungen bei den Sprachlauten bzw. bei den Phonemen zwischen zwei zeitlich voneinander getrennten Sprachzuständen; beispielsweise zwischen Latein und Altfranzösisch oder zwischen Altfranzösisch und Neuf Französisch. Es handelt sich hier um Entsprechungen, die schon lange festgestellt worden waren und die man auf andere Begriffe zurückzuführen versucht hatte, z.B. auf die Affinität der Laute, auf allgemeine Gesetze der *conversio litterarum* usw. Im Zeichen des Positivismus werden die Entsprechungen nun als Gesetze, als "Lautgesetze" formuliert, und zwar jeweils für eine bestimmte Sprache oder für einen bestimmten Dialekt, für eine bestimmte Mundart im ganzen. Um ein Beispiel zu geben: Jedes /c/ vor /a/ im Lateinischen wird im Französischen zu /ch/; deshalb *canem* > *chien* oder *cattus* > *chat*. Oder es wird lat. /pl/ im Italienischen zu /pi/. Deshalb *plano* > *piano*, *pleno* > *pieno*, usw.

Wie so oft stimmen die festgestellten Fakten. Es ist tatsächlich so, daß man diese regelmäßigen Entsprechungen feststellen kann. Die Erklärung muß aber einerseits keineswegs eine kausale sein, und sie darf andererseits keineswegs mit den Naturgesetzen gleichgesetzt werden; denn hier geht es nicht darum, was unter bestimmten Bedingungen allgemein und zu jeder Zeit eintritt bzw. eintreten muß, sondern nur um das, was zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Sprache eingetreten ist. Es gibt überhaupt keine Notwendigkeit, keine Allgemeinheit dieser Gesetzmäßigkeit, denn sie betrifft nur die Vergangenheit, nur das, was man schon festgestellt hat. Die Lautgesetze sind nichts anderes als die allgemeinen Feststellungen dieser Art, sie sagen keineswegs, was unter bestimmten Bedingungen eintreten muß.

#### 4.4.4. Die Möglichkeit der Vorhersage

[2.7.1984] Es bleibt uns noch, den letzten Aspekt des Prinzips des Naturalismus, nämlich die Voraussagekraft der formulierten Gesetze bzw. die Möglichkeit der Vorhersage überhaupt in der Wissenschaft bzw. in ihrer sprachwissenschaftlichen Ausprägung zu betrachten. Auch die Sprachwissenschaft möchte voraussagen, zukünftige Entwicklungen insbesondere. Sie möchte so allgemeine Gesetze formulieren, daß sie eben auch diese Voraussagekraft haben, daß sie uns sagen können, was unter bestimmten Umständen erfolgen soll. Dies zeigt sich in zweierlei Weise.

Einerseits zeigt es sich durch die Versuche, solche allgemeinen Gesetze für die Sprache zu formulieren. Diesen Sinn haben die insbesondere von Maurice Grammont formulierten allgemeinen Lautgesetze. Es sind dies Lautgesetze, die nicht die Entwicklung in einer bestimmten Sprache zu einer bestimmten Zeit betreffen, sondern die allgemeine Entwicklung der Laute. So lautet beispielsweise ein Gesetz: /p/ im Anlaut wird zu /f/, /f/ wird zu /h/, /h/ wird zu /ø/. Wenn wir also in bestimmten Sprachen solche Entsprechungen feststellen, z.B. daß das Lateinische /p/ hat in *pater*, das Germanische hingegen /f/ hat (im deutschen *Vater* zwar mit *v* geschrieben, aber mit dem Lautwert /f/) und daß z.B. im Keltischen /ø/ an dieser Stelle erscheint, nämlich *athir* für den gleichen Begriff, dann ist ohne weiteres anzunehmen, daß die älteste Stufe /p/ ist und die jüngste Stufe /ø/ und nicht umgekehrt. Man sagt zwar, es könne natürlich im Einzelfall bisweilen auch das Gegenteil davon eintreten. Die normale Entwicklung und die allgemeine Entwicklungsrichtung sei aber eben diese. Dies hat auch seinen guten Sinn, wie wir noch sehen werden. Hier ist wichtig, daß diese Fakten als eine Art Gesetz formuliert werden, als allgemeines Lautgesetz, das für alle Sprachen und auch für die zukünftigen Entwicklungen gelten soll.

Das naturalistische Prinzip der Voraussage zeigt sich auch darin, daß man bemerkt, daß die Sprachwissenschaft leider nicht voraussagen kann, daß sogar solche allgemeinen Lautgesetze nicht feststellen, was eintreten muß, sondern nur das, was eintreten kann bzw. was üblicherweise eintritt. Es wird deshalb gesagt (wir hatten schon Antoine Meillet in diesem Zusammenhang erwähnt), die Sprachwissenschaft sei doch eine nicht reife oder noch nicht reife Wissenschaft, weil sie eben nicht voraussagen könne. Mehr noch: es wird bisweilen gesagt, daß die Sprachwissenschaft immer eine unreife Wissenschaft bleiben müsse, weil sie solche Gesetze wie die der Naturwissenschaften überhaupt nicht formulieren könne. Die Gesetze, die sie schon entdeckt habe und auch die, die sie noch entdecken

könne, würden eben den Mangel haben, daß sie keine Voraussagekraft hätten in bezug auf das, was eintreten muß.

## 5. Die antipositivistischen Prinzipien im allgemeinen

### 5.0. Einführung

Um 1900, sagten wir, fängt zuerst auf der höchsten Ebene der Philosophie die Reaktion gegenüber der positivistischen Ideologie an, und allmählich behauptet sich diese Reaktion auch in den Wissenschaften, insbesondere in den Humanwissenschaften und auch in der Linguistik. Diese Reaktion erobert natürlich nicht gleich das ganze Gebiet der Wissenschaften. Einerseits geht die übliche, die sog. traditionelle positivistische Ideologie weiter. Sie behauptet sich zum Teil bis heute. Was die Sprachwissenschaft insbesondere betrifft, so bleibt sie gerade auf der höchsten Ebene der Lehre bestehen, d.h. in den sprachwissenschaftlichen Fächern an den Universitäten. Andererseits wird die positivistische Ideologie und die positivistische Methode verfeinert, und einige Aspekte der positivistischen Ideologie in den Wissenschaften werden zurückgenommen oder wenigstens anders formuliert. Diese beiden Aspekte interessieren uns hier weniger, weil wir eben das Neue feststellen möchten, d.h. das, was auch die neuere Sprachwissenschaft charakterisiert.

In diesem Sinne hat man ein Drittes, und das Dritte ist eben das für uns Wichtige: man hat einen Paradigmenwechsel in den Wissenschaften, insbesondere in den Humanwissenschaften, einen Paradigmenwechsel im allgemein antipositivistischen Sinne. Wie schon mehrmals gesagt, werden gerade die jeweils entgegengesetzten Prinzipien innerhalb der den Einzelwissenschaften zugrundeliegenden Ideologie behauptet. Hierbei muß man unbedingt darauf achten, daß die neuen Prinzipien an erster Stelle negativ definiert und negativ abgegrenzt werden. Ihre Einheit ist eben durch das "Anti" gegeben. So steht z.B. dem Atomismus der Antiatomismus gegenüber. Ich sage das im voraus deshalb, weil diese entgegengesetzten Prinzipien in mehreren Formen erscheinen können, die gerade nur in dieser negativen Hinsicht einheitlich sind, daß sie ein ihnen entgegengesetztes Prinzip aufheben bzw. ersetzen.

### 5.1. Das Prinzip des Antiatomismus

Schon das erste Prinzip, das Prinzip des Einzelfaktums als Ausgangspunkt der Erkenntnis und der Wissenschaft, weist einen doppelten Gegensatz auf. Wir nehmen ein neues Prinzip des Antiatomismus als Grundlage an, das sich vor allem in zwei Formen manifestiert:

1. Einerseits wird die Universalität des Einzelfaktums behauptet, und es wird deshalb auch, mehr oder weniger explizit, der Unterschied gemacht zwischen dem Universellen und dem empirisch Allgemeinen (wir kommen unten darauf zurück).
2. Andererseits wird das Einzelfaktum nicht mehr atomistisch, d.h. nicht mehr isoliert betrachtet und deshalb auch nicht mehr als Ausgangspunkt der Erkenntnis und der Wissenschaft, sondern als Bestandteil eines Systems von Fakten, als Bestandteil eines Kontextes gesehen. In methodischer Hinsicht geht man nicht vom Einzelfaktum zum System oder zum Kontext, d.h. zu den Zusammenhängen, sondern umgekehrt vom System oder vom Kontext zum Einzelfaktum. Der typische Terminus dieser neuen Fragestellung ist der Terminus *Struktur*, der entweder als 'System' oder als 'Kontext', als 'Zusammenhang von Fakten' interpretiert werden kann. In diesem Zusammenhang wird dann gesagt, es sei nicht so wichtig, was das Einzelfaktum ist, sondern welches seine Stellung innerhalb eines "Kontextes", in einem "System", in einer "Struktur" ist, und das Einzelfaktum wird sogar als von der Struktur her determiniert angesehen.

Betrachten wir nun, was diese beiden Formen des Prinzips des Antiatomismus bedeuten.

#### 5.1.1. Die Universalität des Einzelfaktums

Die erste Form des Antiatomismus wird natürlich nicht immer von der zweiten unterschieden (die Unterscheidung stammt von uns). Sie wird auch nur auf der Ebene der Wissenschaftsphilosophie, nicht jedoch in den Einzelwissenschaften ausdrücklich so formuliert. Was bedeutet *Universalität des Einzelfaktums*? Es handelt sich um eines der grundlegenden Prinzipien der Phänomenologie von Edmund Husserl, nämlich um die Tatsache, daß das Einzelfaktum, wenn es im Akt der Erkenntnis überhaupt als etwas erkannt wird, nie, auch in der Erfahrung nicht, in seiner absoluten radikalen Individualität gegeben ist. Vielmehr wird es immer auch als eine universelle Modalität erkannt oder als eine Reihe von universellen Modalitäten auf verschiedenen Stufen.

Dieser Tisch z.B. ist nicht ein "Dies da" in seiner reinen Individualität; er ist auch nicht nur "dieser Tisch"; sondern er ist auch, wenn er als Tisch erkannt wird, die unendliche Möglichkeit des Tischseins. Das heißt, das "Tischsein", das in dem Gegenstand erkannt wird, geht über das Einzelfaktum hinaus, es ist eine universelle

Möglichkeit solcher Gegenständen, die man auch in anderen Exemplaren feststellen könnte. Anders gesagt: Jeder Gegenstand, wenn erkannt, enthält auch seine eigene universelle Möglichkeit, ist auch eine Modalität des Seins. Mehr noch, die Erkenntnis enthält verschiedene Modalitäten auf verschiedenen Stufen, in diesem Fall z.B. die Modalität "Tisch", zugleich aber diese Modalität "Tisch" in einer weiteren Modalität, z.B. "Möbelstück", und "Möbelstück" z.B. in der Modalität "materieller Gegenstand".

Das bedeutet also, daß das Einzelfaktum nicht nur das absolut partikuläre Einzelfaktum ist, auch gerade in der empirischen Wahrnehmung, in der Erfahrung nicht. Die Erfahrung als Erfahrung, die etwas als etwas erkennt, enthält eine vorprädikative Erkenntnis, d.h. eine nicht formulierte Prädizierung dessen, was dieser erkannte Gegenstand ist. So enthält z.B. das Erkennen eines bestimmten Gegenstandes als Tisch ("Das ist ein Tisch") die vorprädikative Erkenntnis, d.h. die intuitive Erfassung dessen, was eben für den Tisch definitiv ist. Es wird natürlich nicht gesagt, daß der Tisch z.B. ein Möbelstück ist, das so und so beschaffen ist, aber das Erkennen des Tisches eben als Tisch enthält schon diese Vorprädikation.

Das Prinzip der Universalität des Einzelfaktums ist übrigens sehr alt. Es hat vor allem aufgrund der Untersuchungen und der Formulierungen von Husserl gewirkt, stammt aber wie andere Prinzipien von Aristoteles her. Aristoteles hat behauptet, daß es das  $\tau\omicron\delta\epsilon\ \tau\iota$ , das "dies da" als etwas absolut Partikuläres nicht gebe in der Erkenntnis, sondern daß die Erfahrung immer und ursprünglich schon Erfahrung von der *species* des Einzelfaktums sei, nicht nur vom Einzelfaktum in seiner absoluten Individualität.

Für die Sprachwissenschaft bedeutet dieses Prinzip, daß die Erkenntnis von etwas beispielsweise als Sprachlaut eine vorprädikative Bestimmung enthält, die man so formulieren könnte: "Das ist etwas, was so ist wie die Sprachlaute sind und sein sollen". Es handelt sich also nicht um ein Einzelfaktum in seiner absoluten Individualität.

Methodisch bedeutet das Prinzip, daß man eigentlich nicht ohne die Erkenntnis einer Universalität des Faktums, d.h. einer *Art* des Seins, die Abstraktion unternehmen kann. Wir kommen zur Art des Seins nicht durch Abstraktion, es ist vielmehr umgekehrt: Die Art des Seins, die vorprädikative Erkenntnis, muß schon da sein, damit wir überhaupt die Abstraktion unternehmen können. Man könnte z.B. nicht durch Abstraktion feststellen, was eine Tragödie ist, denn um die gemeinsamen Züge der Tragödie zu abstrahieren, muß man schon wissen, was eine Tragödie ist. Sonst wäre es unerklärlich, warum wir gerade beim Abstrahieren nur Tragödien berücksichtigen

und nicht z.B. auch Hunde, Bäume usw. oder andere Fakten, die vielleicht auch etwas Gemeinsames mit den Tragödien haben könnten.

Die Abstraktion kann nicht gegenüber einem Chaos vorgenommen werden; es muß schon eine Einteilung, eine Erkenntnis der Arten des Seins da sein, damit wir überhaupt zur Abstraktion schreiten können. Natürlich kann dann die Abstraktion feststellen, daß gewisse Gegenstände, die wir anfangs als zu derselben Art des Seins gehörend angesehen haben, doch nicht die gleichen gemeinsamen Züge aufweisen und deshalb von dieser Art des Seins getrennt werden müssen. Das stimmt zwar, aber es bedeutet überhaupt nicht, daß gerade die intuitive Erfassung nicht die Grundlage und der Ausgangspunkt der Abstraktion gewesen ist.

In bezug auf die Herausbildung der Begriffe sagt man, es sei unmöglich, daß sie durch Abstraktion aufgrund der Erfahrung von Einzelfakten gebildet würden, d.h. durch die Anhäufung von verschiedenen Erfahrungen des absolut Einzelnen. Die Begriffe werden vielmehr gerade durch eine intuitive Erfassung gebildet, d.h. sie sind sozusagen *Projekte*, sie sind Einteilungen im Gegenständlichen, die eben aufgrund der vorprädikativen Erkenntnis auch bei einem einzigen Gegenstand gegeben sind. Ich brauche z.B. nicht viele Elefanten zu sehen, um mir den Begriff vom Elefanten zu bilden. Es reicht grundsätzlich ein einziger, denn in diesem Elefanten erkenne ich zugleich auch eine Art des Seins.

Man kann fragen, ob dieser intuitive Begriff nicht eventuell korrigiert werden muß. Sicherlich, aber die Tatsache, daß ich gegenüber einem anderen Objekt aufgrund einer einzigen Erfahrung sagen kann: "Das ist auch ein Elefant", bedeutet eben, daß ich diesen Begriff bereits gebildet habe. Nun kann z.B. ein Kind sagen: "Wieder ein Elefant", obwohl der neue Gegenstand gerade kein Elefant ist, sondern z.B. ein riesiger Ochse. Das bedeutet aber nur, daß der Begriff des Kindes nicht der übliche ist, es bedeutet nicht, daß das Kind überhaupt keinen Begriff hat. Der Begriff des Kindes entspricht hier z.B. dem Begriff 'riesiges Tier', und das war dann die Art des Seins, die das Kind in der ersten Erfahrung eines Elefanten erkannt hat. Die Begriffe bilden sich demnach überhaupt nicht durch Abstraktion. Sie können jedoch durch Abstraktion und durch weitere Erfahrung korrigiert und an die üblichen Begriffe einer Gemeinschaft angepaßt werden. Es kann natürlich auch sein, daß der aufgrund einer einzigen Erfahrung gebildete Begriff nie korrigiert wird.

Ein zweiter Grund, weshalb man die Begriffe nicht aufgrund von Abstraktion bilden kann, besteht darin, daß wir, um die gemeinsamen Züge von Gegenständen festzustellen, die entsprechenden Gegenstände bereits abgegrenzt haben müssen. Der Begriff als Abgrenzungsmittel wird also gerade von dieser Zugehörigkeit zu einer Klasse vorausgesetzt.

Drittens ist das, was man durch Abstraktion gemeinsamer Züge bildet, überhaupt kein Begriff, sondern nur ein schematisch verallgemeinerter Gegenstand. Wenn wir z.B. die gemeinsamen Züge der Bäume abstrahieren, dann sind dies Züge von Gegenständen, und das, was wir konstruieren, ist nicht eine Idee, ein Begriff von *Baum*. Es ist vielmehr ein schematisches Bild, vergleichbar etwa dem Bild eines Menschen im Anatomiebuch, das aufgrund der den Menschen gemeinsamen Züge, die wir dort feststellen können, nicht dem Begriff *Mensch* entspricht, sondern einem allgemeinen schematischen Gegenstand "Mensch".

Man muß hier allerdings zwischen dem *Universellen* und dem *empirisch Allgemeinen* unterscheiden. *Universell* ist das, was eine Klasse von Gegenständen, d.h. eine Art des Seins, als diese und keine andere erkennen läßt, d.h. es ist das, was für diese Klasse definitorisch bzw. notwendig ist. *Empirisch allgemein* ist das, was man tatsächlich bei den entsprechenden Gegenständen feststellen kann; das empirisch Allgemeine gilt in rationaler Hinsicht grundsätzlich nur für die Gegenstände, für die man es tatsächlich festgestellt hat. Oft kann man es, da man es immer wieder in der Erfahrung festgestellt hat, auch für notwendig halten. Die Tatsache aber, daß wir auf diese Notwendigkeit auch in der üblichen, alltäglichen Erfahrung verzichten, wenn wir Gegenstände feststellen, die auf den gleichen Begriff zurückzuführen sind, die aber gerade diesen Zug nicht aufweisen, zeigt gerade, daß diese Allgemeinheit doch nicht zur Universalität, zum notwendigen Sein dieser Gegenstände gehört.

Nehmen wir ein Beispiel: Wenn wir nur grüne Blätter gesehen haben, können wir den Zug "grün sein" als für die Blätter notwendig ansehen, d.h. als für die Blätter definitorisch. Die Tatsache aber, daß wir, wenn wir z.B. gelbe oder rote Blätter sehen, diese trotzdem als Blätter erkennen und sagen: "Das ist auch ein Blatt; es ist aber nicht grün, sondern rot", zeigt uns, daß von Anfang an das Grünsein für uns eigentlich nicht zum Wesen des Blattes gehörte.

Dasselbe Vorgehen findet auch in den Wissenschaften statt. Sehr oft nimmt man an, daß das, was man bei den bekannten Gegenständen regelmäßig festgestellt hat, notwendigerweise zu der entsprechenden Klasse von Gegenständen gehört. Das gilt ganz besonders für die Sprachwissenschaft: Man nimmt z.B. das, was man in unserer Sprache (oder in letzter Zeit im Englischen) sehr oft festgestellt hat, gleich als ein sprachliches Universale an, d.h. als etwas, was in allen Sprachen so ist. Die Tatsache aber, daß wir andere Sprachen doch als *Sprachen* erkennen, auch wenn sie diesen Zug nicht aufweisen, zeigt gerade, daß wir uns bei dieser Annahme (wenigstens in ihrer expliziten Form) geirrt haben.

Angemessen wäre hier die folgende Technik: Man sollte sich fragen, ob man den betreffenden Gegenstand mit dem gleichen Namen nennen würde, wenn er gerade

diesen Zug nicht aufweisen würde. Zum Beispiel: würde ich eine Sprache *Sprache* nennen, auch wenn sie etwa keine Adjektive hätte? Oder würde ich sagen: das ist in diesem Fall keine Sprache, denn sie hat nicht einmal Adjektive?

[3.7.1984] Wir sagten bereits, daß die Grundform des antiatomistischen Prinzips auf Aristoteles zurückgeht. Sie geht auch im eigentlich historischen Sinn auf Aristoteles zurück, und zwar über Franz Brentano. Brentano war der Lehrer von Edmund Husserl, hat sich lange Zeit mit Aristoteles befaßt und auch ein Buch zu Aristoteles geschrieben. In einem Gedicht, das als Vorwort in diesem Buch steht, hat er sich selbst als den geliebtesten Sohn von Aristoteles bezeichnet.

Das Verhältnis des empirisch Allgemeinen zum Universellen gilt nach Aristoteles sogar für diejenigen Züge, die man tatsächlich bei der ganzen Klasse von berücksichtigten Fakten feststellt, die aber nicht zur Definition dieser Klasse gehören und von der Definition nicht abgeleitet werden können. Aristoteles nennt diese Züge das *proprium* einer Klasse von Fakten. Das berühmte Beispiel von Aristoteles ist das Lachen. Das Lachen sei *proprium* des Menschen, nur der Mensch lache, das Lachen gehöre aber nicht zum Begriff des Menschen und könne auch nicht von diesem Begriff unmittelbar abgeleitet werden. Natürlich können solche Züge von Fakten, die als allgemein festgestellt werden, eventuell auf das Wesen dieser Fakten zurückgeführt werden. Solange dies nicht geschieht, wie im Falle des Lachens beim Menschen, gehören sie zum *proprium* und nicht zum notwendigen, universellen Wesen der Fakten.

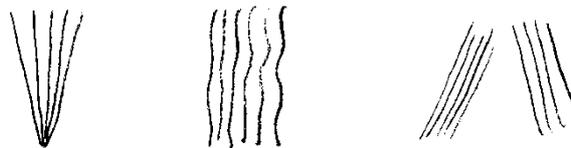
Geben wir ein sehr einfaches sprachwissenschaftliches Beispiel dafür: Man teilt die Silben nach ihrer Gestalt in *offene Silben* und *geschlossene Silben*. Offene Silben sind die Silben, die auf Vokal auslauten, z.B. die Silben von *Schu-le* im Deutschen. Die geschlossenen Silben sind Silben, die auf einen Konsonanten auslauten, z.B. die zweite Silbe von *Schü-ler*. Man hat nun festgestellt, daß es zwar Sprachen ohne geschlossene Silben gibt, d.h. Sprachen, die nur offene Silben haben, daß es aber keine Sprachen gibt (man hat zumindest bisher keine festgestellt), die keine offenen Silben haben. Deshalb hat man die offenen Silben, die in allen Sprachen vorkommen, als ein Universale der Sprachen eingestuft. Wenn dies ein Universale ist, so ist es das nur im Sinne des empirisch Allgemeinen, d.h. in dem Sinne, daß man bisher keine Sprachen festgestellt hat, die diesen Silbentyp nicht haben. Es ist aber überhaupt nicht notwendig, d.h. es gehört überhaupt nicht zum Wesen der Sprachen, daß sie diesen Silbentyp haben müssen. Man kann sich Sprachen wenigstens vorstellen, die ohne diesen Silbentyp auskommen, und man kann sich fragen, ob man eine solche Sprache, die nur geschlossene Silben hat, immer noch *Sprache* nennen würde. Sicherlich würde man eine solche Sprache immer noch *Sprache* nennen, d.h. dieses

Faktum ist, auch wenn es in allen Sprachen festzustellen ist, trotzdem kein notwendiges oder wesentliches Universale.

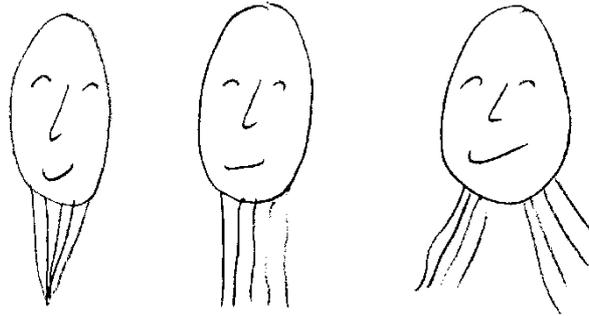
### 5.1.2. Das Einzelfaktum im System und im Kontext

In seiner zweiten Form bedeutet das Prinzip des Antiatomismus, daß die Einzelfakten ihren eigentlichen Sinn erst in einem System von Fakten, d.h. in einem Kontext bzw. in einer Struktur und von diesem System, von dieser Struktur her erhalten. Ein Faktum ist nicht dieses oder jenes als absolut isoliertes Faktum, sondern es ist etwas Bestimmtes nur in diesem System von Fakten, und zwar durch die Relationen innerhalb des Systems oder des Kontextes. Mehr noch: die Gestaltpsychologie, die ebenfalls zu dieser antipositivistischen Reaktion gehört, stellt fest, daß auch die Wahrnehmung als solche schon kontextuell ist, daß man isolierte Gegenstände nicht identifiziert oder daß man sie nur dann identifiziert, wenn man sie in einem Kontext denkt, und daß verschiedene Gegenstände der gleichen Art gerade nicht als zu derselben Klasse gehörend erkannt werden, wenn sie nur isoliert wahrgenommen werden.

Ein berühmtes Experiment zu dieser These ist das folgende: Man zeigt jemand in Fotografien oder als Zeichnungen Gegenstände wie diese:



Danach fragt man die Versuchsperson, was diese Gegenstände sind. Normalerweise werden sie weder als einzelne noch miteinander identifiziert. Man sagt z.B. nicht, das erste sei das gleiche wie das zweite und das dritte. Gibt man jedoch den Kontext dieser Gegenstände an, so stellt man fest, daß nun beide Identifizierungen ohne Schwierigkeit stattfinden. Der Kontext ist in diesem Fall ein menschliches Gesicht:



Auf einmal kann man sagen: Das ist ein Bart, und alle Gegenstände sind Bärte. Auf dieses Experiment geht übrigens ein Fernsehspiel zurück, in dem man Gegenstände oder Teile von Gegenständen zeigt und fragt, was diese Gegenstände sind. Die Gegenstände werden nicht erkannt, oder nur dann erkannt, wenn sich jemand einen Kontext vorgestellt hat.

### 5.1.3. Die Bedeutung der Theorie für das empirische Studium

Für die Einzeldisziplinen sind die Folgen, die Korollare, des Prinzips sehr wichtig. In der ersten Form bedeutet das Prinzip des Antiatomismus, daß das empirische Studium als Beschreibung und als Geschichte von der Theorie unterschieden wird. Die Theorie betrifft das Universelle, das empirische Studium betrifft das empirisch Allgemeine der Fakten. Es wird deshalb in verschiedenen Bereichen mehr oder weniger eindeutig zwischen der Theorie der entsprechenden Fakten und der allgemeinen Wissenschaft dieser Fakten unterschieden, etwa zwischen Sprachtheorie und allgemeiner Sprachwissenschaft, zwischen Kunsttheorie und allgemeiner Kunstwissenschaft, zwischen Literaturtheorie und allgemeiner Literaturwissenschaft usw. Die allgemeine Wissenschaft wird also nicht mehr mit der Theorie identifiziert.

Zugleich findet eine Umkehrung des Verhältnisses zwischen empirischem Studium von Fakten und Theorie statt. Man bemerkt, daß die Theorie eben nicht aufgrund von Abstraktion und Verallgemeinerung konstruiert werden kann. Sie kann also auch nicht nach dem empirischen Studium stehen als dessen Ergebnis. Vielmehr enthält eigentlich jedes empirische Studium, auch ein Studium, das von der Theorie ausdrücklich absehen möchte, schon eine Theorie, eine theoretische Grundlage.

Die Theorie steht in idealer Hinsicht schon vor dem empirischen Studium: Sie ist das, was uns erlaubt, einerseits die entsprechenden Fakten, die wir empirisch untersuchen wollen, zumindest provisorisch abzugrenzen und andererseits einen Sinn in diesen Fakten im voraus schon vorauszusetzen, zumindest als *Hypothese*, als

Grundlage für das entsprechende empirische Studium. Anders gesagt: Die Theorie steht schon vor dem empirischen Studium als Abgrenzung der Fakten und als Ziel der Forschung, sie begleitet das empirische Studium als seine Grundlage, und sie steht auch nach diesem empirischen Studium als durch das Studium selbst modifizierte, präzisiertere und reflektierte Theorie. Das empirische Studium kann uns zwar dazu führen, die Theorie zu präzisieren, eventuell auch eine Theorie aufzugeben; das bedeutet aber nicht, daß die Theorie nicht schon vor dem empirischen Studium da war.

Man nimmt also an, daß es im empirischen Studium selbst eine ständige Dialektik zwischen der theoretischen Grundlage und dem empirischen Studium von Fakten gebe. In den Naturwissenschaften erhält diese theoretische Grundlage die Form einer Hypothese, d.h. etymologisch konkret "die Form von etwas, das unter die Fakten geschoben wird". Die Hypothese rechtfertigt den Zusammenhang der Fakten und gilt im Studium der Fakten selbst als Grundlage für ihre Erklärung.

In den Kulturwissenschaften hingegen ist die theoretische Grundlage (d.h. das Universelle, nicht das Allgemeine) immer das ursprüngliche Wissen, das der Mensch in bezug auf sich selbst und in bezug auf seine eigenen Tätigkeiten hat. Das heißt, die Grundlage ist hier keine willkürliche Hypothese, sondern das, was der Mensch von sich selbst weiß als Subjekt der Kulturtätigkeiten, z.B. als Subjekt von Sprache, als Subjekt von Wissenschaft, als Subjekt von Philosophie, als Subjekt von Kunst. Man nimmt also nicht etwa an, die Kunst sei dies oder jenes und versucht dann, diese Hypothese durch das empirische Studium zu verifizieren oder zu falsifizieren; sondern als Mensch weiß man schon bei sich, aufgrund dessen, was man tut, auf irgendeine intuitive Weise z.B., was Sprache ist, was Kunst ist usw. Dies bedeutet natürlich nicht, daß wir solches Wissen in reflexiver Form haben und daß wir alle Kunsttheoretiker sind. Wir haben aber die Grundlage dafür, und deshalb ist in den Kulturwissenschaften das allgemeine Verfahren in bezug auf das Universelle immer das folgende: Was man schon intuitiv weiß, wird auf die Ebene der Reflexivität verlagert und reflexiv begründet bzw. erklärt.

In dieser Hinsicht kann man z.B. in der Sprachwissenschaft von der Intuition der Sprecher sprechen. Man kann gerade diese Intuition der Sprecher, auch die Intuition des Sprachwissenschaftlers als eines Sprechers, als Grundlage für die Erklärung von sprachlichen Fakten nehmen. Dies bedeutet überhaupt nicht, daß dieses intuitive Wissen nicht modifiziert und präzisiert wird durch das Studium. Es geschieht mit diesem Wissen dasselbe wie mit jeder theoretischen Grundlage für das Studium von Fakten.

Es wird andererseits bemerkt, daß die theoretische Erkenntnis als dem empirischen Studium vorausgehend eigentlich keineswegs die Beobachtung und das Studium von vielen Fakten braucht. In rationaler Hinsicht, sicherlich jedoch nicht in der Praxis, genügt strenggenommen auch ein einziges Faktum für die Konstruktion einer Theorie. Es muß nur gerade dieses Faktum in seiner Universalität, in seinem notwendigen Wesen betrachtet werden. Denn das, was Kunst ist, steht in jedem Kunstwerk, das, was Sprache ist, steht in jeder Sprache. Dasselbe gilt auch auf niedrigeren Ebenen: das, was ein Substantiv ist, die "Substantivität", steht in jedem Substantiv; das, was ein Verb ist, die "Verbalität", steht in jedem Verb; das, weshalb ein Phonem eben ein Phonem ist, "das Phonematische", steht in jedem Phonem. Man braucht eben nur gerade das Phonem als Phonem zu denken, das Substantiv als Substantiv zu denken, das Verb als Verb zu denken.

Natürlich kann diese Ansicht in der Praxis der Forschung und in der konkreten Konstruktion von Theorien auch zu Abweichungen und zu Gefahren und Risiken führen. So kann man annehmen, daß die Theorie autonom ist und daß sie idealiter dem empirischen Studium vorangeht, daß sie auch von der Realität der Fakten unabhängig ist, und auf diesem Weg kann man zur Konstruktion von Beschreibungsmodellen kommen, die den Fakten nicht zu entsprechen brauchen. Wenn die Fakten dann diesem Modell nicht entsprechen, so meint man, dadurch sei das Modell nicht berührt, es sei nur schlimm für die Fakten.

In dieser Anwendung des Prinzips des Antiatomismus liegt übrigens noch ein Rest von Positivismus, denn in Wirklichkeit ist die Theorie keineswegs von den Fakten unabhängig, sie ist die Erfassung des Universellen in den Fakten selbst und keineswegs willkürlich, und sie ist auch eigentlich kein Beschreibungsmodell. Denn ein Beschreibungsmodell ist nicht, wie man heutzutage leider des öfteren annimmt, eine Theorie, sondern es ist ein im voraus angenommenes empirisches Allgemeines: man hat eine Idee der allgemeinen Züge der Fakten, die man zu beschreiben hat, und man nimmt diese Allgemeinheit im voraus an, indem man ein Modell für die Beschreibung konstruiert. Solche Modelle stellen aber kein Verständnis der Universalität der Fakten dar. Daß sie nützlich sein können, ist eine völlig andere Frage; hier geht es um ihr Wesen und um ihre mögliche Verwechslung mit der Theorie.

Ebenso ist es in der Praxis gefährlich, sich für die Konstruktion einer Theorie auf ein einziges Faktum zu beschränken. Man läuft dabei stets Gefahr, das als notwendig, als universell für die ganze Art von Fakten anzunehmen, was man nur bei diesem einen Faktum festgestellt hat, was aber nicht universell gilt. In rationaler Hinsicht ist es durchaus zulässig, beispielsweise nur das Englische zu befragen in bezug auf die Universalität der Sprachen überhaupt. Man muß sich dabei aber, wie gesagt, stets fragen, ob man etwas auch eine Sprache nennen würde, was diese oder jene

Eigenschaft des Englischen nicht hat, oder ob man umgekehrt etwas eine Sprache nennen würde, was gerade etwas aufweist, was das Englische nicht hat.

In der Praxis kann es jedoch höchst gefährlich sein, so zu verfahren. Sehr oft sind darum die Sprachtheorien, die von außerhalb der Sprachwissenschaft kommen, d.h. von seiten derjenigen, die keinen wirklichen Kontakt mit den Sprachen haben, falsche oder willkürliche Konstruktionen. Dasselbe gilt übrigens auch z.T. für Theorien, die von Sprachwissenschaftlern entwickelt werden, vor allem dann, wenn sich diese Sprachwissenschaftler tatsächlich nur auf eine Sprache konzentrieren, nur auf ihre eigene Sprache oder sogar nur auf eine bestimmte Verwendung dieser Sprache.

#### 5.1.4. Der Primat der Struktur

In seiner zweiten Form bedeutet das Prinzip des Antiatomismus in methodischer Hinsicht die Umkehrung der Relation zwischen dem individuellen Faktum und dem System, der Struktur oder dem Kontext. Anstelle des Ausgehens vom individuellen Einzelfaktum und der induktiven Konstruktion des Systems von Fakten durch Abstraktion und Verallgemeinerung geht man in der entgegengesetzten Richtung vor. Man geht vom System von Fakten, vom Kontext, von den Strukturen der Fakten zu den Einzelfakten, die dieses System bzw. diese Struktur eben durch ihr Verhältnis zueinander darstellen, d.h. es wird jetzt angenommen, daß das Faktum durch seine Position, durch seine Stellung in einem System, in einer Struktur oder in einem Kontext auch eben als dieses Faktum bestimmt wird.

Auf diesem Weg kommt man dazu, die Relationen als die primäre Gegebenheit anzusehen, d.h. als das, was für die Systeme, für die Strukturen konstitutiv ist. Die individuellen Einzelfakten werden dann als sekundär betrachtet oder im Extremfall sogar als an sich belanglos und gleichgültig im Hinblick auf ihr eigenes Wesen. Es wird manchmal gesagt, die Fakten könnten diese oder jene sein, das Wichtige sei nur das Verhältnis der Fakten zueinander. Die Fakten seien eine belanglose Größe, das wichtige Faktum sei nur das Verhältnis, die Relation als solche. Dies ist natürlich wiederum eine Abweichung bzw. eine Durchführung des System-Prinzips bis zu seinen extremen Folgen. Wir sind nicht der Meinung, daß man so verfahren soll, wir werden aber sehen, daß auch diese extreme Variante in der Sprachwissenschaft existiert.

[9.7.1984] Aufgrund des Prinzips des Antiatomismus, dessen beide Formen sich nicht gegenseitig ausschließen, wird der Terminus "Struktur" zu einem Schlagwort der neuen Ideologie. Überall sucht man Strukturen. Aufgrund von Anregungen, die

z.T. von der Linguistik kommen, entwickeln sich auch andere Wissenschaften in dieser strukturalen Richtung; man spricht z.B. von einer strukturalen Anthropologie, von einer strukturalen Völkerkunde usw.

## 5.2. Das Prinzip der Form oder Funktion

### 5.2.1. Die funktionelle Variante des Prinzips

Das zweite Prinzip der antipositivistischen Ideologie wird wiederum negativ formuliert gegenüber dem Prinzip der Substanz oder des Stoffes. Es tritt ebenfalls in zwei Formen auf: als Prinzip der Form oder als Prinzip der Funktion. Bisweilen werden die Begriffe *Form* und *Funktion* einander gleichgesetzt. In der Regel werden sie aber doch unterschieden, denn es handelt sich um zwei Richtungen, in denen das Prinzip der Substanz oder des Stoffes negiert bzw. aufgehoben wird.

In seiner funktionellen Variante bedeutet das Prinzip folgendes: Nicht das, was ein Faktum in seinem Stoff ist, ist für sein Wesen bestimmend, sondern das, was es macht, bzw. das, was man mit ihm macht, d.h. seine Funktion oder seine Leistung. Dies steht in Verbindung mit dem ersten Prinzip, dem Prinzip des Systems oder der Struktur: Für das Wesen eines Faktums sei eben das System von funktionellen Relationen innerhalb einer Struktur bestimmend. Das Prinzip bedeutet dann, daß Fakten, die ihrem Stoff nach verschieden sind, einander gleichgesetzt oder miteinander identifiziert werden, wenn sie der gleichen Funktion entsprechen, so z.B. in der Literatur, in der Kunst, in der Technik, in der Völkerkunde.

Beispielsweise können völlig verschiedene Metaphern und völlig verschiedene Ausdrücke, aber auch völlig verschiedene Verfahren in einem literarischen Werk, die gleiche Funktion haben. Sie werden also nicht aufgrund ihres Stoffes identifiziert, sondern eben aufgrund ihrer Funktion. Man sagt z.B., es gebe keine Metapher, die bereits an sich "schön" sei. Die gleiche materielle Metapher könne positiv oder negativ bewertet werden, je nach der Funktion, die sie in einem bestimmten Text habe. Umgekehrt werden gleiche Fakten als verschieden angesehen, wenn sie verschiedenen Funktionen entsprechen. Bei all dem, was an sich funktionell ist, was z.B. durch eine bestimmte Instrumentalität bestimmt wird, entspricht diese Ansicht übrigens dem ursprünglichen Wissen, das sich intuitiv in den Sprachen selbst zeigt. Man denke beispielsweise an die unendliche stoffliche Verschiedenheit eines Gegenstandes wie einer Brücke. Eine Brücke wird als Brücke angesehen und auch sprachlich als *Brücke* gefaßt wegen ihrer Funktion, wegen ihrer besonderen instrumentalen

Bestimmung, nicht wegen ihres Stoffes (sie kann z.B. aus Eisen, aus Stoff, aus Holz sein usw.)

Dieser Gedanke der Funktion bzw. der funktionellen Kontexte und funktionellen Systeme dehnt sich auf die verschiedenen Wissenschaften aus und erreicht sogar die Naturwissenschaften. In der Biologie z.B. vertritt Uexküll die Auffassung, daß ein Organismus durch die gegenseitige Wirkung zweier funktioneller Systeme bestimmt werde. Ein Organismus verfüge über ein bestimmtes Empfangssystem, durch das er seine Umgebung wahrnimmt, und über ein Auswirkungssystem, durch das er auf die Umgebung wirkt. Die besondere Welt eines Organismus resultiere dann gerade aus der Kombination dieser beiden Systeme, so daß die Welt eines Organismus nicht die gleiche ist wie die Welt eines anderen, der durch andere Systeme seine Welt bestimmt. Ein Frosch z.B. lebt in einer Welt der Frösche gerade wegen der spezifischen Kombination dieser beiden Systeme.

Diese Organismusauffassung führt auch zur Wiederaufnahme einer alten Bestimmung der Stellung des Menschen im Universum und im Reich der Lebewesen. Mehr oder weniger implizit kommt man wieder auf die Auffassung von Hegel zurück, derzufolge vor allem zwei Charakteristika den Menschen und seine Welt bestimmen: die Arbeit und die Sprache. Der Mensch ist für Hegel das Tier, das arbeitet, das seine Welt entsprechend der biophysischen Bedürfnisse modifiziert und konstruiert. Er wohne z.B. nicht irgendwo auf einem Baum oder in einer Höhle, sondern baue sich ein Haus, d.h. er verwende nicht nur diese physische Umgebung, sondern mache sie anders; im geistigen Sinne konstruiere sich der Mensch seine eigene Welt eben durch die Sprache. Bisweilen findet man diese Auffassung auch explizit wieder.

*Funktion* wird ebenso wie *Struktur* zu einem Schlagwort der neueren wissenschaftlichen Ideologie, oft ohne daß dieser Begriff genau definiert wird. Es gibt auch verschiedene Auffassungen dieses Begriffs. Zur Gegenüberstellung von Substanz und Funktion und ihrer ziemlich komplizierten Geschichte gibt es ein wichtiges Werk von Ernst Cassirer: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, Berlin 1910. Es erscheint ungefähr in der Zeit, in der sich die neuen Ideen behaupten.

### 5.2.2. Die formale Variante des Prinzips

Andererseits behauptet sich auch die formale Variante dieses Prinzips, das Prinzip der *Form* bzw. der *formalen Relationen*. Auch dieses steht in Verbindung mit dem ersten Prinzip der Struktur oder des Systems, als Prinzip der formalen Relationen in

einer Struktur, in einem System. Wie wird nun diese Form des Prinzips in den Wissenschaften umgesetzt?

In der Literaturwissenschaft werden bei der Bestimmung der literarischen Formen nicht mehr oder nicht mehr an erster Stelle die stofflichen Inhalte berücksichtigt, also z.B. das Thema, die Ideen, die Auffassungen, die ethischen, die politischen und die kulturellen Stellungnahmen. Vielmehr stehen die Form und die formalen Relationen, d.h. das *Wie* im Vordergrund. Auch in der bildenden Kunst wird die Autonomie der Formen und formalen Relationen behauptet. Man kommt zu einer neuen Bewertung der Ästhetik von Herbarth, einer Ästhetik eben der formalen Relationen, die schon viel früher, im 19. Jh., auf die Musik angewandt worden war. Sie findet sich in Eduard Hanslicks berühmten Werk *Vom musikalisch-Schönen* (1854). Diese Auffassungen werden wiederaufgenommen, sie behaupten sich auch, was die Malerei, die Bildhauerei usw. betrifft, beispielsweise durch Hildebrand, durch Wölfflin, in Frankreich durch Focillons Werk *La vie des formes* ("Das Leben der Formen").

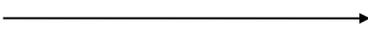
In der Kunstkritik im allgemeinen und in der Literatur und Literaturwissenschaft insbesondere ist für die neuen formalen bzw. formalistischen Fragestellungen vor allem eine Bewegung wichtig: der russische Formalismus. Dies ist eine Bewegung, eine Ausrichtung in der Literaturwissenschaft, die sich in Rußland gleich nach 1900 entwickelt und ihren Höhepunkt schon sehr früh, etwa im Jahrzehnt zwischen 1916 und 1926, erreicht.

Eine direkte Kenntnis dieser Bewegung setzt im Westen erst nach dem 2. Weltkrieg ein. Die ersten Übersetzungen der älteren Werke der russischen Formalisten in westeuropäische Sprachen erscheinen erst nach 1960, als der russische Formalismus in dieser alten Form durch die Reaktion, die gerade in Rußland etwa ab 1925 eintrat war, schon lange aufgegeben worden war. Zumindest die Hauptideen und die Fragestellung wurden trotzdem indirekt schon früher im Westen bekannt, vor allem über Prag und den Prager Kreis, in der Literaturtheorie z.B. durch das Werk *Literaturtheorie* von Wellek und Warren.

Die typische Fragestellung des russischen Formalismus ist nicht etwa, was in einem Werk gesagt wird, welches hier die Ideen, die Auffassungen, die ideologischen Stellungnahmen usw. sind, sondern *wie* das Werk gemacht ist. Ein berühmter Titel lautet z.B.: *Wie ist Cervantes' Roman "Don Quijote" gemacht?*

Eine berühmt gewordene und auch mit Erfolg angewandte Unterscheidung, die von den russischen Formalisten getroffen wird, ist die Unterscheidung zwischen *Fabula* und *Sujet* im narrativen Bereich (es wird dabei tatsächlich die russische Form von frz. *sujet* gebraucht). Die *Fabula* ist bekanntermaßen die sogenannte Handlung, d.h. das Erzählte, so wie es im realen Leben hätte geschehen können. Das *Sujet* hingegen

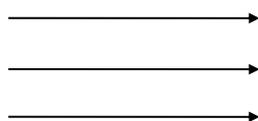
ist die Erzählstruktur, die besondere Auswahl innerhalb der Fabula, die der Erzähler trifft, und der Gesichtspunkt, den er gegenüber der Fabula einnimmt. Geht es beispielsweise in einer Erzählung um Personen, dann haben diese Personen in der Fabula ein Leben auch vor dem Anfang und nach dem Ende der Erzählung. Es wird aber vom Autor eine Wahl getroffen; wird z.B. nur das Geschehen eines Tages erzählt, so existieren diese Personen im Sujet als literarische Gestalten gerade nur an diesem Tag. Auch macht man im realen Leben, d.h. in der Fabula, ständig etwas. Aber nicht alles, was die Personen in der Fabula tatsächlich tun oder tun könnten, wird im Sujet auch tatsächlich erzählt. Eine Gestalt im realen Leben steht wahrscheinlich morgens auf, rasiert sich, putzt sich die Zähne, zieht sich an usw.; dies alles wird aber nur gerade dann erzählt, wenn es für die Struktur des Sujets wichtig ist. Das heißt also, daß ein Sujet nie im ganzen einer Fabula entspricht:

Fabula: 

Sujet: 

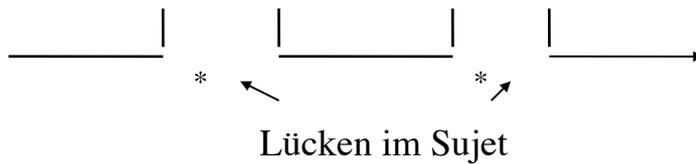
Das Interessanteste ist vielleicht, daß insbesondere die Struktur der Zeit in der Fabula anders ist als im Sujet. In der Fabula ist die Zeit nur eine Linie mit Gleichzeitigkeit von unendlich vielen verschiedenen Handlungen. Diese Linie ist kontinuierlich, und sie hat eine bestimmte Richtung von der Vergangenheit in die Zukunft. Die Zeit des Sujets hingegen kann völlig anders aussehen:

1. Hier ist nicht nur eine Linie gegeben, sondern es können Parallelzeiten vorliegen, d.h. es wird zuerst eine Handlung von jemand erzählt, dann eine andere gleichzeitige Handlung einer anderen Person und anschließend eine weitere gleichzeitige Handlung einer dritten Person. Dies kann natürlich nicht alles gleichzeitig erzählt werden. Vielmehr wird die gleiche Zeit der Fabula im Sujet jeweils später wiederaufgenommen: "Zur gleichen Zeit geschah an einem anderen Ort ...":

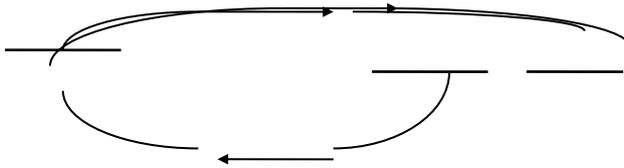


2. Die Zeitlinie ist im Sujet nicht kontinuierlich. So kann z.B. ein bestimmter Augenblick, eine bestimmte Zeitspanne erzählt werden, dann aber über eine längere Zeitspanne nichts gesagt werden und erst über die darauffolgende Zeit

wieder erzählt werden, etwa wenn berichtet wird: "Zwanzig Jahre später trafen sich die beiden Freunde wieder..." oder: "Zehn Jahre sind inzwischen vergangen..." usw. Dabei kommt man im Sujet mit einem einzigen Satz zu einer anderen Zeitspanne. In der Zwischenzeit ist jedoch notwendigerweise in der Fabula einiges eingetreten, während das Sujet Lücken aufweist:



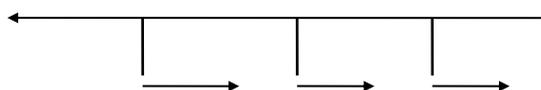
3. Die Zeit verläuft im Sujet nicht in einer einzigen Richtung; Richtung und Reihenfolge können hier wechseln. Beispielsweise kann man eine Erzählung anfangen, wenn die Gestalt vierzig Jahre alt ist, und dann zurückgehen und etwas erzählen, was in ihrer Kindheit geschehen ist. Anschließend könnte man vorspringen zu etwas Späterem und dann wiederum zurück usw.:



In gewissen Experimenten in der Literatur hat man sogar versucht, alles Geschehene rückwärts zu erzählen, d.h. vom einem gewählten Endpunkt der Fabula an bis zu dem Augenblick, der als Anfang des Sujets angenommen wird:



Dies durchzuführen ist keineswegs leicht, denn eigentlich müßte man auch die ganze Sprache umkehren, um tatsächlich so zu erzählen. Die Rückwärtserzählungen - es gibt auch im Deutschen Kurzerzählungen nach diesem Verfahren - erzählen dann doch jedes Stück jeweils in der gewohnten Richtung auf die Zukunft hin; nur die Reihenfolge der Stücke wird umgekehrt. In der romanischen Literatur gibt es einen berühmten Roman des katalanischen Schriftstellers Pedrolo, der im ganzen so erzählt wird, d.h. vom letzten Punkt an bis zum ersten zurück, aber gerade so stückweise.



Man kann sich denken, was es für die Motivationen im Sujet bedeuten kann, wenn die Handlungen in dieser anderen Richtung erzählt werden. Es werden weitere Möglichkeiten eröffnet, wenn man z.B. versucht, von einer bestimmten Motivation in andere Richtungen zu gehen und sich dann vorzustellen, wie es gewesen wäre, wenn die Motivation in diesem Augenblick anders gewesen wäre.

Mit diesen Aspekten der Fabula, des Sujets und der Strukturierung der Zeit haben verschiedene Schriftsteller gespielt, ja mehr noch, sie haben sogar diese Fakten zum Thema gemacht, beispielsweise im Theater: Pirandello behandelt in seinem Stück *Sei personaggi* ("Sieben Personen suchen einen Autor") eigentlich das Faktum, daß die literarischen Gestalten nur so, wie sie geschaffen worden sind, leben und auch immer nur eine bestimmte Spanne des Lebens leben. So tun diese *sei personaggi* immer wieder das, was sie zunächst im Entwurf des Schriftstellers gemacht haben. Ebenso ist es nicht nur Spiel, sondern der Versuch, die Möglichkeiten der Strukturen der Zeit ernst zu nehmen, wenn der Argentinier Borges mit diesen Strukturen umgeht, nämlich mit Parallelzeiten und verschiedenen Möglichkeiten, die sich an jedem Punkt der Zeit eröffnen können.

### 5.2.3. Die Verbindung der funktionellen und der formalen Fragestellung

Wir haben am Beispiel der Unterscheidung von Fabula und Sujet in der Literatur gesehen, was eine formale oder eine formalistische Fragestellung sein kann. Die formalistische Fragestellung fällt zumindest bei den russischen Formalisten, z.T. auch bei der Anwendung im Westen, des öfteren mit der funktionalen Fragestellung zusammen. Mit dem Problem, wie ein literarisches Werk gemacht worden ist, wird stets auch die Frage verbunden nach dem "Warum?" und nach dem "Wozu?". Man fragt: "Was ist der Zweck dieser Struktur, was wird durch diese Struktur geleistet?"

Bisweilen werden Form und Funktion aber nicht nur miteinander gekoppelt, sondern auch einander gleichgesetzt, d.h. die Funktion wird als eben diese formale Relation zwischen Fakten angesehen. Die Fakten werden dann *Funktive* genannt und sind an sich mehr oder weniger gleichgültig, mehr oder weniger belanglos. *Funktion* bedeutet in diesem Fall eigentlich nicht 'was ein Faktum macht' oder 'wozu ein Faktum da ist', sondern es bedeutet nichts anderes als die besondere Relation zwischen zwei Funktiven.



In diesem Fall verwendet man auch einen anderen Ausdruck: Man sagt nicht, daß etwas eine Funktion hat, sondern man sagt vielmehr, daß es zwischen diesen beiden Punkten eine Funktion (d.h. eine bestimmte Relation) gibt. Das ist der mathematische Begriff von Funktion, oder besser gesagt, seine Interpretation im Rahmen anderer Wissenschaften. Wir kennen gerade diese Anwendung des Begriffs, wo Funktion nichts anderes als die formale Relation zwischen Funktiven ist, in der Linguistik: Sie ist für eine bestimmte Richtung der modernen Linguistik charakteristisch, nämlich für die die dänische Glossematik.

### 5.3. Das Prinzip der statischen Wesenheit; **Error! Marcador no definido.**

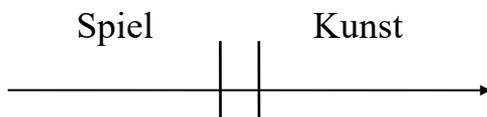
[10.7.1984] Wir haben als drittes Prinzip der positivistischen Ideologie das Prinzip der Evolution bzw. des Evolutionismus betrachtet und sein Korollar, den Primat der genetischen und historischen Studien, hervorgehoben. Dabei haben wir haben gesehen, daß auch im empirischen Bereich folgender Satz gilt: Beschreibung der Fakten gibt es entweder überhaupt nicht oder nur aufgrund des Genetischen, der Feststellung der Entwicklung. Diesem Prinzip wird jetzt in mehr oder weniger eindeutiger Form das Prinzip des statischen Sachverhalts, des Zustands oder - noch allgemeiner - der statischen Wesenheit gegenübergestellt. Als Korollar dieses Prinzips gilt dann der Primat der Beschreibung gegenüber den genetischen und historischen Fragestellungen.

Das Verhältnis von Geschichte und Beschreibung wird also umgekehrt. Es wird bemerkt, daß das, was das Wesen der jeweiligen Fakten ausmacht, diejenigen Züge also, durch die die Fakten eben diese Fakten und nicht andere sind, auch in jedem Augenblick der Entwicklung da sein muß, insbesondere aufgrund der Idee vom System bzw. vom Kontext. Die Idee des Systems enthält schon zugleich die Idee des Statischen, dessen also, was als innersystematische Relation zu jeder Zeit oder zu einem bestimmten Zeitpunkt jeweils festgestellt werden kann. Wenn das System das Primäre ist, so sagt man, dann braucht man eigentlich nicht den Ursprung und die Entwicklung der Fakten zu untersuchen, um ihr Wesen festzustellen.

Die genetischen und historischen Studien könnten auch darum das Wesen nicht feststellen, weil sie das Problem der wesentlichen Züge gar nicht stellen. Sie befassen sich nicht damit, welches diese Züge sind, sondern mit einem anderen Problem, mit

einer anderen Frage, mit der Frage nämlich, wie diese Züge entstanden sind und wie sie sich entwickelt haben. Das heißt aber, daß die Züge selbst als solche vorausgesetzt werden.

Wenn man z.B. feststellt (was ohne weiteres in genetischer bzw. in historischer Hinsicht stimmen kann), daß sich die Kunst aus der Arbeit oder aus dem Spiel entwickelt hat, dann behandelt man eigentlich nicht das Problem des Wesens der Kunst, d.h. das Problem, was Kunst ist. Denn man sagt nicht, was die Kunst ist, wenn man nur sagt, was sie früher war, als sie noch nicht Kunst war. Wenn die Kunst sich tatsächlich erst später vom Spiel oder von der Arbeit differenziert, dann ist gerade dieser Augenblick, dieser ideelle Punkt der Differenzierung der wesentliche:



Dieser Punkt wird aber nicht als solcher erklärt. Mehr noch, selbst eine genetische Fragestellung setzt allgemein die Kenntnis des Wesens, in diesem Fall des Wesens der Kunst voraus, denn sonst könnte man nicht von einem Punkt der Differenzierung, von einem Übergang von der Arbeit z.B. oder vom Spiel zu etwas anderem sprechen. Man muß schon wissen, daß die Kunst nach diesem Punkt des Übergangs, wenn sie schon Kunst ist, etwas anderes ist als das, was sie früher war, als sie gerade noch nicht Kunst war.

Dennoch gibt man zu, daß historische bzw. genetische Studien auch wichtiges zur indirekten Beleuchtung des Wesens der Sachen sagen bzw. Anregungen für die Feststellung der Wesenheit geben können. Es ist beispielsweise nicht gleichgültig für die Auffassung von der Kunst, ob man sie auf irgendeine Weise als mit der Arbeit zusammenhängend oder als mit dem Spiel zusammenhängend auffaßt. Dies aber ist nur ein indirekter Beitrag zur Feststellung des Wesens der Kunst und zur Untersuchung dieses Wesens. Mehr noch, die Kenntnis der Kunst als Kunst und der Arbeit als Arbeit, des Spiels als Spiel, muß schon gegeben sein, damit diese genetische Fragestellung überhaupt möglich ist.

Die eigentliche Berechtigung der genetischen und historischen Studien wird also nicht in Frage gestellt, zumindest nicht bei höherem methodischem Bewußtsein; diese Studien werden aber als sekundär angesehen, als von der Kenntnis des Wesens abhängig. Dies ist natürlich an erster Stelle für das Universelle, für die Theorie von Bedeutung. Für die Theorie der Kunst braucht man nicht das genetische Studium

bzw. das genetische Studium ist als solches kein Beitrag zur Theorie; es kann höchstens Anregungen und Ansätze liefern für die Untersuchung des Wesens.

Da das Universelle, das von der Theorie jeweils untersucht wird, gerade die Grundlage für die Abgrenzung der Fakten ist, wird das Prinzip auch auf das empirische Studium übertragen. Auch hier müsse man zuerst das Faktum als solches feststellen, den Sachverhalt; auch hier würde das Genetische (die Entstehung) und das Historische (die Entwicklung) nicht diese Feststellung des Faktums bzw. Feststellung des Sachverhalts ersetzen können.

Es behaupten sich deshalb beschreibende und analytische Wissenschaften als Wissenschaften mit eigener Berechtigung und Rechtfertigung. Diese Wissenschaften stehen sowohl der Theorie als auch der Geschichte gegenüber, indem man die Geschichte natürlich als genetisches Studium interpretiert oder als Studium des Wandels in den Fakten.

Aufgrund der einzelnen Beschreibungen entwickeln sich allgemeine Wissenschaften von der entsprechenden Klasse von Fakten, wiederum neben der Theorie und neben der Geschichte. Es entsteht beispielsweise eine allgemeine Kunstwissenschaft, die die empirisch allgemeinen Züge der Kunst feststellt, und eine allgemeine Sprachwissenschaft, die die empirisch allgemeinen Züge der Sprachen feststellt. Dies sind Wissenschaften, die eben nicht mit der entsprechenden Theorie gleichzusetzen sind, denn die Theorie geht ihnen voraus.

Auf diesem Wege kommt man auch bald zur Behauptung des Primats der Beschreibung und der Analyse, d.h. zur Umkehrung des Verhältnisses von Entwicklung und Zustand bzw. - in der Wissenschaft - des Verhältnisses zwischen der Untersuchung der Entwicklung bzw. der Geschichte und der Beschreibung. Da das Studium des Wandels gegenüber der Beschreibung und der Analyse als sekundär angesehen wird, beschränkt man sich auf die Beschreibung und auf die Analyse und macht eventuell überhaupt keine Geschichte. Oder man macht, wenn man Geschichte macht, eine Geschichte vom Gesichtspunkt der Beschreibung aus und aufgrund dessen z.T. auch mit dem gleichen Instrumentarium, das in der Beschreibung verwendet worden ist.

Insbesondere wird gesagt, man hätte es nicht einerseits mit Entwicklung und andererseits mit einem Zustand am jeweiligen Ende der Entwicklung zu tun, so daß die Entwicklung den Zustand zu erklären vermöchte, sondern man hätte es eigentlich bei der Entwicklung primär mit zwei Zuständen zu tun:



System 1 und ein späteres System 2 an, und inzwischen, in der Zwischenzeit, meint man, sei irgendwo außerhalb dieser Systeme ein Wandel eingetreten.

Die Aufgabe der Geschichte und der geschichtlichen Fragestellung überhaupt wäre demnach, diese Systeme jeweils miteinander zu vergleichen und durch den Wandel miteinander zu verbinden. In dieser Hinsicht wird im Extremfall, als äußerste Folge dieser Fragestellung, sogar die Geschichte zu etwas statisch Begründetem. Dieser Extremfall ist jedoch keineswegs selten, sondern in den Einzelwissenschaften sogar oft die Regel. Bisweilen sagt man auch, man wisse schon, daß es nicht sein könne, daß sich statische Zustände wandeln, sondern daß die Traditionen eigentlich kontinuierlich seien; man müsse aber so vorgehen, damit man den Wandel überhaupt untersuchen könne. Die Geschichte ist aber gerade nicht auf Permanenz und Kontinuität gerichtet, d.h. auf das, was sich gleichbleibt und als solches tradiert wird, sondern sie ist als Untersuchung des Wandels und der Veränderungen aufzufassen.

#### 5.4. Prinzip der Unterscheidung von Natur- und Kulturgegenständen; **Error! Marcador no definido.**

##### 5.4.1. Wissenschaftlichkeit in den Natur- und Kulturwissenschaften; **Error! Marcador no definido.**

Als viertes Prinzip der positivistischen Ideologie haben wir das Prinzip des Naturalismus betrachtet, d.h. das Prinzip der Zurückführung der Kulturwissenschaften auf die Naturwissenschaften oder zumindest der Behauptung des Primats der Naturwissenschaften in methodischer Hinsicht. Diesem Prinzip wird in der antipositivistischen Ideologie, wie wir sagten, das Prinzip der Kultur, oder besser, der Unterscheidung zwischen Naturobjekten und Kulturobjekten gegenübergestellt. Aufgrund dieser Unterscheidung wird auch unterschieden zwischen Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften. Diese Unterscheidung findet man mehr oder weniger eindeutig auch dort, wo die Kulturwissenschaften nicht prinzipiell von den Naturwissenschaften getrennt werden. Denn Sie werden doch unter verschiedenen Namen als eine Einheit aufgefaßt und als etwas anderes gesehen gegenüber den Naturwissenschaften. Man nennt sie z.B. Sozialwissenschaften, Geisteswissenschaften, Humanwissenschaften usw.

Man muß allerdings von Anfang an festhalten, daß es sich bei dieser Unterscheidung von Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften nicht um eine Unterscheidung im Hinblick auf das handelt, was Wissenschaft ausmacht, d.h. daß die Unterscheidung nicht die Wissenschaftlichkeit dieser Wissenschaften betrifft. Dies muß

deshalb gesagt werden, weil auch Vertreter der Human- oder Kulturwissenschaften, die nur selten Wissenschaftstheoretiker sind, des öfteren bereit sind zuzugeben, daß die Wissenschaftlichkeit ihrer Wissenschaften eigentlich nicht so hoch ist wie die Wissenschaftlichkeit der Naturwissenschaften. Man sagt, die Naturwissenschaftler hätten strenge Methoden, sie könnten objektiv sein, die Humanwissenschaftler hingegen hätten es auch mit der Subjektivität zu tun, sie seien nicht so genau wie die Naturwissenschaftler und könnten ihre Kategorien auch nicht so genau definieren. Es gäbe in den Kulturwissenschaften jeweils Grenzfälle, unklare Gebiete usw., weil man es eben mit der Freiheit des Menschen zu tun habe. Als ob die Freiheit Willkür wäre!

Es geht bei dieser Unterscheidung, wie gesagt, nicht um die Wissenschaftlichkeit. Die Naturwissenschaften und die Kulturwissenschaften sind genau in demselben Maße wissenschaftlich, denn sonst wären sie überhaupt keine Wissenschaften. Die Grundlage der Wissenschaftlichkeit ist die Objektivität in dem Sinne, daß der Gegenstand jeweils in dem, was er selbst ist, dargestellt werden muß. Es ist das Kriterium der Wissenschaft überhaupt, wie schon eindeutig bei Plato steht, *Τα οντα λεγειν ος εστιν*, d.h. "die Sachen so zu sagen, wie sie sind". Dieses Kriterium ist in den beiden Arten von Wissenschaft genau so streng, und es muß auch genauso streng sein. Es geht auch in den Humanwissenschaften nicht darum, die Sachen so zu sagen, wie sie einem erscheinen, wie sie jemandem besser oder schlechter gefallen usw.

Die Differenz der Wissenschaften liegt darin, daß die Sachen selbst, die ihr Gegenstand sind, jeweils anders sind. Die Unterscheidung von Natur- und Humanwissenschaften ist eine Unterscheidung innerhalb des Genus "Wissenschaft", nicht zwischen Wissenschaft und etwas, was weniger Wissenschaft wäre. Es geht also nicht um Stufen der Wissenschaftlichkeit, sondern um objektbezogene Arten von Wissenschaften, die gerade deshalb, weil sie die Sachen so sagen wollen, wie sie sind, auch anders sein müssen, auch andere Methoden anwenden müssen. Eine Kulturwissenschaft ist also nicht wissenschaftlicher, wenn sie naturwissenschaftliche Methoden anwendet: sie ist eben in diesem Fall keine Wissenschaft oder eine falsche Wissenschaft, weil sie Methoden anwendet, die ihrem Objekt nicht angemessen sind. Genau so wäre es in den Naturwissenschaften, wenn diese Methoden der Kulturwissenschaften anwenden würden. Eine Naturwissenschaft würde zur Mythologie, wenn sie Methoden der Kulturwissenschaften anwenden oder eine kulturwissenschaftliche Rechtfertigung anstreben würde. Das ist der Fall, wenn z.B. die Erscheinungen in der Natur als intentionell, als von intentionellen Wesen so oder so gewollt aufgefaßt werden. Ebenso, müßte man sagen, wäre eine Kulturwissenschaft eine Mythologie im anderen Sinne, wenn sie die Methoden der Naturwissenschaft anwenden würde,

und in dieser Hinsicht haben wir während einer ziemlich langen Zeit keine Kulturwissenschaften als solche, sondern weitgehend naturwissenschaftliche Mythologie.

[16.7.1984] Es ist schon möglich, daß ein Wissenschaftler völlig inadäquate oder z.T. inadäquate Methoden anwendet. Das betrifft aber nicht die jeweilige Wissenschaft und ihre Definition bzw. ihren Begriff, sondern es betrifft nur die wissenschaftliche Tätigkeit dieses Individuums.

#### 5.4.2 Natur vs. Kultur Notwendigkeit vs. Freiheit; **Error! Marcador no definido.**

Worin unterscheiden sich die Naturgegenstände und die Kulturgegenstände voneinander? Wir sagten es z.T. bereits bei der Darstellung des entsprechenden Prinzips der positivistischen Ideologie: Die Naturgegenstände gehören zur Welt der Notwendigkeit, die durch Ursachen regiert wird. Hier führen bestimmte Ursachen unter bestimmten Bedingungen jeweils zu der gleichen Wirkung. Die Kulturgegenstände gehören hingegen zur Welt der Freiheit, d.h. zu der Welt, in der die Gegenstände von Menschen intentionell gemacht werden. Sie sind darum durch Finalität bestimmt, d.h. durch ihren Zweck. Dieser Zweck kann entweder ein äußerer sein; in diesem Fall handelt es sich um eine doppelte Finalität. Es kann aber auch ein innerer Zweck sein, und dann fällt die Finalität, das Ziel, mit dem produzierten Gegenstand zusammen.

Das erste gilt für die Instrumente, die sich der Mensch zur Ausübung seiner Tätigkeiten schafft. Das Instrument hat ein "Wozu?", das nicht im Instrument selbst liegt, und zugleich ist das Instrument selbst ein finalistisches Produkt, das eben so gemacht wird, wie es notwendig ist für diesen äußeren Zweck:

Mensch      →      Instrument      →      Wozu?

Eine Brücke beispielsweise ist ein finalistisches Objekt, das Ziel einer Handlung. Sie hat aber ihrerseits eine bestimmte Finalität, einen Zweck, und muß diesem Zweck entsprechen. Ebenso muß ein Hammer eben dem Zweck des Hammers entsprechen.

Bei den Gegenständen, die Werke und keine Instrumente sind, fällt hingegen das Ziel als inneres Ziel mit dem Gegenstand zusammen, z.B. im Falle eines Kunstgegenstandes. Die Finalität der *Ilias* z.B. ist die *Ilias*, wenn wir sie als Kunstwerk betrachten. Auch Kunstwerke können als Instrumente verwendet werden; das ist aber

nicht ihr eigenes "Wozu?", sondern nur ein zusätzliches, das hinzukommen kann oder auch nicht:

Mensch → Kunstgegenstand [ → Wozu?]

Ein Extremfall dieser Art wäre, wenn man ein Bild dazu verwenden würde, einen Fleck an der Wand zuzudecken. Das ist sicherlich nicht das Ziel des Bildes; das Bild wird nicht dazu gemacht, obwohl dies wahrscheinlich die häufigere Verwendung der Bilder in unseren Gemeinschaften ist.

Die Unterscheidung von Naturgegenständen und Kulturgegenständen behauptet sich in den Wissenschaften erst im 20. Jh. Die Unterscheidung selbst ist aber nicht neu, sie wurde schon in der ersten Hälfte des 18. Jhs. von Gianbattista Vico eingeführt. Sie findet sich eigentlich in seinem ganzen Werk, in den verschiedenen Schriften von Vico, insbesondere aber in der *Scienza nuova* und in der *Scienza nuova seconda*, d.h. in der zweiten, klassischen Fassung dieses Werks von 1730. Mit diesem Begriff der *scienza nuova* war bei Vico eigentlich die Kulturwissenschaft gemeint.

Später wird viel an dieser Unterscheidung der "Scienza nuova" gearbeitet, vor allem in Deutschland bzw. in den deutschsprachigen Ländern, jedoch meist ohne Bezug auf Vico und viel eher mit Bezug auf Kant und auf die Unterscheidung Kants zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Die folgenden Werke machen wichtige Phasen, wichtige Momente in der Bearbeitung dieser Unterscheidung und in der Begründung der besonderen Methodik der Kulturwissenschaften aus:

W. Dilthey: *Einführung in die Geisteswissenschaften* (1883)

W. Windelband: *Geschichte und Naturwissenschaft* (1894), wieder in: Prälu-  
dien.

Dieses Werk ist eine kurze Abhandlung, die dann in eine Sammlung von Aufsätzen von Windelband übernommen wurde.

H. Rickert: *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*. Tübingen 1899.

E. Cassirer: *Zur Logik der Kulturwissenschaften*. Göteborg 1942.

Dies ist ein kleines Werk, z.T in Form eines Rückblicks, aber in dieser Hinsicht vorzüglich.

Wie werden nun Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften in Folge des verschiedenen Wesens natürlicher und ideeller Gegenstände unterschieden? Die

wesentlichen Punkte sind die folgenden: (1) Intuitives Wissen statt Hypothesen, (2) Finalität statt Kausalität, (3) Techniken vs. Gesetze, (4) Problem der Voraussagen:

#### 5.4.3. Intuitives Wissen statt Hypothesen; **Error! Marcador no definido.**

In den Naturwissenschaften hat man Hypothesen, in den Kulturwissenschaften hingegen hat man keine Hypothesen. Grundlage der Kulturwissenschaften ist das ursprüngliche Wissen des Menschen in bezug auf sich selbst und auf seine eigenen Tätigkeiten. Dieses Wissen betrifft allerdings nur das Universelle, das Wesen der Dinge, nicht die Einzelfakten. Bei der Interpretation der Einzelfakten hat man natürlich auch in den Kulturwissenschaften Hypothesen. Man macht sie aber aufgrund eben dieses Wissens, das der Mensch in bezug auf sich selbst und auf seine Tätigkeiten hat, und aufgrund dessen, was die Wissenschaft in bezug auf die entsprechenden Fakten schon festgestellt hat.

Was wir damit sagen wollen, ist folgendes: Der Satz "keine Hypothesen in den Kulturwissenschaften" betrifft ausschließlich das Universelle, nicht das empirisch Allgemeine. Anders gesagt: Um ein Phänomen zu untersuchen, brauchen wir in der Naturwissenschaft eine Annahme, eine Hypothese, beispielsweise in bezug auf die Natur des Lichtes. Diese Annahme ist die Grundlage und Voraussetzung der Untersuchung. Man hat aber keine derartigen Annahmen in bezug auf die Kunst, in bezug auf die Wissenschaft oder in bezug auf die Sprache. Wir sagen z.B. nicht: "Nehmen wir an, die Sprache sei dies oder jenes". Das wäre nur Heuchelei, denn wir wissen schon, was die Sprache ist. Was Kunst ist, was Sprache ist, was Wissenschaft ist, das wissen wir intuitiv, und wenn wir es dann reflexiv formulieren, so beziehen wir uns auf dieses Wissen.

In dieser Hinsicht ist die Grundlage der Interpretation der Kulturgegenstände immer die Intuition, das intuitive Wissen der Menschen. Auch dies steht eigentlich schon bei Vico, wenn auch nicht in dieser Form, und zwar steht es in der Unterscheidung Vicos zwischen dem *verum* und dem *certum*. Das *verum* ist das Wahre, die objektive Wahrheit, die tatsächliche Beschaffenheit und das tatsächliche Wesen eines Gegenstandes. Das *certum* hingegen ist die Gewißheit, die der Mensch, auch der Mensch als Forscher, in bezug auf einen Gegenstand hat. Vico sagt nun, daß bei den Kulturgegenständen das *verum* und das *certum* zusammenfallen. In bezug auf die Naturgegenstände könne der Mensch das *verum* zwar feststellen, d.h. die Beschaffenheit und das Verhalten der Gegenstände; er könne aber nicht Gewißheit über sie haben, weil er diese Gegenstände nicht selbst mache, weil er nicht wissen könne, wozu diese

Gegenstände sind. Im Falle der Kulturgegenstände hingegen habe der Mensch auch diese Gewißheit, gerade weil er selbst diese Gegenstände produziert.

In dieser Hinsicht, meint schon Vico, sind die entsprechenden Wissenschaften (die "nicht exakt" genannt werden) nicht weniger genau als die Naturwissenschaften. Sie seien vielmehr sogar exakter, weil sie sich nicht auf Hypothesen in bezug auf das Wesen der Dinge beziehen, sondern auf die Gewißheit des Menschen als des Subjekts der Tätigkeiten, durch die diese Gegenstände entstehen.

#### 5.4.4. Finalität statt Kausalität; **Error! Marcador no definido.**

Der zweite wesentliche Aspekt dieser Unterscheidung betrifft die Ursachen und die Kausalmodelle. In den Naturwissenschaften haben wir Ursachen und diesbezügliche Kausalmodelle, in den Kulturwissenschaften hingegen nicht. Wir haben hier eben Finalität, Zweck. Das einfachste Kausalmodell ist das Modell:

Ursache                       $\longrightarrow$                       Wirkung

d.h. eine Ursache erzeugt eine bestimmte Wirkung. Dieses Modell ist sinnlos für die Erklärung und für die Interpretation der Kulturgegenstände, weil wir hier die wirkende, die erzeugende Ursache schon kennen:

Mensch                       $\longrightarrow$                       Wirkung

Die erzeugende Ursache ist hier eben der Mensch. Deshalb ist es vollkommen absurd, sich nach den Ursachen z.B. der Sprache oder der Kunst, der Technik oder der Wissenschaft zu fragen. Wir brauchen sie nicht zu suchen, denn wir haben den Menschen und die Werke, die Erzeugnisse des Menschen.

Etwas völlig anderes ist es, wenn man das Problem des Determinismus stellt oder sich fragt, wieso der Mensch gerade zu diesen Tätigkeiten kommt und gerade zu diesen Tätigkeiten fähig ist. Das ist schon eine kausalistische Fragestellung bzw. der Versuch einer Kausalerklärung. Diese betrifft aber nicht direkt die Determination der Werke, d.h. die Intentionalität, die Wirkung der Ursache Mensch, sondern die Determination des Menschen. Es wäre so, wie wenn wir die Ursachen in der Natur wiederum auf andere Ursachen zurückführen würden, z.B. das Problem der Freiheit

des Menschen darauf, inwiefern der Mensch tatsächlich frei ist und inwiefern er determiniert ist. Die Problematisierung der Freiheit des Menschen hebt aber die Freiheit nicht auf; sie berührt die Fragestellung, die nur Mensch und Werk betrifft, gerade nicht. Es ist dies, wie gesagt, ein Problem, das dem Problem der Ursachen der Natur analog wäre.

Bei den Kulturgegenständen, bei den Werken, ist jedoch die einzig berechtigte Frage die Frage nach dem "Wozu?"; die einzige Ursache, die hier in Frage kommt, ist eben der Zweck oder das Ziel, die *causa finalis*. Das hatte schon Aristoteles klar gesehen, und zwar in der *Physik*, Teil II, gerade innerhalb der Theorie der Ursachen. Aristoteles sagt: Dort, wo es *causa finalis* gibt, d.h. Zweck, Finalität, ist diese die bestimmende Ursache, und sie bestimmt auch all die übrigen, d.h. wenn etwas zu einem Zweck gemacht wird, dann ist dieser Zweck das Bestimmende.

Wir sagten vorhin, daß eine Brücke (das Beispiel von Aristoteles ist das Haus) zu einem bestimmten Zweck konstruiert wird. Deshalb muß sie aus bestimmten Materialien gemacht werden, d.h. eine bestimmte *causa materialis* haben. Sie muß außerdem einer bestimmten Form entsprechen, d.h. eine bestimmte *causa formalis* haben, aber ebenfalls gerade um zu diesem Zweck verwendbar zu sein. Ferner muß sie grundsätzlich eine bestimmte *causa efficiens*, eine bestimmte wirkende Ursache haben, d.h. man wird für den Bau einer Brücke Personen wählen, die die entsprechenden Fähigkeiten haben.

Auch wenn man etwas selbst macht, dann macht man es gerade aufgrund der Fähigkeiten, die dieses Erzeugen betreffen, aufgrund also eines Könnens, das man besitzt. In dieser Hinsicht ist auch die *causa efficiens* eine Ursache, die durch die Finalursache bestimmt ist. Dies bedeutet etwas sehr Wichtiges, wenn es um die zweite Art von Kulturgegenständen, also um die Werke geht, die gerade keine Instrumente sind, die ihre Finalität, ihren Zweck, in sich selbst haben: Der Zweck des Kunstwerkes ist das Kunstwerk; der Zweck der Sprache, das Bestimmende der Sprache, ist die Sprache; das Bestimmende für ein Faktum in der Sprache ist eben die Funktion, die sprachliche Funktion dieses Faktums. Das Faktum wurde gemacht, damit es dieser Funktion entspricht.

Es kann höchst schwierig sein, dieses Schema methodisch tatsächlich in der Beschreibung und in der Interpretation anzuwenden. Man hat hier ein Problem, das man die Zirkularität der Kulturwissenschaften nennen könnte. Wenn es um Instrumente geht, hat man noch jeweils eine Vergleichsbasis in der äußeren Funktion. Man kann feststellen, ob der Gegenstand, das Instrument, geeignet oder nicht geeignet ist zur Ausführung dieser Funktion. Wenn es nicht um Instrumente geht, dann müssen wir gerade den Gegenstand selbst als Zweck interpretieren bzw. als Erklärung des

Gegenstandes die Finalität annehmen, die wir im Gegenstand selbst entdecken. Wir erhalten dann Aussagen der Form: "Was hat der Dichter sagen wollen?" - "Das, was er gesagt hat."

#### 5.4.5. Techniken statt Gesetze

[17.7.1984] Eine dritte wichtige Folge aus der Unterscheidung von Natur- und Kulturgegenständen ist folgende: In den Naturwissenschaften werden Gesetze der empirischen Allgemeinheit und Notwendigkeit formuliert, d.h. Gesetze in bezug auf das, was bei bestimmten Ursachen und unter bestimmten Bedingungen notwendigerweise eintritt. In den Kulturwissenschaften können hingegen keine derartigen Gesetze formuliert werden, weil wir es eben hier mit der Intentionalität zu tun haben, mit dem, was der Mensch finalistisch, also mit bestimmten Zielen schafft.

Dies bedeutet überhaupt nicht, wie man glaubt, daß es in den Kulturwissenschaften kein Analogon der Gesetze der empirischen Notwendigkeit gibt. Die Gegenstände selbst, die vom Menschen geschaffen werden, weisen eine innere Gesetzmäßigkeit auf. Sie sind so, wie sie sein müssen. Anders gesagt: wir beurteilen diese Gegenstände in bezug auf ein Seinsmüssen, auf ein Seinsollen, im Hinblick eben auf ihre Finalität, ihren Zweck. Wenn der Zweck ein äußerer ist wie bei den Instrumenten, dann geht es darum, daß das Instrument für diesen Zweck geeignet sein muß. Wenn es um Werke im eigentlichen Sinne geht, d.h. um Werke, die mit ihrer Finalität zusammenfallen, dann ist diese Gesetzmäßigkeit die innere Kohärenz des Werkes, d.h. ebenfalls eine Notwendigkeit. Diese Notwendigkeit nehmen wir aber nicht einfach nur an, sondern wir stellen sie in den Werken selbst fest; sie wird vom Werk selbst nahegelegt. Entsprechend verfahren wir auch in der Beurteilung der Werke. Stellen wir z.B. fest, daß etwas in einem Bild nicht am Platze ist, so geschieht das natürlich nicht im Vergleich mit einem äußeren Gegenstand, sondern im Vergleich mit dem Gegenstand, den das Werk selbst skizziert. Wir stellen fest, daß etwas dieser inneren Kohärenz entspricht oder nicht entspricht.

Andererseits haben wir ein Analogon zu den Naturgesetzen in den Techniken, die der Mensch zur Durchführung seiner Tätigkeiten entwickelt. Eine Einzelsprache z.B. ist ein solches System von Techniken bzw. Gesetzmäßigkeiten. Wenn man hier also von Gesetzen spricht, muß man sie im Gegenstand feststellen, d.h. in diesen Techniken, die eben nicht willkürlich sind, sondern in jedem Augenblick ihre innere Notwendigkeit aufweisen. Dies gilt für die einfachsten Dinge: Man bildet beispielsweise den Plural im Deutschen auf eine bestimmte Weise und nicht auf irgendeine andere Weise, d.h. nicht willkürlich.

Wenn man aber von den Kulturwissenschaften verlangt, daß sie Gesetze in bezug auf das Verhalten des Menschen beim Hervorbringen dieser Gegenstände und Gesetzmäßigkeiten formulieren, so verlangt man etwas, was man von den Naturwissenschaften nicht verlangt. Man verlangt nicht die Formulierung von Gesetzen, die die Kulturwissenschaften genauso leisten wie die Naturwissenschaften bei der Beschreibung ihrer Gegenstände, sondern man verlangt Gesetze zur Entstehung der Gesetzmäßigkeiten. Man kann hier natürlich keine Gesetze feststellen, man kann nur Normen zum Verhalten des Menschen unter bestimmten Bedingungen feststellen, d.h. Erwartungsnormen aufgrund dessen, was man am häufigsten festgestellt hat. Man kann feststellen, wie die Menschen zu handeln pflegen, wenn sie sinnvoll handeln. Hier hat man Erwartungsnormen und Normen der Wahrscheinlichkeit in bezug auf den Menschen, die natürlich tatsächlich nicht so streng und ausnahmslos gelten können wie die Gesetze.

Das ist aber nicht, wie man annimmt, eine Schwäche der Kulturwissenschaften, sondern es ist im Gegenteil ihre besondere Stärke: Sie können auch etwas formulieren, dem in den Naturwissenschaften nichts entspricht, nämlich diese Normen. In den Naturwissenschaften haben wir eben nur die Gesetze. In den Kulturwissenschaften haben wir hingegen nicht nur Gesetze, sondern auch Normen für die Entstehung der Gesetze. Nur die Verwechslung zwischen Normen und Gesetzen hat dazu geführt, daß man angenommen hat, die Kulturwissenschaften seien weniger genau als die Naturwissenschaften.

#### 5.4.6. Problem der Voraussagen. Normen und Gesetze; **Error! Marcador no definido.**

Der letzte wichtige Aspekt der Unterscheidung in den Wissenschaften betrifft das Voraussagen. Man sagt, es gebe Voraussagen in den Naturwissenschaften, es gebe hingegen keine Voraussagen in den Kulturwissenschaften. Wir haben es hier wiederum mit einer Verwechslung zu tun, die geklärt werden muß. In Wirklichkeit gibt es in keiner Wissenschaft Voraussagen; keine Wissenschaft ist prophetisch. Das, was man Voraussagen nennt, ist nichts anderes als die Anwendung eines oder mehrerer allgemeiner, schon bekannter Gesetze auf ein bestimmtes Faktum oder auf eine bestimmte Situation.

Wir sagten es schon einmal mit diesem sehr einfachen und groben Beispiel: Wenn ich weiß, daß das Wasser unter normalen atmosphärischen Bedingungen bei 100° C kocht, so kann ich auch voraussagen, daß das Wasser in dem Topf, den ich auf das Feuer stelle, gerade bei 100° C kochen wird. Die Voraussetzung dieser Aussage ist

aber die Beständigkeit der Naturgesetze, d.h. daß ich stillschweigend annehme, daß die Naturgesetze sich gleichbleiben, daß sie inzwischen nicht anders geworden sind. Nur diese vorausgesetzte Annahme läßt dann die Anwendung auf die Einzelsituation, auf das Einzelfaktum zu: "Es wird in diesem Fall geschehen, was der allgemeinen Gesetzmäßigkeit entspricht".

In diesem Sinne gibt es Voraussagen in der Kulturwissenschaft genauso wie in der Naturwissenschaft. Wir sagen immer wieder und den ganzen Tag in unseren kulturellen Tätigkeiten verschiedenes voraus, ohne daß wir uns dessen voll bewußt sind. Was tun wir z.B., wenn jemand mit uns spricht, und wir, bevor er etwas zu Ende gesagt hat oder gerade in dem Augenblick, in dem er nach seinem Ausdruck sucht, seinen Ausdruck ergänzen? Nun, wir sagen eigentlich nur: "Nach der Gesetzmäßigkeit, die wir kennen, muß hier folgendes erscheinen". Was tun wir, wenn wir ein falsches Sprechen korrigieren? Wir wenden eben auf das Einzelfaktum ein Gesetz an, eine Regel, die uns bekannt ist. Wenn wir sagen: "Hier muß *Bäume* stehen und nicht *Baume*", dann sagen wir: Die Regel des Deutschen ist in diesem Fall die und die, und sie muß auch auf dieses Einzelfaktum angewandt werden.

Insbesondere zeigt sich diese Art von Voraussagen in der philologischen Praxis bei der Ergänzung von Lücken, die bisweilen einfach materiell bedingt sind. Es ist z.B. in einem lateinischen Manuskript hinter *sine magno* ein Wasserfleck, eine materielle Lücke, und wir sagen, hier müßte *studio* stehen, weil wir des Lateinischen mächtig sind. Aufgrund der Regel, daß *sine* allgemein mit dem Ablativ konstruiert wird, sagen wir also voraus, daß auch in diesem besonderen Fall der Ablativ steht. Genau so wie man in den Naturwissenschaften von der Konstanz der Naturgesetze ausgeht, haben wir hier angenommen, daß sich die Regel des Lateinischen inzwischen nicht geändert hat, daß es immer noch die gleiche Regel gibt: "*sine* wird mit Ablativ konstruiert."

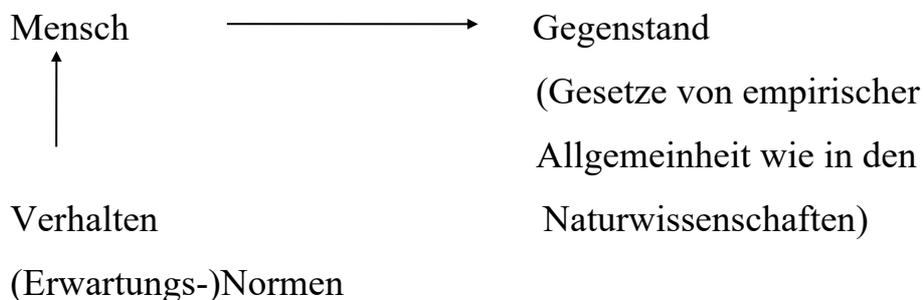
Da aber in den Kulturwissenschaften die Gesetze nicht ein für allemal gegeben sind, sondern eben geschaffen werden, haben wir es hier im Gegensatz zu den Naturwissenschaften mit zwei Variablen zu tun. In der Naturwissenschaft hat man ein Gesetz und nimmt an, daß das Gesetz sich gleichbleibt, daß es nicht geändert wird. Man hat hier als Variable nur das jeweilige Faktum. Im Bereich der Kultur haben wir aber auch die Variabilität, die Veränderlichkeit der Gesetze selbst.

Was die Anwendung der Gesetze auf das Einzelfaktum betrifft, verfahren die Kulturwissenschaften also eigentlich nicht anders als die Naturwissenschaften. Sie können genauso voraussagen, daß ein Gesetz auf ein Einzelfaktum angewandt werden wird, und zwar jeweils unter der Voraussetzung, daß das Gesetz inzwischen nicht anders wird. Es kann aber hier vorkommen, daß eine Regel nicht mehr gilt,

beispielsweise in diesem so bescheidenen Fall von *sine magno studio*. Wir nehmen an, daß das Gesetz das gleiche geblieben ist, aber es könnte sich auch um ein Sprechen handeln, wo diese Regel nicht mehr gilt und wo z.B. *sine* mit Akkusativ konstruiert wird. Wenn wir hier nicht noch ein anderes Anzeichen hätten, könnte es auch so sein, daß hier nicht *studio* stehen muß, sondern z.B. *studium*. Das bedeutet nicht, daß in diesem Fall nicht wiederum ein Gesetz angewandt würde. Es wäre nur nicht Gesetz 1, das wir angenommen haben, sondern ein Gesetz 2; das Gesetz selbst ist anders geworden.

Wenn gesagt wird, die Kulturwissenschaften könnten leider nichts voraussagen und deshalb seien sie noch nicht reif, so erwartet man von ihnen etwas, was man von den Naturwissenschaften nicht verlangt. Man verlangt nicht nur, daß die Kulturwissenschaften genau das tun, was die Naturwissenschaften auch tun, nämlich Gesetze auf Einzelfakten anzuwenden; man verlangt zusätzlich, daß auch die Veränderung der Gesetze vorausgesagt wird, d.h. daß die Kulturwissenschaften tatsächlich prophetisch sein sollen, was keine Wissenschaft sein kann.

Gerade die Kulturwissenschaften können jedoch einiges auch in dieser Hinsicht leisten. Sie können zwar nicht Gesetze zur Veränderlichkeit der Gesetze formulieren, wohl aber auch hier Erwartungsnormen zum Verhalten der Menschen oder zum Verhalten der Freiheit unter bestimmten historischen und sozialen Bedingungen.



Wenn es eine Futurologie überhaupt gibt, d.h. eine Wissenschaft von der Zukunft, die eben Erwartungsnormen formuliert, so gibt es diese Wissenschaft nur im menschlichen Bereich, bezüglich kultureller und sozialer Regeln, und nicht im Bereich der Natur.

Die Normen sind sicherlich als Wahrscheinlichkeitsnormen schwächer als die Gesetze. Sie sind aber nicht eine Schwäche der Kulturwissenschaften, denn was die Gesetze und das Voraussagen in bezug auf die Gesetze betrifft, sind die Kulturwissenschaften genauso stark wie die Naturwissenschaften. Hier geht es wiederum, wie

bei der Frage nach der Entstehung der Gesetze, um etwas Zusätzliches, dem die Naturwissenschaft eigentlich nichts gegenüberstellt.

Wenn wir die Unterscheidung zwischen Gesetzmäßigkeiten und Normen streng vornehmen und wenn wir verstehen, daß den Naturgesetzen und ihrer Anwendung die Gesetzmäßigkeiten im Kulturbereich analog sind, die Normen hingegen nicht, dann können wir nicht mehr das Gerede hinnehmen bezüglich der angeblichen Schwäche der Kulturwissenschaften, bezüglich des niedrigeren Grads der Wissenschaftlichkeit. Die Kulturwissenschaften weisen eben mehr auf, nicht nur die Gesetzmäßigkeiten, sondern auch die Erwartungsnormen, die Normen zur Wahrscheinlichkeit des menschlichen Verhaltens:

Naturwissenschaften:	Gesetze
Kulturwissenschaften:	Normen + Gesetze

## 6. Die antipositivistischen Prinzipien in der Sprachwissenschaft

### 6.1. Allgemeines

#### 6.1.1. Inkohärenz bezüglich des vierten Prinzips; **Error! Marcador no definido.**

Was wir bisher über die antipositivistischen Prinzipien in der Wissenschaft sagten, betrifft das Allgemeine, d.h. nicht die Sprachwissenschaft im besonderen, obwohl wir schon einige Beispiele aus der Sprachwissenschaft angeführt haben. Wie werden nun diese Prinzipien im Bereich der Sprachwissenschaft angewandt?

Wir können im voraus folgendes sagen, was das Allgemeinste betrifft: In der Sprachwissenschaft werden im 20. Jh. mit mehr oder weniger Kohärenz die drei ersten Prinzipien der antipositivistischen Ideologie angewandt, d.h. das Systemprinzip gegenüber dem individuellen Faktum, die Funktion oder Form gegenüber dem Stoff oder der Substanz und die Statizität gegenüber dem Evolutionismus. Weit weniger hingegen, und in wichtigen Bereichen und Ausrichtungen der Sprachwissenschaft überhaupt nicht, wird das vierte Prinzip angewandt, d.h. die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur. Dies wirkt sich zum Teil auch auf die Anwendung der drei ersten Prinzipien aus.

Die Art, wie die Prinzipien angewandt werden, macht die Einheit und Einheitlichkeit der modernen Linguistik aus, zugleich aber auch ihre innere Widersprüchlichkeit, wenn wir die Linguistik als ein Ganzes betrachten. Es gibt sicherlich auch Versuche, das vierte Prinzip in der Linguistik anzuwenden. Man hat es im sprachwissenschaftlichen Idealismus versucht, man versucht es in letzter Zeit in der generativen Grammatik, allerdings kaum mit voller Kohärenz und kaum bis zu den letzten Folgerungen. Das vierte Prinzip wird in der generativen Grammatik sogar mit weniger Kohärenz als im Idealismus angewandt, der schon inkohärent genug war. Dies ist historisch bedingt, wie wir gleich sehen werden.

#### 6.1.2. Positivistische Grundhaltung in der Linguistik; **Error! Marcador no definido.**

[23.7.1984] Man könnte sagen, daß die neuere Sprachwissenschaft nicht an der richtigen Stelle entstanden ist. Sie wurde speziell in Europa entscheidend durch Ferdinand de Saussure beeinflußt, in Nordamerika vor allem durch Leonard Bloomfield. Ferdinand de Saussure war im Grunde ein Denker positivistischer Prägung. Er war

stark von der positivistischen Soziologie von Emile Durkheim beeinflusst, so daß er eigentlich nur entgegen seiner Grundauffassung von den Dingen und nicht dank dieser Grundauffassung auch Antipositivistisches vertritt. Was ich damit sagen will, ist folgendes: Die neuere, antipositivistische Ideologie behauptet sich sogar trotz der allgemeinen Theorien der wichtigeren Linguisten.

Auch Bloomfield war ein positivistischer Denker; in seiner ersten Phase war er vor allem durch die Völkerpsychologie von Wilhelm Wundt beeinflusst, was sich auch in der ersten Fassung seiner Einführung in die Sprachwissenschaft zeigt. Später geht Bloomfield sogar zu einer viel strengeren Form des Positivismus in den Kulturwissenschaften über, nämlich zum Behaviorismus. Bloomfields ständiges Problem und in gewisser Hinsicht seine Tragödie ist es, daß er seine eigentlich genialen Intuitionen hinsichtlich des Wesens der Sprache und der Sprachen im Rahmen dieser strengen positivistischen Theorie vertreten muß.

Wie wir bereits erwähnten, hat es zwar vor Bloomfield in der nordamerikanischen Linguistik einen anderen Linguisten gegeben, Edward Sapir, der durch seine geistige Ausbildung sicherlich geeignet war, die Linguistik in die antipositivistische Richtung zu führen. Deshalb bezieht sich auch die Transformationsgrammatik in dem Maße, in dem sie antipositivistisch ist, häufig auf Sapir und nicht auf Bloomfield. Das allgemeine Werk von Sapir zur Sprache, *Language* (New York 1921), wurde aber als Grundlage und als Rahmen der sprachwissenschaftlichen Ausbildung in den Vereinigten Staaten durch ein Werk von Bloomfield ersetzt.

Dieses Werk Bloomfields ist die berühmte zweite und völlig umgearbeitete Fassung seiner Einführung in die Sprachwissenschaft, ebenfalls *Language* betitelt (New York 1933). Bloomfields Buch wurde bevorzugt, weil es methodisch und technisch viel strenger ist als das von Sapir, auch viel reicher an Materialien, und weil es eigentlich alle Hauptprobleme sowohl der beschreibenden als auch der historischen Sprachwissenschaft umfaßt. Es ist, gleichgültig wie man zur Theorie, insbesondere zur Wissenschaftstheorie von Bloomfield steht, zweifellos das technisch und methodisch beste Werk zur Einführung in die Sprachwissenschaft, das je geschrieben wurde. Daher rührt auch sein riesiger Erfolg. Man sagt, dieses Buch sei zur Bibel der nordamerikanischen Linguistik geworden. Das ist eigentlich keine gute Metapher, jedoch ist das Werk sicherlich zur Grundlage der nordamerikanischen Linguistik, vor allem der deskriptiven, geworden. Es ist das Werk, mit dem man sozusagen sein Training als Linguist beginnt und auf das man immer wieder zurückkommt, um weitere Fragestellungen zu prüfen.

Diese Ursprünge im Positivismus können zumindest zum Teil die Hauptinkohärenz der modernen Linguistik erklären. Hinzu kommen natürlich die Auffassung von

Wissenschaftlichkeit, die philosophischen Fähigkeiten der Vertreter der neueren Linguistik, und es kommen hinzu die großen Errungenschaften der junggrammatischen Linguistik.

Wir beginnen mit dem letzten Aspekt: Wenn es um die Fakten oder um die Abgrenzung der Gebiete der Linguistik geht, wenn es um die ausführlichen Beschreibungen und die ausführlichen historischen Darstellungen von Sprachen geht, so leben wir heute noch alle weitgehend von den Ergebnissen der Arbeit der Junggrammatiker. Wir sagen zwar oft, man müsse die Fakten anders interpretieren, aber die Fakten selbst suchen wir in den großen Werken der Junggrammatiker. Sie wurden zum großen Teil noch nicht durch neuere, anders ausgerichtete Werke ersetzt. Wir haben z.B. in der romanischen Sprachwissenschaft kein Werk, das mit der großen vergleichenden Grammatik der romanischen Sprachen von Meyer-Lübke vergleichbar wäre. Ebenso haben wir das große etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen, ebenfalls von Meyer-Lübke, noch nicht ersetzen können. In der Indogermanistik ist beispielsweise das große mehrbändige Handbuch von Brugmann/Delbrück nicht ersetzt worden, und man fragt sich, ob es je ersetzt werden kann. Auch weil sich diese großen zusammenfassenden Werke weiter behaupten, leben positivistische Prinzipien oder Aspekte dieser Prinzipien in der neueren Sprachwissenschaft weiter.

Hinzu kommt, daß die *vis philosophica*, die philosophische Fähigkeit derjenigen Vertreter der neueren Sprachwissenschaft, die die Unterscheidung von Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften hätten einführen können, nicht besonders stark ausgeprägt war. Der sprachwissenschaftliche Idealismus hat diese Unterscheidung zwar versucht, und sogar mit weitgehender Kohärenz; der Hauptvertreter des Idealismus, Karl Vossler, war aber kein besonders strenger Denker, so daß sich seine Auffassung nicht gegenüber anderen Ausrichtungen der neueren Sprachwissenschaft zu behaupten vermochte.

Die Transformationsgrammatik wiederum hat in verschiedenen Fällen ausdrücklich gegen den Positivismus, insbesondere gegen dessen extremste Form, den Behaviorismus, Stellung genommen. Der Hauptvertreter der Transformationsgrammatik, Noam Chomsky, arbeitet aber in dieser Hinsicht ebenfalls vor allem intuitiv. Seine philosophische Ausbildung ist lückenhaft und schwach, sie besteht vor allem aus einer Vertrautheit mit dem Positivismus in der Form des logischen Positivismus. Auch kennt Chomsky die Tradition der Trennung von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft nicht (diese Tradition ist vor allem eine europäische Tradition), und er ist auch kaum vertraut mit der tatsächlichen Tradition derjenigen Ideen, die er selbst vertritt und zu denen er selbst intuitiv gekommen ist. Deshalb erfolgt in der Transformationsgrammatik die Trennung von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft

auf eine nicht strenge und nicht kohärente Weise; Chomsky ist sogar bereit anzunehmen, daß die Sprachwissenschaft ein Teil der Psychologie oder sogar ein Teil der Biologie ist.

### 6.1.3. Antipositivistische Einflüsse

[2.6.86] Wie kommt es, daß trotz dieser positivistischen Voraussetzungen eine weitgehende Übereinstimmung der neueren Linguistik mit antipositivistischen Prinzipien in wissenschaftstheoretischer und methodischer Hinsicht zu konstatieren ist? Das Problem kann hier nur gestellt, aber nicht gelöst werden. Drei Quellen des Antipositivismus können angeführt werden:

1. Die Linguisten waren Fachwissenschaftler, keine Philosophen. Sie waren aber beeinflusst durch die allgemeine antipositivistische Atmosphäre. Dies heißt nicht, wie leider oft gesagt wird, die Ideen hätten in der Luft gelegen. Ideen sind in Köpfen; sie manifestieren sich in Schriften und in der mündlichen Lehre. Die Berufung auf die Atmosphäre kommt dem Eingeständnis gleich, daß man nicht genau weiß, wie die Linguisten zu ihren Ideen gekommen sind.

2. Eine Quelle des Antipositivismus ist die Realität der Sprache selbst. Sie ist den Sprechern intuitiv bekannt und zwingt sich auch den Linguisten auf. Es ist unmöglich, die den Sprechern bekannte sprachliche Realität vollkommen zu ignorieren. Heidegger hat einmal darauf hingewiesen, daß es schon einer äußerst unnatürlichen Haltung bedürfe, um beim Aufnehmen von Sprache nur die materiellen Laute zu hören. Denn auch wenn man das Gesagte nicht verstehe, höre man nicht sinnlose Laute, sondern unverständliche Wörter. Man nimmt also im voraus an, daß das Gesagte Bedeutung hat.

Auch Bloomfield definiert von Anfang an die sprachliche Form als "Laut mit Bedeutung", obwohl die Bedeutung eben nicht behavioristisch festzustellen ist. Streng behavioristisch kann man nur das Verhalten feststellen. Die Bedeutung kann nicht in der Welt festgestellt werden, weil sie nicht in der Welt ist, sondern im Bewußtsein. Bloomfield versucht zwar, die Bedeutung auf äußere Relationen zurückzuführen. Gerade darin liegt aber das Hauptproblem der behavioristischen Linguistik. Symptomatisch ist nicht so sehr die Suche nach äußeren Bedingungen der Bedeutung, sondern die Tatsache, daß man die Bedeutung als problematisch ansieht und sie deshalb begründen will. Man kennt also von Anfang an etwas, was mit der Methode nicht feststellbar ist.

3. Man kann eine direkte oder indirekte Beeinflussung der neueren durch die ältere Linguistik annehmen, insbesondere durch die zweite Linie der Entwicklung im 19. Jh. Während die Hauptlinie der an den Universitäten vertretenen historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft von Bopp über Schleicher und Brugmann zu Delbrück führt, bleibt die Nebenlinie mit Humboldt, Steinthal und Gabelentz eher im Hintergrund. Sie gehört aber auch zur Tradition der Linguistik; auch von ihr wurden Ideen übernommen.

Es gibt einen Einfluß von Humboldt auf Saussure, auch wenn man nicht genau weiß, welchen Weg dieser Einfluß genommen hat. Christmann hat gezeigt, daß alle Grundprinzipien der Linguistik Saussures schon bei Humboldt festzustellen sind. Er glaubt behaupten zu können, daß Saussures Unterscheidungen mit Unterscheidungen Humboldts zusammenhängen. Wir selbst haben zu zeigen versucht, daß der Zusammenhang vielleicht über J.N. Madvig zustande gekommen ist. Saussure kannte Madvig und stimmt mit ihm zum Teil wörtlich überein. Man vergleiche Madvigs Rektoratsrede, in der er Humboldt und Hegel zitiert. Saussures Auffassung vom Symbol und vom Unterschied zwischen dem Symbol und dem Zeichen hängt mit Hegels Auffassung zusammen. Außerdem haben wir gezeigt, daß es einen Parallelismus von Saussure und Gabelentz gibt.

In der nordamerikanischen Linguistik erwähnt Bloomfield Humboldt nur beiläufig, aber mit Hochachtung. Es gibt aber auch eine Linie, die Humboldt besser kannte, nämlich die Linie von F. Boas zu E. Sapir. Man vergleiche die Einführung von Boas im Handbuch der Indianersprachen, in der ausdrücklich Humboldtsche Prinzipien der Sprachbeschreibung vertreten werden. Hervorzuheben ist vor allem das Prinzip, daß jede Sprache in ihren eigenen Kategorien und Unterscheidungen beschrieben werden muß. Bei Sapir ist der Einfluß Humboldts und der späteren idealistischen Philosophen noch deutlicher. Er ist einer der ganz wenigen nordamerikanischen Linguisten, die B. Croce erwähnen und zustimmend zitieren.

In Rußland hängt die Linguistik noch enger mit Hegel und Humboldt zusammen als in Westeuropa. Höchstwahrscheinlich war der Weg von Rußland nach Westeuropa einer der Hauptwege des Humboldtinflusses, auch für Saussure selbst. Saussure erwähnt mit Hochachtung den polnisch-russischen Linguisten J. Baudouin de Courtenay, der Humboldt und Hegel kannte. Hegel hatte einen sehr großen Einfluß in Rußland und prägte verschiedene Bereiche der Wissenschaft. Auch junggrammatische Linguisten wie Fortunatov waren von ihm beeinflusst. Der Einfluß Humboldts war in Rußland wichtiger als in Westeuropa, wenn man von den deutschsprachigen Ländern absieht. Die Länder Westeuropas kannten Humboldt kaum; es gab keine Übersetzungen. Die Lektüre auf Deutsch ist schon für Deutsche nicht leicht. Humboldt wurde zuerst in Rußland übersetzt. Es entstand ein Früh-Humboldtismus, als

dessen Hauptvertreter A. Potebrija, der an der Universität Charkov wirkte, betrachtet werden kann.

[3.6.1986] Stellt man die Frage nach den unmittelbaren historischen Zusammenhängen der antipositivistischen Prinzipien im Rahmen der Linguistik, so hat man es schwer, Feststellungen oder Behauptungen auszusprechen. Wir haben hier einige Zusammenhänge angedeutet und auf mögliche Wege der Beeinflussung hingewiesen, um Anregungen für mögliche Untersuchungen zu geben. Der heutige Stand der Geschichte der Sprachwissenschaft läßt leider nicht viel mehr zu. Auch die speziellen Untersuchungen, die zum Teil unternommen worden sind, sind oft enttäuschend. Beispielsweise hat eine Untersuchung zum epistemologischen Rahmen der Sprachwissenschaft Saussures und zu dessen Informiertheit in bezug auf die Wissenschaftstheorie ergeben, daß seine Kenntnisse sehr gering und sehr oberflächlich waren. Sobald man also über die Grenzen der Linguistik hinausgeht, kann man kaum tatsächliche Zusammenhänge feststellen. Hier wären weitere historische Untersuchungen nötig.

Es ist eine alte Idee von mir, die nicht nur für diese Zeit gilt, sondern auch für andere Zeiten in der Entwicklung der Linguistik und anderer Wissenschaften, daß man sehr oft als Grundlage einer bestimmten Entwicklung, als Ausgangspunkt einer bestimmten Auffassung das Schulbuch identifizieren kann. Diese Idee konnte in mehreren Fällen bestätigt werden. Es gibt eine Überlieferung von Ideen über die Schulbücher, vielleicht im Rahmen der Linguistik noch mehr als im Rahmen anderer Disziplinen. Beispielsweise konnte die strukturelle Syntax von Tesnière auf eine Überlieferung zurückgeführt werden, die bis zu der lateinischen Grammatik von Billroth zurückgeht, die um 1840 erschienen ist. Diese Grammatik weist nicht nur äußerliche Entsprechungen in bezug auf die verwendeten Schemata auf, sondern enthält auch schon die Grundidee, d.h. die Idee der Dependenz im Rahmen der Analyse des Satzes und die Abhängigkeit der übrigen Satzteile vom Verb. Man kann sicherlich in vielen anderen Fällen Analoges feststellen. Auch dies sei als Anregung für mögliche Untersuchungen gesagt.

#### 6.1.4. Die Hauptströmungen der neueren Linguistik; **Error! Marcador no definido.**

Wir kommen nun zu unserem eigentlichen Problem, zu der Frage nach der Art, wie die Prinzipien des Antipositivismus im Rahmen der Linguistik Verwendung finden, und zwar ungeachtet aller Verschiedenheit der Schulen, der Strömungen und der Auffassungen. Die Auffassungen unterscheiden sich sowohl hinsichtlich der Sprache selbst als auch hinsichtlich der sprachwissenschaftlichen Prinzipien.

Um welche Strömungen, Schulen, Ausrichtungen geht es? Es geht um alle wichtigeren Strömungen und Schulen der Linguistik, die um 1900 und nach 1900 bis heute entstanden sind. In mehr oder weniger chronologischer Reihenfolge - bisweilen entstehen diese Strömungen auch mehr oder weniger gleichzeitig - sind es folgende:

1. Die *Sprachgeographie* mit der besonderen Form der *Neolinguistik* und mit der besonderen Forschungsrichtung der *Onomasiologie*, der sogenannten "Wörter und Sachen-Methode".
2. Der sprachwissenschaftliche *Idealismus* mit seinen beiden Hauptformen, der idealistischen *Stilistik* und der Sprachgeschichte als *Kulturgeschichte*.
3. Die *soziologische Linguistik*. Gemeint ist hier noch nicht die Soziolinguistik, sondern die soziologische Linguistik insbesondere der französischen Schule, etwa von Antoine Meillet und J. Vendryes. Diese Richtung wird aber auch in anderen Ländern vertreten.
4. Der *Strukturalismus* mit seinen verschiedenen Formen, und zwar mit fünf verschiedenen europäischen Hauptformen und mit zwei nordamerikanischen Hauptformen. Beim europäischen Strukturalismus gibt es einerseits die drei Formen, die ausdrücklich auf Ferdinand de Saussure zurückgehen oder mit ihm zusammenhängen. Das sind der Strukturalismus der *Prager Schule*, der Strukturalismus der *Kopenhagener Schule* und der Strukturalismus der *Genfer Schule*, zu der Nachfolger von de Saussure gehören. Die beiden anderen europäischen Formen sind der *sowjetrussische Strukturalismus*, dessen Anfänge man noch im alten Rußland findet, und der *englische Strukturalismus*. Beim *nordamerikanischen Strukturalismus* kann man die eher *ethnologisch-ethnographisch-anthropologische Ausrichtung* von Sapir und den Bloomfieldismus unterscheiden. Der sogenannte *nordamerikanische Deskriptivismus* geht fast ausschließlich auf Bloomfield zurück. Auch direkte oder indirekte Schüler von Sapir übernehmen jedoch Prinzipien von Bloomfield.

Auch beim Strukturalismus gibt es wie bei der Sprachgeographie eine Art Abzweigung, eine Strömung, die mit dem Strukturalismus zusammenhängt, obwohl sie nicht zum Strukturalismus im engeren Sinne gehört. Es ist dies der französische *Guillaumismus*, d.h. Gustave Guillaume und seine Schüler.

5. Der sowjetische *Marrismus*, d.h. die Lehre, die grundsätzlich von Marr vertreten wurde.
6. Der fast ausschließlich deutsche *Neohumboldtismus*, etwa von Trier und Weisgerber.
7. Schließlich die *Transformationsgrammatik* in ihren verschiedenen Formen.

Die wichtigeren Namen dieser Ausrichtungen sind Ihnen sicherlich bekannt. Ich erwähne nur die allerwichtigsten:

- Bei der Sprachgeographie ist Jules Gilliéron maßgebend, insbesondere was die Lehre und die besondere Epistemologie der Sprachgeographie betrifft.
- Die Neolinguistik wird von M. G. Bartoli und seiner kleinen Schule in Italien vertreten.
- Die Onomasiologie hat keinen besonders hervorragenden Vertreter, aber man kann unter den Initiatoren insbesondere Meringer erwähnen.
- Beim sprachwissenschaftlichen Idealismus sind die Hauptvertreter Karl Vossler sowohl für die Stilistik als auch für die Sprachgeschichte, allerdings mehr für die Sprachgeschichte, und Leo Spitzer. Ferner gibt es eine Menge Vertreter dieser Richtung vor allem in den romanischen Ländern, insbesondere was die Stilistik betrifft.
- Bei der soziologischen Linguistik sind es Antoine Meillet, den wir schon als Junggrammatiker kennen, und andere Franzosen, sowie aus einem besonderen Grund Alf Sommerfeldt aus Norwegen.
- Der Strukturalismus der europäischen, insbesondere der Genfer Schule hat als Vorläufer oder Initiator Ferdinand de Saussure; bei der Prager Schule sind prägend ganz besonders die beiden Russen Trubetzkoy und Jakobson und der Begründer des Prager Linguistenkreises, Mathesius; die Kopenhagener Schule entspricht grundsätzlich der Glossematik von Hjelmslev; die Genfer Schule ist die Schule der unmittelbaren Nachfolger von de Saussure: Charles Bally und Albert Sechehaye. Die Genfer Schule kommt allerdings trotz der Rolle, die Saussure und der *Cours de linguistique générale* bei der Entwicklung des Strukturalismus spielen, erst mit Henry Frei zu einer besonderen Form von Strukturalismus, und dies eigentlich erst unter dem Einfluß von Prag und Kopenhagen.
- Der russische Strukturalismus geht weitgehend auf Baudouin de Courtenay zurück; vielleicht sein allerwichtigster Vertreter ist L.V. Scerba.
- Der englische Strukturalismus geht auf die Phonetik und Phonologie von Henry Sweet und von Daniel Jones zurück, wurde aber zu einer charakterisierbaren Schule durch J. Firth. Fast alle wichtigen Linguisten in England sind Schüler von Firth.
- Beim nordamerikanischen Strukturalismus haben wir schon die allerwichtigsten Namen angegeben: Edward Sapir und Leonard Bloomfield. Die Vereinigten Staaten sind in quantitativer Hinsicht, d.h. in bezug auf den Umfang der

linguistischen Forschungstätigkeit, in unserem Jahrhundert ungefähr das, was im 19. Jh. Deutschland für die Linguistik gewesen ist. Deshalb wäre es sinnlos, eine Menge Namen aufzuzählen. Ich erwähne nur K.L. Pike, der aus der Richtung von Sapir kommt, weil dieser eine bestimmte Bedeutung gerade auch für die Sprachtheorie und für die Methodik hat; in der Ausrichtung von Bloomfield ist ganz besonders Zellig S. Harris hervorzuheben, der den Bloomfieldismus zu einer noch viel strengeren Methode geführt hat.

- Der Marrismus wird grundsätzlich von Marr selbst vertreten.
- Für den Neohumboldtismus haben wir die wichtigsten Vertreter schon erwähnt, Jost Trier und Leo Weisgerber.
- Bei der Transformationsgrammatik ist natürlich Noam Chomsky der wichtigste Name. Die vielen Vertreter der verschiedenen Ausrichtungen innerhalb der generativen Grammatik können hier nicht genannt werden.

Bitte betrachten Sie dies nicht etwa als Panorama der Linguistik des 20. Jh. und diese Liste von Namen nicht als einen Katalog der Linguisten dieses Jahrhunderts. Wir geben hier nur Anhaltspunkte und Hinweise, damit die folgenden Ausführungen verständlicher werden und mit Personen in Verbindung gebracht werden können.

Wir kommen nun zu den Prinzipien selbst, die mehr oder weniger für alle diese Ausrichtungen gelten. Abgesehen von der Inkohärenz in bezug auf das vierte Prinzip finden die drei anderen Prinzipien, wie gesagt, weitgehende Anwendung; natürlich nicht überall in dem gleichen Ausmaß und nicht auf die gleiche Weise.

## 6.2. Antiatomismus als Universalität des Einzelfaktums

### 6.2.1. Allgemeines; **Error! Marcador no definido.**

Das erste Prinzip ist das Prinzip des Antiatomismus, das dem Prinzip des Individuums bzw. des Einzelfaktums gegenübersteht. Dieses Prinzip hat zwei Grundformen:

1. Behauptung der Allgemeinheit oder der Universalität des Einzelfaktums;
2. Vorrang des Relationellen, d.h. Prinzip des Systems, der Struktur oder des Zusammenhangs.

Die beiden Formen des Prinzips verlaufen in den Anwendungen nicht notwendig getrennt. Vor allem in der zweiten Form ist das Prinzip allen Strömungen, Ausrichtungen und Schulen des 20. Jh. gemeinsam. Aber auch die erste Form, mit der wir

uns in diesem Abschnitt beschäftigen, gilt weitgehend für die meisten Formen der neueren Linguistik.

Was bedeutet in der Sprachwissenschaft die Universalität des Einzelfaktums, d.h. der Anspruch, im Einzelfaktum das Allgemeinere, das "Universelle" oder das "Einheitliche" zu sehen? An erster Stelle bedeutet dies, daß in der Rede die Einzelsprache, d.h. das, was in der Rede verschiedener Individuen oder auch in der Rede desselben Individuums zu verschiedenen Zeiten das Gemeinsame ist, identifiziert, entdeckt und abgegrenzt wird. Wichtig und kennzeichnend ist, daß entsprechende Verfahren - man spricht später eben von Entdeckungsverfahren - überhaupt in Frage kommen: Es geht um Entdeckung, nicht um Abstraktion oder Konstruktion.

### 6.2.2. Sprachliche Einheiten und ihre Realisierungsvarianten

Ein Grundbegriff der modernen Sprachwissenschaft in ihren verschiedenen Formen ist der Begriff der Realisierung. Man sagt, die Einzelsprache werde in der Rede realisiert; die als Einheiten betrachteten Elemente der Sprache würden auf verschiedene Weise und sogar mit unendlicher Varietät realisiert, ohne eben diesen Status von Einheiten in der Sprache zu verlieren. Das bedeutet methodisch zweierlei:

1. Einerseits bedeutet es, nach Methoden zu suchen bzw. Methoden und Techniken zu entwickeln, die uns erlauben, aufgrund der Realisierungen die Einheiten der Sprache zu entdecken. So geht man beispielsweise nicht mehr von den Lauten aus und bildet dann eine Klasse von Lauten, sondern verfährt in umgekehrter Weise: es wird hinter dem Sprachlaut die funktionelle Einheit des Phonems entdeckt und als Einheit der Einzelsprache, der *langue* postuliert. Man versteht das Verhältnis zwischen Phonem und Laut nicht als Verhältnis zwischen dem jeweiligen tatsächlichen Laut und einer Klasse als konstruierter Verallgemeinerung oder Abstraktion, sondern umgekehrt als Verhältnis zwischen einer methodisch deduzierten Einheit, die als primäre Einheit gilt, und ihren Realisierungen: es werden nicht, wie im Positivismus, primär die unendlich vielen verschiedenen Sprachlaute betrachtet und durch gemeinsame Züge auf eine Einheit, auf einen typischen Sprachlaut zurückgeführt, (wobei dann gesagt wird, die Fakten seien diese einzelnen Laute, und die Wissenschaft stelle in diesen Fakten durch Abstraktion und Verallgemeinerung Klassen fest), sondern umgekehrt: das Phonem ist das Primäre, und die unendlichen Laute in der Rede sind Realisierungen dieses Phonems.

Man sucht deshalb auch Methoden und Techniken, die uns erlauben, Grenzen der Variabilität in der Rede festzustellen, Grenzen, die eben den Einheiten in der

Sprache entsprechen. In diesem Zusammenhang wird gesagt, diese Grenzen seien im Fall der Phoneme, wie in der Sprache überhaupt, durch die Funktion, durch die Funktionalität bzw. durch die Leistung gegeben. Die Leistung der Phoneme sei, die materielle Seite der Zeichen zugleich zu konstituieren und zu kennzeichnen, d.h. Laute von anderen Wortlauten in der gleichen Sprache zu unterscheiden.

Deshalb nimmt man dann z.B. nicht mehr eine Klasse offenes /e/ und eine andere geschlossenes /e/ sowohl im Italienischen als auch im Spanischen an, sondern nur noch für das Italienische. Denn man hat beide Lauttypen nur im Italienischen als verschiedene Einheiten bei der Realisierung. Im Italienischen können sie tatsächlich Zeichen oder Wörter voneinander unterscheiden, nicht aber im Spanischen. Hier wird der Unterschied zwischen offenem /e/ und geschlossenem /e/ zwar materiell gemacht, er ist aber, was die Unterscheidung von *signifiants*, von Wortlauten, angeht, gleichgültig. Wir führten das Beispiel bereits an: Ein Wort wie *verde* wird zwar im Spanischen - und in diesem Fall im Gegensatz zum Italienischen - mit einem ziemlich offenen /e/ gesprochen:  $v[_]rde$ ; das ist im Spanischen aber gleichgültig. Würde jemand  $v[e]rde$  sagen, so würde man zwar sagen, daß er merkwürdig spricht, aber man würde das gleiche verstehen, weil eben diese Opposition, wie man sagt, im Spanischen nicht funktionell ist. Man würde das Zeichen immer noch ohne weiteres erkennen, man würde auch nicht annehmen, daß der Sprecher etwas anderes meint, wenn er diese andere, nicht übliche Aussprache verwendet.

2. Ebenso entwickelt man bei den grammatischen Fakten Methoden, die uns erlauben, die Einheiten der Sprache, die tatsächliche Einteilung in der Sprache, festzustellen. Man versucht hinter der Kasuistik der Redebedeutungen einer Form eine grammatische einzelsprachliche Bedeutung zu entdecken, einen grammatischen Wert. Hier steht dann der andere Aspekt im Vordergrund: Die Grundannahme in der neueren Sprachwissenschaft in den verschiedensten Formen ist, daß die Variation geregelt ist. Das bedeutet, daß man bei der Variation nicht zuerst die Möglichkeit von verschiedenen Klassen annimmt, die man konstruieren könnte, sondern daß umgekehrt zuerst die Einheit angenommen wird.

So verfährt man z.B. bei den grammatischen Formen: Wenn die gleiche Form verwendet wird mit sehr verschiedenen Typen von Redebedeutungen, dann ist die erste Annahme in der neueren Sprachwissenschaft nicht die Annahme der Polyvalenz, der Polysemie (d.h. die gleiche Form hat völlig verschiedene Bedeutungen), sondern man nimmt umgekehrt an, die gleiche Form habe wahrscheinlich auch eine einheitliche Funktion, und man müsse nach dieser einheitlichen Funktion suchen und sozusagen die Einheit als eine Variabilitätszone, als Grenze der Variabilität feststellen.

Man nimmt z.B. nicht im voraus an, daß das romanische Imperfekt polysemisch oder polyvalent ist, d.h. daß es verschiedene Bedeutungen hat, sondern geht davon aus, daß es wahrscheinlich eine einzige allgemeine Bedeutung hat, die den Sprechern intuitiv auch bekannt ist. Sonst würde man kaum erklären können, wieso die romanischen Kinder mit sechs Jahren, die sicherlich nicht alle Verwendungen des Imperfekts gehört haben, sich trotzdem bei der Verwendung des Imperfekts nicht irren und dieses Imperfekt auch in völlig neuen Kontexten richtig verwenden, und zwar im Gegensatz zu den Fremdsprachigen, die diese Verwendungen nur mit großer Schwierigkeit lernen.

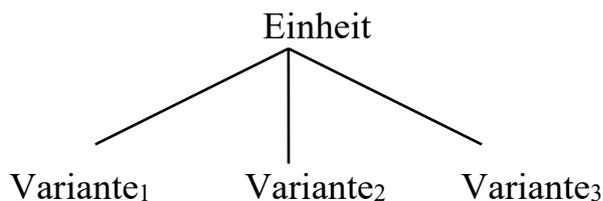
Man hat hier also nicht etwa Negierung der Variabilität, sondern vielmehr die Annahme einer Einheit, die auch diese Variabilität selbst rechtfertigen kann. Dies ist nur die Grundlage und der jeweilige Ausgangspunkt. Bei der positivistischen Fragestellung nimmt man im voraus an, daß es getrennte Klassen von Verwendungen gibt. Hier nimmt man im voraus an, daß es eine Einheit gibt. Am Ende einer konkreten Untersuchung kann sich natürlich auch das Gegenteil davon ergeben, d.h. daß man diese Einheit doch nicht feststellen und rechtfertigen kann und demnach mehrere getrennte Einheiten, d.h. eine tatsächliche Polysemie, annehmen muß. Es geht uns aber nicht um die jeweiligen Ergebnisse, sondern um die Haltung gegenüber den Fakten.

Die beiden Formen des Antiatomismusprinzips erscheinen auch kombiniert. Das bedeutet dann, daß die primären Einheiten zugleich als relationelle oder oppositive Einheiten verstanden werden. Es gibt dann diejenigen Phoneme und diejenigen grammatischen Werte einer bestimmten Sprache, die in Opposition zueinander stehen. Zum Beispiel gibt es, wie wir sahen, nicht allerlei Formen des Imperfekts als Werte (diese Formen sind dann Varianten), sondern ein Imperfekt allein mit einem besonderen einzelsprachlichen Wert in einer Einzelsprache. Es wird also hinter der Rede diese Einheit der Einzelsprache festgestellt, postuliert und dann technisch abgegrenzt und identifiziert.

Durch diese Methode der Entdeckung und technischen Abgrenzung versucht man natürlich jeweils, eine alte Intuition wieder zu bestätigen oder explizit zu machen. Was die Phoneme betrifft, findet die Intuition in der alphabetischen Schrift ihre Manifestation: Die Buchstaben einer alphabetischen Schrift entsprechen weitgehend den Phonemen, nicht den Typen von Sprachlauten. In der Grammatik versucht man, die alte Intuition zu rechtfertigen, die in der Benennung der grammatischen Kategorien ihre erste Manifestation gefunden hatte, d. h. in Benennungen wie *Präsens*, *Imperfekt* oder *Aorist* usw. Man nimmt an, und zwar nicht ohne Recht, daß diese Benennungen auf eine Erfassung des einheitlichen Wertes dieser Formen in einer bestimmten Sprache zurückgehen.

[9.6.1986] Die Entdeckung der funktionellen Einheiten hinter den Einzelfakten als erste Form des Antiatomismusprinzips manifestiert sich, wie wir sahen, in der ausdrücklichen Unterscheidung von Sprache und Rede (von *langue* und *parole*) sowie in der Suche nach den Phonemen als Einheiten im lautlichen Bereich und in der Suche nach den einheitlichen Bedeutungen in der Grammatik und in der Betrachtung des Wortschatzes. Die Verschiedenheit der Realisierungen und auch der Bedeutungen, die mögliche Polysemie wird nicht geleugnet, sie wird aber als sekundär angesehen in zweierlei Hinsicht:

- Entweder als faktisch, als in den Sachen selbst sekundär. Dies ist der Fall, wenn die Polysemie nicht funktionell ist. (Wir kommen darauf zurück im Zusammenhang mit dem Prinzip der Funktion). In diesem Zusammenhang wird die Unterscheidung gemacht zwischen Einheiten und Varianten: Die Varianten sind Typen der Realisierung einer Einheit und in dieser Hinsicht, bezüglich der Verschiedenheit in den Fakten selbst, sekundär:



- Oder als sekundär für die Wissenschaft, für die Forschung. In diesem Fall kann die Varietät, die Verschiedenheit doch funktionell sein, beispielsweise im Falle der Polysemie, d.h. der Verschiedenheit der Bedeutungen für das gleiche materielle Zeichen.

Wir haben hier also wiederum eine Umkehrung der Fragestellung, die diesmal die Forschung bzw. die Wissenschaft betrifft. Man nimmt nicht an erster Stelle Polysemie an und stellt dann Typen von Redebedeutungen fest etwa für die materiellen Zeichen im Wortschatz, für die Wörter und für die grammatischen Formen, wie wir es z.B. im Verbalsystem für das Imperfekt oder den Aorist sahen. Vielmehr geht man nun umgekehrt zuerst prinzipiell davon aus, daß Einheit gegeben ist. Polysemie bzw. Verschiedenheit wird erst dann angenommen, wenn die Zurückführung auf eine Einheit sich als völlig unmöglich erweist.

### 6.2.3. Die Rückführung der Fakten auf Prinzipien; **Error! Marcador no definido.**

Noch deutlicher zeigt sich die Anwendung des Prinzips der Universalität des Einzelfaktums in der allgemeinen Zurückführung der Fakten auf Prinzipien, die oft im voraus angenommen werden, und in der Infragestellung der früheren positivistischen, mehr oder weniger impliziten, bisweilen aber auch expliziten Prinzipien. Es werden nicht so sehr die Fakten als solche diskutiert - sehr oft werden die Fakten, die z. B. von den Junggrammatikern festgestellt worden sind, als Fakten angenommen - sondern es werden die Prinzipien, die bei der Interpretation der Fakten explizit oder implizit gelten, in Frage gestellt und deshalb auch oft durch andere Prinzipien ersetzt. Dabei werden die neuen Prinzipien ausdrücklich formuliert, und zwar seit Anfang des Jahrhunderts, d.h. schon bei den ersten ausdrücklich innovatorisch-revolutionären Ausrichtungen in der Linguistik.

Beispielsweise stellt Gilliéron, der große Vertreter der *Sprachgeographie*, das Prinzip des Lautgesetzes in Frage und versucht, eben dieses Prinzip durch ein anderes, diesmal doppeltes Prinzip zu ersetzen: durch das, was er *pathologie et thérapeutique verbale* nennt (d.h. 'Pathologie und Therapeutik in der Sprache' oder 'Wortpathologie und Worttherapeutik'). Das neue Prinzip besagt, daß Lautwandel zwar eintritt, aber primär in Fällen von "Krankheit der Wörter". Gilliéron meint mit diesem Bild aus der Biologie einfach die Nichtangemessenheit in funktioneller Hinsicht: aus irgendeinem Grund werde das Wort zu einem nicht mehr geeigneten, pathologischen Instrument im Verhältnis zu seiner Funktion und müsse daher entweder ersetzt oder modifiziert werden. Diese Modifizierung oder Ersetzung ist dann eben die Therapie, die Heilung der Krankheit. Wir werden später noch Beispiele dafür anführen. Jetzt geht es nur um das allgemeine Prinzip.

Der *Idealismus* nimmt ausdrücklich gegen den Positivismus Stellung und ersetzt das Prinzip der notwendigen Evolution durch das Prinzip der Sprachschöpfung und der historischen Entwicklung. Beide Aspekte sind eher durch ästhetische, finalistische Gründe bedingt. Der Geschmack wird so zu einer sprachhistorischen Kategorie. Das zweite theoretische Werk von Karl Vossler heißt dann beispielsweise *Sprache als Schöpfung und Entwicklung*. Es ist sozusagen das konstruktive Werk Vosslers nach dem negierenden Werk *Positivismus und Idealismus*, in dem insbesondere gegen den Positivismus Stellung genommen wird. In der *Sprachgeschichte Frankreichs*, ebenfalls von Vossler, zeigt sich das neue erklärende Prinzip der Entwicklung in Form der Aufnahme des Geschaffenen aufgrund des sprachlichen Geschmacks: die französische Sprachgeschichte, insbesondere die Geschichte der französischen Literatursprache, sei eine Widerspiegelung der französischen Kultur und ganz besonders des französischen Geschmacks.

Ferdinand de Saussure, der am Anfang bzw. noch vor dem Anfang des Strukturalismus steht, nimmt wiederum aufgrund eines neuen Prinzips ausdrücklich gegen die

traditionelle Sprachwissenschaft Stellung. Das, was er *la linguistique inaugurée par Bopp* (d.h. "die von Bopp eingeleitete Linguistik") nennt, sei inkohärent, weil hier durch die Konzentration auf die Geschichte und durch die Zurückführung auch der Beschreibung auf die Geschichte zwei völlig verschiedene Gesichtspunkte verwechselt würden. Diese Gesichtspunkte, die Saussure selbst den diachronischen und den synchronischen nennt (d.h. Entwicklung in der Zeit einerseits, Sprachzustand andererseits) bedeuten für Saussure völlig verschiedene Fragestellungen.

Das heißt also allgemein: Zurückführung auf Prinzipien, Ersetzung, Infragestellung der älteren Prinzipien; neue Prinzipien werden dabei oft mit ausdrücklicher Formulierung der negierten Prinzipien aufgestellt, die als solche vorher weitgehend überhaupt nicht formuliert worden waren. Erst indem die Reaktion auf den Positivismus ihre eigenen Prinzipien formuliert, formuliert sie auch die Prinzipien, die sie leugnet und die sie ersetzen möchte.

#### 6.2.4. Der Primat der Theorie und Methode; **Error! Marcador no definido.**

Noch allgemeiner wird das Verhältnis von Fakten und Theorie uminterpretiert. Es wird durch die umgekehrte Reihenfolge, d.h. durch den Grundsatz "erst Theorie und dann empirische Forschung", ersetzt. Vom Standpunkt der älteren Linguistik aus wird diese Umkehrung häufig als Nichtbeachtung der Fakten, als Neigung zur leeren Theorie kritisiert (*Tendance au doctrinarisme* steht im Titel eines kritischen Aufsatzes zur neueren Linguistik). Diese Umkehrung hat aber ihre Rechtfertigung in der neuen Auffassung von Wissenschaft. Man betrachtet Wissenschaft nicht mehr als Abstraktion, als allgemeines Wissen von den Fakten, als Wissen darüber, was normalerweise meist oder regelmäßig eintritt. Als Grundlage, als Ausgangspunkt nimmt man nicht mehr die Einzelfakten, sondern man nimmt entweder eine Theorie über die Fakten an, d.h. eine Auffassung vom Gegenstand, oder man geht von einer Auffassung von der Wissenschaft aus. Die Fakten werden auf den schon im voraus angenommenen Rahmen zurückgeführt, d.h. weil man den Gegenstand als diesen oder jenen ansieht, ergibt sich notwendigerweise auch diese oder jene Fragestellung in der Wissenschaft.

Ferdinand de Saussure, der, wie gesagt, am Anfang der Wissenschaftstheorie des Strukturalismus oder noch im Vorstrukturalismus steht, versteht die Sprache wenigstens einmal ausdrücklich als ein formales Gefüge von Relationen, d.h. als Form, die durch Relationen entsteht, die ihrerseits durch Differenzen gegeben sind. Ich beziehe mich hier auf den berühmten und oft interpretierten Satz im *Cours de linguistique générale*: *Dans la langue il n'y a que des différences* ("In der Einzelsprache

gibt es nur Unterschiede"). Saussure meint, die Sprache sei ein Gefüge ohne positive Termini, und deshalb gelte es, diese Differenzen auch als solche zu untersuchen. Daher kommt das methodische Prinzip der Opposition: Man fragt, welches die Unterschiede, welches die Oppositionen sind.

Dieses Prinzip kommt zur Entfaltung in der Glossematik von Hjelmslev, und zwar ausdrücklich als Erweiterung, Erklärung und Präzisierung der Auffassung von Ferdinand de Saussure. Hjelmslev meint, die Sprache sei grundsätzlich ein formales Objekt, etwa wie die mathematischen Gegenstände. Deshalb müsse auch die Linguistik eine Art Mathematik, eine Art Algebra sein. Auch sie müsse an erster Stelle die formalen Relationen feststellen und untersuchen. So müsse man etwa in der Semantik nicht die materiellen Bedeutungen, die stofflich formulierten oder formulierbaren Bedeutungen betrachten, sondern nur die abstrakt gekennzeichneten Bedeutungen.

Beispielsweise wird bei *Vater* und *Mutter* zunächst etwas gesucht, was beiden Bedeutungen gemeinsam ist, d.h. das, was wir unter Berücksichtigung der tatsächlichen semantischen Substanz *Elternteil* nennen würden. Bei Hjelmslev wird es aber gerade nicht so genannt, sondern nur mit einem Buchstaben bezeichnet, etwa mit 'a'. Ferner wird etwas gesucht, was bei diesen Bedeutungen jeweils verschieden ist. Was ein anderer Linguist sehr einfach *masculinum* und *femininum* oder *männlich* und *weiblich* nennen würde, erscheint bei Hjelmslev als 'b' und 'c' bezeichnet. Bei der Betrachtung von *Bruder* und *Schwester* wäre das Differenzierende das gleiche wie bei *Vater* und *Mutter*, d.h. wiederum 'b' und 'c'. Das Gemeinsame hingegen wäre etwas anderes, etwa 'd' als die kollaterale Verwandtschaft, das Bruder-Schwester-Verhältnis.

Vater:    a + b                      Mutter:    a + c

Bruder:   d + b                      Schwester: d + c

Man hat hier die Anwendung der beiden Auffassungen in ihrer strengsten Form und in Verbindung miteinander: einerseits die Auffassung vom Gegenstand und andererseits in Folge davon eine solche wissenschaftliche Methode, eine solche Technik der Beschreibung.

Mit weniger Kohärenz sicherlich als bei Hjelmslev und der Glossematik gilt diese Verbindung auch für den sprachwissenschaftlichen Idealismus. Auch in diesem Fall geht es um eine besondere Auffassung vom Gegenstand, nämlich um die Auffassung von der Sprache als schöpferischer Tätigkeit, und deshalb auch um eine besondere

Auffassung von der Wissenschaft, die dieser Natur des Gegenstandes zu entsprechen hat. Die Wissenschaft hat an erster Stelle die Schöpfung, das sprachliche Schaffen festzustellen und anschließend die kulturelle Entwicklung, die Objektivierung des Geschaffenen in der Gemeinschaft und in der Geschichte.

Im Falle des Bloomfieldismus wird mehr oder weniger streng eine Auffassung von der Wissenschaft angewandt, jedoch angeblich auf eine Auffassung von der Natur des Gegenstandes verzichtet. Man nimmt aber doch an, daß die Sprache als äußere Manifestation, als äußeres Verhalten identifizierbar und abgrenzbar ist und daß gerade dies und nicht mehr für die Anwendung einer strengen Methode notwendig ist. Diese strenge Methode, die Methode des Behaviorismus, wird hingegen ausdrücklich angenommen als die im menschlichen Bereich allgemein gültige Methode. Gerade diese Übernahme der Methode ist für die Fragestellungen im Bloomfieldismus maßgebend.

Zellig S. Harris versucht sogar in seiner Einführung in die Linguistik, und zwar in die Bloomfieldsche Linguistik, mit dem Titel *Methods in structural linguistics* noch viel kohärenter als Bloomfield zu sein, und zwar sowohl methodisch als auch was die Auffassung von der Wissenschaft betrifft. Er macht keine Konzessionen mehr gegenüber der Intuition der Sprecher oder gegenüber dem, was der Sprecher und der Wissenschaftler als Sprecher schon weiß. Man müsse vielmehr streng objektivistisch, streng distributionell für jede Fragestellung vorgehen. Auf diesem Wege wird gerade der Primat der Theorie und der Methode anerkannt: die Methode gilt als allgemeine Grundlage, und von ihr aus werden Modelle entwickelt, die auf die Realität, d.h auf die Fakten angewandt werden. Bisweilen werden die Modelle als solche ihrem Wert nach höher als die Fakten eingestuft; man meint dann mehr oder weniger ausdrücklich: Wenn die Fakten anders seien als die Theorie, dann sei das um so schlimmer für die Wirklichkeit und nicht für die Theorie.

[10.6.1986] Die Behauptung des Primats der Theorie und Methode gegenüber den Fakten betrifft die Abgrenzung der verschiedenen Disziplinen, die Bezeichnung der Fächer und der Fachleute, den Unterricht und die Terminologie. Die neuere Linguistik sieht daher in jeder Hinsicht anders aus als die ältere, die sogenannte traditionelle Linguistik. Ein Linguist war im 19. Jh. jemand, der sich mit bestimmten Sprachen beschäftigte. Er war z.B. Romanist, Germanist, Indogermanist usw. Die Fächer waren auch in Germanistik, Romanistik, Indogermanistik usw. gegliedert. Es gab höchstens Spezialisierungen nach Disziplinen, z.B. bei gewissen Instrumentaldisziplinen wie der Phonetik, oder bei Disziplinen, die Feldforschung verlangten, wie bei der Dialektologie, d.h. man war z.B. Phonetiker oder Dialektologe. Im 20. Jh. heißen auch die Fächer oft Sprachwissenschaft; man spezifiziert dann, evtl. in Klammern, nach Anglistik, Germanistik usw. Die empirischen Bereiche werden zu

Anwendungsbereichen. Es entstehen Lehrstühle für allgemeine Sprachwissenschaft oder für Sprachtheorie. Die Linguisten werden jetzt vor allem nach der theoretisch-methodischen Orientierung identifiziert. Man ist nicht mehr z.B. Romanist oder Germanist oder Slavist, man ist an erster Stelle Strukturalist, Idealist oder Transformationalist usw.

Die Geschichte der Sprachwissenschaft wird ebenfalls völlig anders gemacht. Die beiden wichtigen Handbücher zur Geschichte der Sprachwissenschaft, die *Allgemeine Geschichte der Sprachwissenschaft* von Thompson und die *Geschichte der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert* von Petersen, entsprechen, obwohl sie schon im 20. Jh. erschienen sind, noch der traditionellen Auffassung: sie betreffen an erster Stelle und fast ausschließlich die faktische, sachbezogene Erweiterung der Sprachwissenschaft mit Einbeziehung von immer mehr Sprachfamilien. Bei dieser Auffassung steht an erster Stelle die vergleichende Grammatik. Sie wird als eine empirische Wissenschaft betrachtet, bei der es vor allem darum geht, die genealogischen Verhältnisse bei immer mehr Sprachfamilien festzustellen.

Die neuere Geschichte der Sprachwissenschaft wird völlig anders gemacht, allerdings erst sehr spät. Man stellt nun fest, daß sie als Geschichte der Fragestellungen, der Theorien und der Auffassungen von der Sprache und von der Sprachwissenschaft noch nicht gemacht worden ist. Und man entdeckt immer wieder Vorläufer und Wegbereiter der heutigen Fragestellungen. Die Suche nach Wegbereitern, nach Vorläufern in theoretisch-methodischer Hinsicht ist nach Einschätzung einiger Traditionalisten zu einer Krankheit der neueren Geschichte der Sprachwissenschaft geworden.

Im praktisch-informativen Bereich hat man im Rahmen der traditionellen Sprachwissenschaft vor allem Werke, die bestimmte Sachbereiche auf vorzügliche Weise beschrieben haben, übersetzt und verbreitet. So wurde z. B. die vergleichende Grammatik von Bopp ebenso wie die *Grammatik der romanischen Sprachen* von Dietz ins Französische übersetzt. Das *Kompendium* von Schleicher wurde mehrmals resümiert und zum Teil übersetzt. Dies sind jeweils Bücher, die in einem bestimmten Bereich den Stand der empirischen Wissenschaft darstellen konnten.

In unserem Jahrhundert betreffen die geschichtlichen Werke fast ausschließlich die Theorie und die Methode. Das wichtigste Unternehmen in dieser Hinsicht, die Reihe *Novae Linguisticae*, die auf die ganze Linguistik des 20. Jh. bezogen ist, enthält z.B. in den mir vorliegenden neun Bänden keine einzige Abhandlung zur Geschichte einer Sprachfamilie, kein Resümee der faktenbezogenen empirischen Forschung, sondern nur Theoretisches und Methodisches. Das ist das Neue.

Im Sprachunterricht galten im 19. Jh. und im Rahmen der traditionellen Sprachwissenschaft in der Regel immer noch die alten, traditionellen Methoden mit schüchternen Versuchen einer Erneuerung von unten, d. h. vom Lehrbuch her. Nur selten gab es Versuche von "oben", d.h. von der Universität her, die wissenschaftliche Linguistik, d.h. die historische, die vergleichende Sprachwissenschaft auch in den Unterricht, insbesondere in den Unterricht der klassischen Sprachen einzuführen. In unserem Jahrhundert ist auch die Sprachdidaktik erneuert worden. Man hat sie immer wieder anhand neuer Prinzipien reformiert, zum Teil mit negativen Ergebnissen, zum Teil bis zur totalen Desorientierung der Lehrer und noch mehr der Schüler. Man hat versucht, mit der neueren Linguistik Schritt zu halten, indem man z. B. strukturelle Methoden oder die Transformationsgrammatik in den Unterricht einführte, und zwar jeweils zu einer Zeit, als es noch keine vollständigen strukturellen Grammatiken bzw. Transformationsgrammatiken für die zu unterrichtenden Sprachen gab.

Wir wollen hier nicht etwa die Atmosphäre der ständigen Reform kritisieren. Was uns interessiert, ist das Charakteristikum der Zeit aufgrund der Prinzipien, das sich eben auch im Sprachunterricht, in der Sprachdidaktik zeigt als Primat der Theorie bzw. der Methode.

Dieser Primat reicht bis zur Terminologie. Die traditionelle Sprachwissenschaft hatte wenig Interesse an der Terminologie. Sie hatte eine bestimmte begrenzte Terminologie insbesondere für die vergleichende Grammatik geschaffen. Für die Beschreibung verwendete man weiterhin die traditionelle grammatische Terminologie, die zum Teil willkürlich ist und zum Teil auch in den verschiedenen Ländern verschieden ist aufgrund von anderen Traditionen. In der neueren Sprachwissenschaft werden immer wieder Versuche unternommen, diese Terminologien entweder radikal zu reformieren oder sinnvoll zu vereinheitlichen. Es erscheint eine ganze Reihe von Lexika zur Terminologie allgemein oder zur Terminologie einer bestimmten Schule, z. B. der Prager Schule. Bei bestimmten Ausrichtungen der Sprachwissenschaft erscheinen sogar manche Werke mit einem Glossar, d.h. mit Erläuterungen zu den in diesen Ausrichtungen oder diesem Werk neuen Termini; beispielsweise die glossematischen Werke, insbesondere die *Prolegomena* von Hjelmslev.

Diese divergierende, weitgehend differenzierte und neue Terminologie stellt eine nicht zu verkennende praktische Schwierigkeit der neueren Linguistik für den Anfänger dar. Der gleiche Terminus kann bei verschiedenen Schulen bzw. im Rahmen verschiedener Auffassungen völlig Verschiedenes bezeichnen. Der traditionelle Terminus *Artikel* beispielsweise bedeutet in den meisten Terminologien weiterhin das, was *Artikel* auch traditionell war, d.h. eine bestimmte Form, ein Morphem als materielles Instrument, also etwa *der, die, das* im Deutschen oder *le, la* im Französischen. In der Glossematik hingegen ist ein Artikel zwar immer noch ein Morphem, d.h. ein

grammatisches Instrument; aber ein Morphem ist in der Glossematik eine inhaltliche Größe, so daß der Artikel hier nicht eine Form ist, etwa *die*, sondern die entsprechende Funktion, d.h. das, was der Artikel macht. Hjelmslev kann daher sagen, daß die Eigennamen, wie z.B. *Frankreich* oder *Hans* oder *Hjelmslev*, den Artikel enthalten: sie enthalten zwar den Artikel nicht als Form, wohl aber enthalten sie die entsprechende Funktion, d.h. die Aktualisierung, die Vergegenständlichung des Bezeichneten. Daß ein Eigenname bereits einen Gegenstand als ein Daseiendes bezeichnet und nicht einen Begriff oder ein Sein, bedeutet also, daß Eigennamen den Artikel enthalten.

Man muß sich allgemein und vor allem als Anfänger bei der Lektüre der Werke der neueren Linguistik fragen, welcher Ausrichtung diese Werke entsprechen bzw. welcher Ausrichtung sie entstammen. Sonst versteht man nicht, wie dort die Termini verwendet werden und welches die Fragestellungen sind in bezug auf die - eventuell allgemein bekannten - Fakten.

Die angeführten Beispiele rechtfertigten die Auffassung, daß die heutige Linguistik, d.h. die Linguistik des 20. Jh, von der älteren Sprachwissenschaft ganz verschieden ist. Die Linguistik des 19. Jh. bildete mehr oder weniger eine Einheit. Sie war in gewisser Hinsicht monolithisch, zumindest hinsichtlich dessen, woraufhin sie die Sprache betrachtete. Die Linguistik des 20. Jh. ist dagegen - gerade auch wegen ihrer formalen Einheit - inhaltlich sehr stark differenziert.

Die formale Einheit ist begründet im Prinzip des Antiatomismus bzw. in den beiden Formen dieses Prinzips: einerseits in der Annahme der Universalität des Faktums sowie des Primats der Theorie und der Methode vor dem empirischen Studium; andererseits im Antiatomismus als Relationalität, d. h. als Prinzip des Systems, der Struktur, des Zusammenhangs. Es ist verständlich, daß es bei den verschiedenen Ausrichtungen jeweils darauf ankommt, welches nun die zugrundelegende Theorie und Methode ist, welches das Verständnis von der Wissenschaft ist und welches die Relationen sind, die an erster Stelle betrachtet werden oder die für maßgebend gehalten werden. Gerade dadurch ergibt sich die fast unendliche Differenzierung der Linguistik innerhalb des einheitlichen Rahmens, der durch das gleiche allgemeine Prinzip gegeben ist. Die Ähnlichkeit ist also bei den verschiedenen Formen der neueren Linguistik eine formale und eine grundsätzliche Ähnlichkeit, nicht eine stoffliche und konkrete in der tatsächlichen Anwendung der Prinzipien.

### 6.3. Antiatomismus als Prinzip der Relationalität

### 6.3.1. Allgemeines

Betrachten wir nun aus dem Gesichtspunkt der formalen Einheit der neueren Sprachwissenschaft die zweite Form des antiatomistischen Prinzips. Es ist vielleicht noch charakteristischer für die neuere Linguistik, daß die Fakten gerade nicht mehr zuerst in ihrer Individualität gesehen werden, sondern zuerst in ihren Zusammenhängen, als Bestandteile eines Systems, einer Struktur. Alle Formen der neueren Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts sind relationell, und zwar ungeachtet ihrer sprachtheoretischen oder wissenschaftstheoretischen Verschiedenheit.

Das allgemeine Schlagwort der Linguistik im 20. Jh. ist nicht, wie viele annehmen, *Struktur* oder *Opposition*, sondern vielmehr *Zusammenhang* oder *Relation*. Auch die Struktur ist nur eine Form der allgemeineren Relation. Es handelt sich dabei um Relationen, die die Fakten determinieren. Bisweilen werden die Einzelfakten auch nur als durch Relationen bestimmte Punkte, als Intersektionen von Relationen angesehen: nicht die Einzelfakten treten in bestimmte Relationen ein, sondern umgekehrt, die Einzelfakten resultieren aus den Relationen, sie werden durch die Relationen bestimmt. Die Relationen selbst können aber vollkommen verschieden sein, je nach den Strömungen und Ausrichtungen der Linguistik, je nach den theoretischen Grundlagen, je nach der Auffassung von der Sprache, von der Wissenschaft oder sowohl von der Sprache als auch von der Wissenschaft. Daraus ergibt sich die stoffliche Differenziertheit bzw. die Verschiedenheit in der Anwendung dieser Form des Prinzips. Das Gemeinsame ist das Formale, d.h. die Tatsache, daß es jeweils um Relationen geht. Kein Linguist des 20. Jhs. würde eine atomistische Fragestellung annehmen, d.h. eine Fragestellung, die von allen Relationen absieht.

Wie sehen nun die verschiedenen Anwendungen des Prinzips der Relationalität, die verschiedenen Arten von Relationen, in der Linguistik des 20. Jhs. aus? Was unsere Darstellung betrifft, so können wir hier natürlich nicht diese Relationen im einzelnen darstellen. Wir würden dann für jede Strömung, für jede Ausrichtung schon eine ganze Vorlesung brauchen. Wir weisen jeweils nur auf das Charakteristische und Maßgebende hin.

Unsere Darstellung ist sympathisch, d.h. es ist eine Darstellung, die die jeweils Fragestellungen respektiert. Das bedeutet natürlich nicht, daß wir auch die Wahrheit bzw. die Richtigkeit der entsprechenden Fragestellungen oder der entsprechend hervorgehobenen Relationen behaupten. Das ist eine andere Frage, nämlich eine Frage der inneren Kritik der jeweiligen Ausrichtung. Wir wollen jetzt nur zeigen, daß diese Strömungen und Ausrichtungen durch denselben allgemeinen Zug in verschiedener Anwendung zu charakterisieren sind.

Wir betrachten im folgenden zunächst im einzelnen die jeweiligen Relationen bei den verschiedenen Ausrichtungen in mehr oder weniger chronologischer Reihenfolge. Anschließend versuchen wir festzustellen, welches die allgemeinen Typen dieser Relationen sind.

### 6.3.2. Sprachgeographie und Onomasiologie

In der Sprachgeographie handelt es sich um räumliche Relationen, d.h. um Relationen von äquivalenten Fakten im Raume. Die traditionelle Dialektologie hingegen ist punktuell, nicht räumlich. Sie beschreibt eine bestimmte Mundart, oft sogar die Mundart einer bestimmten Ortschaft, und fragt sich nicht, bis wohin in der gleichen historischen Sprache diese Fakten reichen. Es spielt hier keine Rolle, ob gewisse Fakten nur zu dieser beschriebenen Mundart oder auch zu anderen Mundarten gehören und welche Fakten es sind, die eventuell nur für diese Mundart charakteristisch sind. Das Interesse konzentriert sich auf das Punktuelle, es wird festgestellt, wie man etwas in der untersuchten Ortschaft sagt. Manchmal wird sogar in einer kleinen Ortschaft eine innere Verschiedenheit festgestellt. Man fragt sich jedoch nicht, ob diese innere Verschiedenheit auch außerhalb in einem breiteren Rahmen gilt.

Die neuere Sprachgeographie betrachtet hingegen jedes Faktum im Raume. Sie stellt die Grenzen zwischen äquivalenten Fakten fest, d.h. die Trennlinien, die man Isoglossen nennt, oder die verschiedenen Wörter, die der gleichen Bezeichnung entsprechen, oder die verschiedenen Konstruktionen, die der gleichen grammatischen Funktion entsprechen usw. Man fragt also nach äquivalenten Wortformen für denselben Inhalt, beispielsweise nach den Formen für franz. *vin* in den verschiedenen Mundarten und an verschiedenen Punkten. Und das Ergebnis ist dann: eine ganze Zone sagt eben *vin*, eine andere hat eine andere Form und wieder eine andere Zone sagt es nochmals anders, d.h. sie verwendet eine andere Wortform oder eine andere Aussprache. Hier geht es also um eine Äquivalenz im Inhalt.

Eine andere Art der Äquivalenz ist die Äquivalenz im Materiellen, die historisch bedingt ist. Man stellt wiederum fest, welches die Ausdehnung einer Form ist, d.h. Isoglossen als Grenzen der gleichen Fakten. Man interessiert sich also nicht mehr für das punktuelle Faktum, sondern vielmehr für die Ausdehnung des Gleichen und die Äquivalenzen, für die räumlichen Relationen. Bei dieser Fragestellung kann man natürlich auch das Charakteristische für eine Ortschaft feststellen. Je nach der Enge des Befragungsnetzes sieht man, wie diese oder jene Form in diesem oder jenem Ort gilt und welches die Formen sind, die für eine bestimmte Gegend oder sogar nur für eine bestimmte kleine Ortschaft gelten können. Bei einem lockeren Netz mit

wenigen Punkten in einem Territorium kann man natürlich nicht mehr feststellen, was an jedem Ort gesagt wird.

Äquivalente Fakten sind z.B. auch die verschiedenen Realisierungen ein und desselben Phonems oder die verschiedenen Phoneme, die miteinander historisch zusammenhängen, die also einem einzigen älteren Phonem entsprechen, oder die verschiedenen Konstruktionen, die der gleichen grammatischen Form entsprechen usw.

Wir wollen hier natürlich keine Darstellung der Sprachgeographie geben. Wichtig ist für uns nur die Idee der Relation, so wie sie hier verwirklicht wird. Es handelt sich um sprachliche Relationen zwischen äquivalenten, aber zugleich verschiedenen Fakten im Raume.

Bei der Onomasiologie, die eng mit der Sprachgeographie zusammenhängt und sich auch, obwohl sie schon etwas früher entstanden war, zusammen mit der Sprachgeographie entwickelt, geht es um die Relation der sprachlichen Fakten mit den bezeichneten Sachen. Die Relation erscheint auch im Titel der Zeitschrift für diese Disziplin: *Wörter und Sachen*. Die Onomasiologie ist die ethnographische Ausrichtung der Linguistik. Sie fragt danach, wie die gleichen Sachen in verschiedenen Gegenden in der gleichen historischen Sprache oder auch in verschiedenen historischen Sprachen heißen. Eventuell versucht man auch festzustellen, wie die Sachen und die Vorstellungen von den Sachen über die Bedeutung die Form der Bezeichnung beeinflussen, z.B. die Namen des Pfluges oder die Namen der Fledermaus in den romanischen Sprachen. Es entstehen ganze Werke, die zugleich ethnographisch und linguistisch sind, die also vor allem die materielle Kultur der Völker untersuchen, jedoch im Verhältnis zur Sprache, zur jeweiligen Benennung, d.h. wiederum relationell.

[16.6.1986] Bei der Onomasiologie, die sich auch als eine Art Nebenprodukt der Sprachgeographie entwickelt, geht es also um die Relation der Wörter zu den bezeichneten Sachen und soweit wie möglich auch um die Determination der Namen der Sachen durch die besondere Beschaffenheit der Sachen selbst. Man fragt sich beispielsweise: Warum wird ein bestimmtes Werkzeug, das keine Säge ist, in einer bestimmten Gegend doch mit diesem Namen bezeichnet? Als Grund gilt dann, daß das Werkzeug in dieser Gegend wie eine Säge gemacht ist, also mit Zähnen usw. Man stellt Beeinflussung der Namen selbst und der Namensgebung durch die entsprechenden Sachen fest.

### 6.3.3. Die soziologische Linguistik

In der soziologischen Linguistik, ganz besonders in der Pariser Schule und bei den Linguisten, die in dieser Hinsicht mit der Pariser Schule von Meillet und Vendryes zusammenhängen, werden insbesondere die Relationen zwischen sprachlichen Fakten und der sozialen Struktur der entsprechenden Sprachgemeinschaft hervorgehoben. Die Gesellschaftsstruktur wird dabei als das Determinierende für den Sprachwandel angesehen, soweit dies möglich ist. Die bevorzugte Fragestellung ist, wie eine Veränderung in der sozialen Struktur der Sprachgemeinschaft auch zu einer Veränderung in der Sprache führen kann.

Antoine Meillet zeigt die Anwendung dieser Idee und der entsprechenden Methode im Bereich der historischen Semantik. In dem berühmten Aufsatz *Comment les mots changent de sens* ("Wie die Wörter ihre Bedeutung ändern") weist Meillet darauf hin, daß es überhaupt nicht genüge, eine atomistische, lineare Etymologie zu formulieren, z.B.: "Lat. *pater* wird zu frz. *père*". Der Inhalt der Verwandtschaftsnamen im Lateinischen und in den romanischen Sprachen hänge nämlich mit der entsprechenden Struktur der Familie zusammen, wie sie in der römischen Gesellschaft und dann in der durch das Christentum beeinflussten romanischen Gesellschaft gegeben sei. So bedeute z.B. *pater* im Lateinischen eigentlich nicht den biologischen Vater. *Pater* sei vielmehr ein Begriff des Zivilrechts (*pater familias*), der 'Haupt der Familie' bedeute. Zur römischen Familie gehörten aber auch die von den biologischen Verwandten Abhängigen, auch die Sklaven. Und der *pater familias* sei eben das Haupt dieser Zelle der Gesellschaft. Für den tatsächlichen biologischen Vater müsse man *genitor* verwenden, wolle man ihn getrennt bezeichnen. Entsprechend bedeute lat. *filius* nicht 'biologischer Sohn', sondern 'der von einem *pater* Abhängige'; auch die Sklaven seien *filii*, so daß im Lateinischen ein Unterschied gemacht werde zwischen *filii* und *liberi*. *Liberi* seien dann die tatsächlichen Kinder des *pater*, *filii* hingegen die juristischen, d.h. die rechtmäßig Abhängigen aufgrund der Organisation der Gesellschaft.

Unter dem Einfluß des Christentums verändert sich dann die Familienstruktur, d.h. es gilt nicht mehr die juristische Familie, sondern die tatsächliche biologische. Entsprechend hätte sich auch die Bedeutung der Wörter in der spätrömischen Gesellschaft verändert, meint Meillet: *Pater* bedeutet nun tatsächlich den biologischen Vater und nicht mehr das Oberhaupt der juristischen Familie. Andererseits kann man *pater* auch für Personen verwenden, die man als geistige *genitores* ansieht, z.B. für einen Priester. Die entsprechenden Formen für lat. *pater* in den romanischen Sprachen, etwa frz. *père* oder span. *padre* bedeuten also gerade diese Idee der Erzeugung. Ebenso ist der Unterschied zwischen *filii* und *liberi* nicht mehr notwendig, es bleibt aber die Bedeutung von *filii* im Hinblick auf den neuen Inhalt von *pater* erhalten.

Wir haben dieses Beispiel nur resümiert und schematisch dargelegt. Im Originaltext ist es natürlich nuancenreicher und interessanter, zur Klärung der Methode und des Gesichtspunkts genügt das Gesagte: Man hat hier Relationen in Form einer Beeinflussung sprachlicher Inhalte durch die Struktur der Gesellschaft und durch die Veränderungen in der Struktur der Gemeinschaft.

Der norwegische Linguist Alf Sommerfeldt denkt an viel allgemeinere Relationen zur Struktur der Gesellschaft. In seinem berühmten Werk *La langue et la société* ("Die Sprache und die Gesellschaft", Oslo 1925) meint er, man könne unmittelbare Relationen zwischen der Struktur, auch der grammatischen Struktur einer Sprache, und der Gesellschaftsstruktur feststellen. Beispielsweise könne man das Faktum, daß eine bestimmte Sprache eindeutig den Unterschied zwischen Subjekt und Objekt macht und markiert, mit den Abhängigkeitsstrukturen in der Gesellschaft verbinden. Sommerfeldt versucht, solche Verhältnisse in einer bestimmten Sprache in Australien, in der Aranda-Sprache auch tatsächlich nachzuweisen.

In der darauffolgenden Diskussion hat sich dann gezeigt, daß die Beweisführung von Sommerfeldt in zweierlei Hinsicht irrtümlich war. Einerseits verfügte er über keine genaue Beschreibung dieser Sprache, und die Informationen, die er über diese Sprache hatte, waren weitgehend falsch oder unzulänglich. Andererseits ist seine Beweisführung schon durch die Fragestellung irrtümlich, denn mit der Struktur der Gesellschaft hängt nicht die innere Struktur der Sprache zusammen, sondern die äußere Struktur, die Verschiedenheit einer Sprache in der Gesellschaft, wie es sich dann in der späteren Soziolinguistik eindeutig zeigt. Nicht das, was man *Struktur* der Sprache nennt, steht in Relation mit der Struktur der Gesellschaft, sondern das, was man besser *Architektur* der Sprache nennen würde. Insbesondere eine besondere Form der Architektur, nämlich die Niveau-Unterschiede, die Sprachniveaus, hängen tatsächlich mit der soziokulturellen Struktur der Sprache zusammen.

Es ist nicht wichtig für unsere Fragestellung und für unser Anliegen, ob sich diese Thesen bestätigt oder nicht bestätigt haben. Wichtig ist gerade die Fragestellung, wichtig ist, daß man zu einer solchen Auffassung überhaupt kommen konnte, daß man also auch solche Struktur-Relationen annehmen konnte.

Auch im *Marrismus*, d.h. in der Form der Linguistik, die zu einer gewissen Zeit angeblich die marxistische Linguistik war bzw. sein wollte, wird eine ähnliche Relation angenommen, allerdings auf einer höheren, der typologischen Ebene. Diese Ausrichtung der Linguistik ist insbesondere in der Sowjetunion mit dem Namen Marr verbunden. Sie wurde durch eine berühmte Intervention von Stalin als nicht-marxistisch und als in marxistischer Hinsicht irrtümlich abgelehnt und verurteilt. Während einer gewissen Zeit war sie aber - trotz der Kritik aus dem Ausland - die

offizielle Linguistik in der Sowjetunion. Ihr Hauptcharakteristikum war die Idee der Relation zwischen den Phasen bzw. Stadien der Entwicklung der Gesellschaft, die im Rahmen des dialektischen Materialismus angenommen wurden, und den Sprachtypen.

Man nahm an, eine bestimmte allgemeine Struktur der Sprache würde dem ursprünglichen Stadium der Entwicklung der Gesellschaft entsprechen. So entspreche etwa ein Sprachtypus ohne grammatische Struktur der Phase des ursprünglichen Kommunismus vor der Sklavenhaltergesellschaft. Weiter nahm man an, die agglutinierenden Sprachtypen würden der Sklavenhaltergesellschaft entsprechen und der flektierende Sprachtypus dem Feudalsystem; innerhalb der flektierenden Sprachen würde speziell der analytische Typus oder die Neigung zur Analyse dem kapitalistischen System entsprechen; und idealiter würde man schließlich in der sozialistischen Gestaltung der Gesellschaft, mit der nach dieser Auffassung die Geschichte enden würde, einen neuen Typus der Sprache schaffen, und zwar eine Sprache, die dann weder das Englische, noch das Deutsche, noch das Russische sein sollte usw.

Hier ist wiederum die Annahme eines solchen Zusammenhangs selbst falsch. Das Nichtzusammenhängen von Stadialität und Sprachstruktur wurde bereits vor der Intervention von Stalin beispielsweise von dem berühmten polnischen Linguisten J. Kurylowicz unterstrichen. Stalin hat dann, sicherlich nicht allein, sondern mit Hilfe des Linguisten Čikobava, gezeigt, daß seiner Meinung nach diese Auffassung keineswegs marxistisch und materialistisch-dialektisch sei. Stalin hat bei seiner Kritik einfach einige Begriffe der traditionellen historischen Sprachwissenschaft wieder aufgenommen.

Die Geschichte der Polemik gegen den Marrismus in der Sowjetunion und seiner Verurteilung durch Stalin verlief merkwürdig. Zuerst haben die sowjetischen Publikationen nur von Stalin gesprochen, dann von Stalin und Čikobava, später von Čikobava und Stalin und noch später nur noch von Čikobava. Man bezog sich dabei auf Beiträge, die unter dem Namen von Stalin in der "Prawda" erschienen sind und in Form von Heftchen in verschiedenen Sprachen in der ganzen Welt verbreitet wurden.

Stalin will zeigen, indem er - wie gesagt - eigentlich Begriffe der traditionellen Linguistik wieder aufnimmt, daß eine Einzelsprache, eine *langue*, keineswegs Ausdruck einer Klasse ist und daß sich deshalb die Sprache nicht mit der Veränderung der Klassenverhältnisse in der Gesellschaft verändert. Die Sprache sei ein Instrument aller Klassen in der Gesellschaft, oder - noch einfacher - die Einzelsprache entspreche nicht dem Begriff der *Klasse*, sondern vielmehr dem Begriff *Nation* und sei deshalb sozusagen ein interklassistisches Instrument. Wir können hier davon absehen,

wer vom echt marxistischen Standpunkt aus recht hat; auch Marr hatte seine Autoritäten, sozusagen Kirchenväter für seine Auffassung, er bezog sich nämlich auf einen berühmten Brief von Engels, in dem eben diese These des Klassencharakters der Sprache ausdrücklich vertreten wird.

Für unser Anliegen ist es dagegen wichtig, daß eine solche Fragestellung möglich ist und daß sie gerade nicht isoliert ist, zumindest als formale Fragestellung. Es handelt sich wiederum um eine Fragestellung, die Relationen betrifft: die Typen von Sprachen werden in Zusammenhang etwa mit den Typen der sozialen Gestaltung der Gesellschaft gebracht, oder sie werden sogar als von diesen Typen der sozialen Organisation determiniert angesehen. Die Richtigkeit oder Falschheit einer einzelnen Auffassung ist eine andere Frage. Sie muß dann jeweils für die entsprechende Auffassung gestellt werden, und sie ist auch oft gestellt worden. Wichtig ist aber, daß dieser kennzeichnende Zusammenhang mit dem allgemeinen Prinzip der Relation und der Bestimmung der sprachlichen Fakten durch Relationen gegeben ist.

Wir haben bisher drei Typen von Relationen festgestellt: Es handelt sich entweder um Relationen von Einzelfakten, etwa von semantischen Fakten mit der Struktur der Gesellschaft wie bei Meillet, oder um Relationen mit dem ganzen grammatischen System, mit dem ganzen System einer Sprache und der entsprechenden Gestaltung der Gesellschaft, oder es handelt sich um Relationen zwischen dem Sprachtypus und dem Typus der Gesellschaft.

#### 6.3.4. Der sprachwissenschaftliche Idealismus

Der sprachwissenschaftliche Idealismus, etwa von B. Croce in der Sprachphilosophie und von Karl Vossler und Leo Spitzer in der Linguistik im engeren Sinne vertreten, manifestiert sich in Form von zwei Disziplinen: einerseits in Form der Stilistik, d.h. in der stilistischen Interpretation insbesondere literarischer Texte, andererseits in Form der Sprachgeschichte, und zwar jeweils in Übereinstimmung mit den theoretischen Prinzipien, mit dem Verständnis von Sprache, das der Idealismus hat.

In der typisch idealistischen sprachwissenschaftlichen Disziplin, in der Stilistik, geht es um Relationen eines bestimmten Textes mit einer bestimmten Struktur des Sinns eines Werkes. Der Sinn kann entweder in psychologischer Hinsicht interpretiert werden als eine besondere Lebensauffassung und als eine besondere Haltung gegenüber den Menschen und dem Leben, oder in ästhetischer Hinsicht als Leistung im Bereich der Kunst. Er kann auch als beides angesehen werden, d.h. sowohl psychologisch als auch ästhetisch interpretiert werden. In jedem Fall geht es um Relationen im

Text, evtl. auch im Gesamtwerk eines Autors. Diese Auffassung ist von Anfang an schon in dem Briefwechsel zwischen B. Croce und K. Vossler zu finden, der sicherlich für Vossler bestimmend war. Der wichtige Punkt in der Diskussion war, ob ein Wert den Formen des Ausdrucks abstrakt, d.h. unabhängig von einem bestimmten Text, anhaftet, oder ob ein Wert gerade nur in einem bestimmten Text festzustellen ist.

In der anderen Form der idealistischen Linguistik, in der Sprachgeschichte, werden dann Sprachgeschichte und Sprachwandel in einen Zusammenhang mit der Geschichte der Kultur schlechthin gebracht, insbesondere mit der Geschichte der Kunst und mit dem entsprechenden ästhetischen Geschmack einer Zeit. Ein berühmter Aufsatz von Vossler, der sprachliche Veränderungen im Vulgärlatein betrifft, heißt *Neue Denkformen im Vulgärlatein*. Es geht also nicht etwa bloß um neue Sprachformen, sondern um neue Denkformen, die dann diese Sprachformen erzeugen.

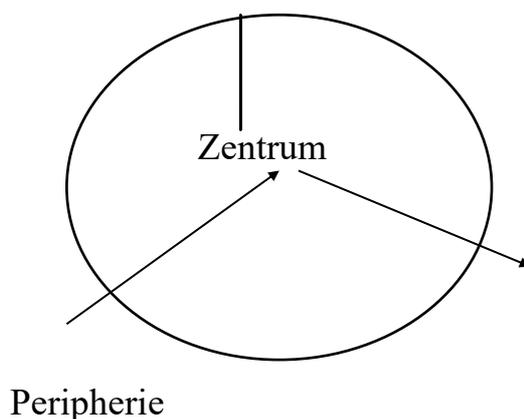
[23. 6. 1986] Welche Art von Sprachauffassung liegt nun der idealistischen Sprachwissenschaft zugrunde? Es geht ihr darum, daß die Sprache als Schöpfung, als schöpferische Tätigkeit, angesehen wird und auch als objektivierte Kultur, als Entwicklung, d.h. als Übernahme des individuell Geschaffenen im Rahmen der Gemeinschaft. Unter *Kultur* wird dabei, wiederum im idealistischen Sinne, gerade die historische Objektivierung des Schöpferischen oder - wie man auch sagt - der objektivierte Geist verstanden. *Geist* und *Kultur* sind grundsätzlich das gleiche, nur in verschiedener Perspektive gesehen: *Geist* ist vom Gesichtspunkt des Schöpfungsaktes aus das Schaffen selbst, eben die schöpferische Tätigkeit; *Kultur* ist dasselbe, jedoch vom Gesichtspunkt der historischen Objektivierung des Geschaffenen aus gesehen, d.h. das geistig Erschaffene in der Form von Kunst, Sprache, Wissenschaft, Religion und Philosophie.

In Übereinstimmung mit dieser Auffassung kann man dann die Sprache einerseits als schöpferische Tätigkeit im Augenblick des Schaffens untersuchen bzw. so nahe wie nur möglich an diesem Augenblick des Schaffens; das geschieht, insbesondere in den literarischen Texten, vor allem über die Stilistik. Andererseits kann man die Sprache auch als Teil der Kultur, als objektivierte schöpferische Tätigkeit in der Kulturgeschichte der entsprechenden Gemeinschaft untersuchen; von daher rechtfertigt sich dann die andere Hauptdisziplin innerhalb der Sprachwissenschaft, die Sprachgeschichte. Ein Buch von Vossler weist im Titel gerade auf diese Auffassung der Sprache hin: *Sprache als Schöpfung und Entwicklung* (1905). Diese Auffassung der Sprache einerseits als Schöpfung im Augenblick des Schaffens, andererseits als Entwicklung, als Objektivierung in der Geschichte, dient als Rechtfertigung der jeweiligen Fragestellungen der idealistischen Disziplinen.

Betrachten wir noch einmal die Relationen, die für die idealistischen Disziplinen Stilistik und Sprachgeschichte jeweils in Frage kommen. Wir hatten gesagt, daß es in der Stilistik um Relationen im jeweiligen Text geht. Das bedeutet, daß die Fakten nicht mehr abstrakt identifiziert werden als in jedem Text mögliche Fakten. Es werden nicht mehr Feststellungen und Aufzählungen beispielsweise von Metaphern unternommen; denn jede Verwendung einer Metapher und eigentlich jede Verwendung eines sprachlichen Faktums hat jeweils eine besondere Funktion. Sie wird daher als etwas Einmaliges innerhalb eines bestimmten Textzusammenhanges abgegrenzt. Der Zusammenhang im Text, der hier gemeint ist, ist die Verbundenheit der verschiedenen Fakten des sprachlichen Ausdrucks im Hinblick auf das motivierende Zentrum des ganzen Werks.

Man kann diesen Gedanken des Zusammenhangs am besten aus der Stilistik von Leo Spitzer deduzieren, und zwar eher aus der Praxis als aus seinen theoretischen Ausführungen. Bildhaft verdeutlicht kann man sich ein Werk demnach als aus Peripherie und Zentrum bestehend vorstellen. Mit Peripherie ist der Text selbst gemeint, so wie er sprachlich gegeben ist, d.h. der sprachliche Ausdruck und die entsprechenden sprachlichen Bedeutungen. Das Zentrum ist die motivierende Auffassung, die motivierende Intuition, der Gesamtsinn eines Textes, d.h. etwa das, was nach den traditionellen Interpretationen in den Schulen der Autor meint, bzw. das, was die Schüler versuchen festzustellen, wenn sie sagen: "damit will der Autor sagen" usw. Der Autor will aber nicht etwas sagen, er sagt es tatsächlich und er hat eine Intuition, die er tatsächlich ausdrückt. Auf jeden Fall wäre der Gesamtsinn im idealistischen Sinne das motivierende Zentrum des Textes.

Man meint ferner, die Fakten an der Peripherie, die sprachlichen Fakten im Text, würden miteinander über dieses Zentrum zusammenhängen. Auch in ihrer Verschiedenheit seien sie durch die gleiche Intuition, durch die gleiche Einheit des Werkes motiviert. Die entsprechende Methode der Interpretation besteht darin, von der Peripherie zu diesem Zentrum zu gehen und dann wieder vom angenommenen Zentrum zur Peripherie zurück, um weitere Fakten zu rechtfertigen:



Es ist also die berühmte Methode des Zirkels in der Interpretation, die auf einer noch höheren und wichtigeren Ebene schon von Schleiermacher für die Hermeneutik vorgeschlagen wurde, dann von Dilthey bei Schleiermacher festgestellt und noch nachdrücklicher als Prinzip formuliert wurde.

Es ist ohne weiteres möglich, daß innerhalb eines Textes etwas in keinem Zusammenhang steht oder in einem anderen Zusammenhang, nicht im Zusammenhang mit diesem motivierenden Zentrum. Das Vorgehen in diesem Fall kann uns gerade die Art dieser Fragestellung zeigen bzw. bestätigen. Man würde auch hier der Interpretation die gleiche Idee der Relation zugrunde legen. Was dann als eine Abweichung gegenüber der Einheit festgestellt wird, würde als ein ästhetischer Fehler angesehen. Es wäre im ästhetischen Sinne das Irrtümliche in einem Werk, es müßte also anders sein hinsichtlich der festgestellten Motivation des Autors. Man geht hier so vor, wie man auch sonst in der Interpretation und in der Kritik verfährt, wenn man sagt, daß etwas so nicht gehe, weil es den Zusammenhängen nicht entspreche.

Auch für die idealistische Stilistik gilt demnach das, was wir schon bei der allgemeinen Darstellung der Prinzipien festgestellt haben: man nimmt ebenfalls primär eine Relation an als Grundlage der Interpretation und der kritischen Stellungnahme.

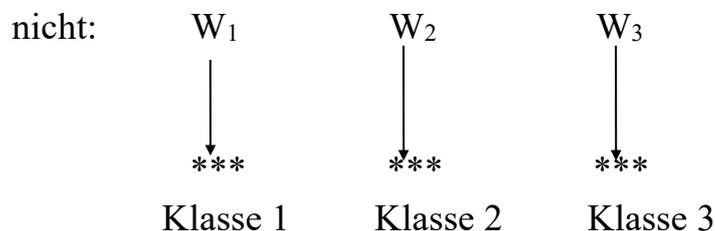
Was die andere idealistische Disziplin betrifft, die Sprachgeschichte, so nimmt man einen Zusammenhang mit der übrigen Kultur an. Man betont, daß die Sprache eine Form der Kultur sei, d.h. eine Objektivierung des Schöpferischen, und daß sie deshalb mit der übrigen Kultur zusammenhänge. Es wird also versucht, diese Zusammenhänge mit der übrigen Kultur zu identifizieren und hervorzuheben. Typisch in dieser Hinsicht ist bereits der Titel des historischen Werkes von Karl Vossler zur französischen Sprachgeschichte: *Frankreichs Kultur und Sprache* (2. Auflage 1929). Es geht zwar um die Sprachgeschichte, aber der Titel lautet eben *Kultur und Sprache*. In der ersten Auflage war der Titel noch symptomatischer: *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachgeschichte*. Über die Sprachgeschichte wird also die Entwicklung der ganzen Kultur festgestellt und betrachtet.

Auch in der geschichtlichen Interpretation im einzelnen werden im Idealismus sprachliche Fakten auf neue geistige Haltungen und auf Stellungnahmen zurückgeführt. Vossler interpretiert die neuen Fakten im Vulgärlatein als "neue Denkformen im Vulgärlatein", so insbesondere die Form des Futurs: im Vulgärlatein steht z.B. *cantare habeo / volo / debeo* anstelle von *cantabo*, d.h. die Form, die im Französischen *chanterai*, im Italienischen *canterò* usw. ergeben hat. Vossler interpretiert dies als Ausdruck einer neuen Denkform: Das Futur des Vulgärlateins sei nicht mehr ein nicht-objektives und, was die Haltung des Sprechers betrifft, gefühlsmäßig

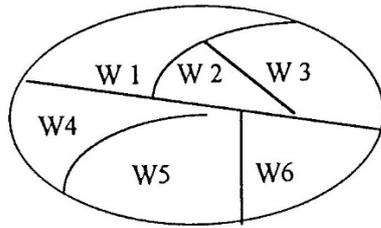
gleichgültiges Futur, sondern ein Futur, das als Hoffnung, als Wollen, als Erwarten, als Pflicht, als Verpflichtung angesehen wird. Noch vor Vossler hat ein anderer Idealist, E. Lerch, ein ganzes Buch geschrieben über das romanische Futur mit dem Titel: *Die Verwendung des romanischen Futurs als Ausdruck eines sittlichen Sollens* (Leipzig 1919). In beiden Fällen geht es um eine Haltung, eine neue Denkform des Sprechers.

### 6.3.5. Der Neohumboldtismus; **Error! Marcador no definido.**

Im Neohumboldtismus wird ebenfalls der Aspekt der Relation mit der Gesamtkultur, mit dem Denken einer Gemeinschaft, betont, insbesondere in der Disziplin, die vom Neohumboldtismus entwickelt wurde, in der lexikalischen Semantik. Die Relationalität besteht hier in der Form des Zusammenhangs des Inhalts einzelner Wörter in einem Netz von Inhalten, das dann die Realität bzw. die Erfahrung der Realität gestaltet und organisiert. Das berühmteste Bild zur Veranschaulichung ist in diesem Fall das Bild des Mosaiks. Die Wörter sind nach dieser Auffassung in einer Sprache nicht getrennt gegeben nach Klassen von Sachen, sondern in Wortfeldern, und die Veränderung eines Wortinhalts bedeutet nicht den Übergang von einer Klasse zu einer anderen oder die Erweiterung bzw. Verengung einer bestimmten Klasse. Das Bild vom Wortfeld wird zu einem Grundbegriff der lexikalischen Semantik: ein Wortfeld ist ein Feld, innerhalb dessen sich die Wörter durch ihre Inhalte gegenseitig abgrenzen, so daß die Veränderung eines Wortinhaltes, hier z.B. eine Erweiterung, zugleich eine Veränderung bei einem anderen Inhalt bedeutet. Jede Veränderung ist also eine Modifizierung in diesen Zusammenhängen, in diesem Mosaik, das die außersprachliche Erfahrung organisiert:



sondern:



Dieses Mosaik, diese gestaltete Welt wird dann in einer bestimmten Form des Neo-humboldtismus, insbesondere bei Weisgerber, zur *Zwischenwelt* oder zur eigentlichen Welt, die dann in der Grammatik besprochen wird. Die Welt ist also nicht die nicht-sprachlich organisierte Welt, sondern die schon sprachlich gegebene Welt. Dies gilt für Weisgerber, es gilt aber viel mehr noch für andere Formen, die ebenfalls mit dem Neo-Humboldtismus in Zusammenhang gebracht worden sind. Ich beziehe mich dabei auf die sogenannte Sapir-Whorff-Hypothese, die insbesondere von Benjamin Lee Whorff in den Vereinigten Staaten vertreten wurde. Auch in der allgemeinen Form des Neohumboldtismus, aber ganz besonders bei dieser Hypothese wird ein Zusammenhang des Sprachlichen mit dem Denken, auch mit dem reflexiven Denken, und auch mit dem Verhalten der Vertreter dieser Gemeinschaft angenommen.

Die ausdrückliche Fragestellung ist, wie ich an anderer Stelle mehrfach zu zeigen versucht habe, in philosophischer Hinsicht zweifellos irrtümlich. Das ist aber nicht das einzig Irrtümliche bei dieser Auffassung. Die Fragestellung ist eine Fragestellung vom Gesichtspunkt der Sprache aus, was zu erwarten ist, da es Linguisten sind, die diese Auffassung vertreten. Von der Sprache aus sehen sie das Denken und das Verhalten der Gemeinschaft als durch die Sprache bestimmt. Was der Fragestellung zugrunde liegt, ist jedoch wiederum die Intuition eines Zusammenhangs von Sprache, Denken und Verhalten, und zwar in Form einer Auffassung, einer geistigen Haltung, die für eine Gemeinschaft als etwas Gemeinsames angenommen wird. Auch in dieser Hinsicht ist diese Fragestellung naiv und irrtümlich. Wichtig ist aber gerade, daß man einen solchen Zusammenhang denkt und daß man ihn dann auch methodisch in der Beschreibung umzusetzen versucht.

Auch bei anderen Ausrichtungen der modernen Linguistik wird übrigens im allgemeinen dieser Zusammenhang nicht einfach geleugnet oder abgelehnt. Es wird entweder gesagt, die realen Verhältnisse und die gegenseitigen Determinationen seien viel komplizierter, oder es wird gesagt, daß es verfrüht sei, die Frage nach diesen Zusammenhängen zu stellen, wenigstens was ihren empirischen Nachweis betrifft: zuerst müsse man die empirischen Universalien als solche feststellen und fragen, wie sie in den Sprachen miteinander zusammenhängen; erst dann könne man fragen, wie der Zusammenhang mit anderen Aspekten der Kultur aussehe.

### 6.3.6. Der Strukturalismus; **Error! Marcador no definido.**

Im Strukturalismus in seinen verschiedenen Formen sowie in der Transformationsgrammatik, d.h. in den Ausrichtungen, die insbesondere zu einer radikalen Reform der Grammatik und zu einer anderen Interpretation der grammatischen Struktur der Sprachen geführt haben, geht es wiederum um Relationen. Es handelt sich hier um Relationen in der Einzelsprache, um das Zusammenhängen von Formen und Funktionen innerhalb der Sprache bzw. innerhalb der Struktur der Einzelsprache.

Im Strukturalismus im engeren und eigentlichen Sinne, d.h. bei den strukturalistischen Schulen, die wir erwähnt haben, geht es um das paradigmatische Verhältnis der Fakten sowohl des Ausdrucks als auch des Inhalts innerhalb der Einzelsprache, so wie dieses Verhältnis aus bestimmten Oppositionen resultiert. Es geht also um innersprachliche Relationen, um Relationen im Paradigma, nicht um äußere Relationen, um Relationen zwischen sprachlichen Fakten und etwas anderem. Es wird gesagt, die Sprache sei ein System oder ein System von Systemen. Jeder Abschnitt der Sprache, jede Sektion sei systematisch gestaltet in dem Sinne, daß die Fakten in Opposition zueinander stehen und nur durch diese Oppositionen, die die Position im System bestimmen, definiert werden.

Das entsprechende Verfahren, die Fakten durch Oppositionen festzustellen, ist die Technik der Kommutation. Man fragt sich jeweils, ob man einen anderen Ausdruck wählen muß, um etwas anderes zu sagen bzw. ob ein Austausch von Ausdrucksformen zu anderen Inhalten führt. Ergibt die Ersetzung eines Ausdrucks einen anderen Inhalt, dann ist die Grenze zwischen den Ausdrücken funktionell, d.h. sie gehört zur Einzelsprache selbst. Führt der Austausch nicht zu einer anderen Bedeutung, handelt es sich um Varianten, d.h. es gibt keine Opposition in der *langue*.

Die Phonetik stellt beispielsweise in einer Sprache eine Einheit "offenes /e/" nur dann fest, wenn diese Sprache als Einheit sowohl ein offenes /e/ als auch ein geschlossenes /e/ hat, d.h. wenn sich beide Formen durch ihre distinktive Funktion gegenseitig abgrenzen. Man fragt also nicht, ob es in materieller Hinsicht ein offenes und ein geschlossenes /e/ gibt, sondern nach der Möglichkeit der Formen, Inhalte zu unterscheiden, d.h. man fragt, welches die Position im System ist, und Position im System bedeutet in diesem Fall oppositive Relation zu anderen Einheiten.

Das gilt auch für die Grammatik: ein Tempus z.B. ist nicht das, was dieses Tempus in verschiedenen Texten und Redeakten bezeichnen kann, sondern es ist das, was es durch seine Position in einem System ist, d.h. durch seine Opposition zu anderen

Tempora der gleichen Sprache. Das Präsens beispielsweise kann verschiedenes in verschiedenen Sprachen sein, je nach den Oppositionen der entsprechenden Sprache, je nach den Tempora, denen dieses Präsens gegenübersteht. Ein Präsens, dem nur ein Präteritum gegenübersteht, wäre z.B. etwas anderes als ein Präsens, dem ein Futur und ein Präteritum gegenübersteht.

[24. 6. 1986] Ebenso wird gesagt, daß in einer Sprache, die nur Singular und Plural hat, d.h. nur nach 'eins' und 'mehr als eines' unterscheidet, der Plural nicht dasselbe sei wie der Plural in einer Sprache, die Singular, Dual und Plural hat, d.h. nach 'eins', 'zwei' und 'mehr als zwei' unterscheidet.

Das Verfahren der gegenseitigen Abgrenzung der Einheiten durch funktionelle Oppositionen reicht bis zum Wortschatz: im Wortschatz werden Oppositionen festgestellt in Form inhaltlicher Unterschiede, die als distinktive Merkmale gelten. Man sagt beispielsweise, die Bedeutung von *schwarz* sei im Deutschen eine Einheit, im Lateinischen hingegen nicht. Lat. *ater* und *niger* stünden in Opposition zueinander, da *ater* 'schwarz ohne Licht und ohne Glanz' bedeute und *niger* 'schwarz mit Licht, mit Glanz'. Es wird dann festgestellt, daß im Lateinischen eine solche Opposition auch in anderen Fällen funktioniert, z.B. auch bei 'weiß': Auch hier hat man zwei Termini, die sich gegenseitig abgrenzen, nämlich *albus* und *candidus*: *albus* bedeutet wiederum 'weiß ohne Glanz', *candidus* hingegen 'weiß mit Glanz'. 'Ohne Glanz' und 'mit Glanz' gelten dann als distinktive Merkmale.

In einer Art Abzweigung des Strukturalismus, bei der stratifikationellen Grammatik von S. M. Lamb und seiner kleinen Schule, geht es wiederum um Relationen, die im Grunde auch oppositiv und funktionell motiviert sind, die aber als Relationen zwischen Varianten bzw. Realisierungen und Einheiten in verschiedenen Schichten bzw. Strata verstanden werden. Es handelt sich also um eine stratifikationelle Grammatik, eigentlich sogar um eine stratifikationelle Sprachtheorie, denn diese Grammatik betrifft auch den Wortschatz.

Was bedeutet diese Einteilung in Strata? Man hat beispielsweise eine phonetische Schicht, in welcher man Einheiten wie spanisch /al/ oder italienisch /el/ findet. Das sind phonetische Formen. In einer höheren morphemischen Schicht entsprechen diese Formen jeweils zwei Morphem-Einheiten, nämlich *al* und *el*. Diese Fakten sind natürlich bekannt. Interessant ist hier die Idee der Schichten, speziell die Idee einer höheren morphemischen Schicht, die sich in der phonemischen Schicht realisiert. Die Relation, um die es hier geht, ist wiederum die Relation "Einheit und Realisierung", aber mit der Idee, daß verschiedene Einheiten sich in einer unteren Schicht realisieren, in der sie wiederum Einheiten sind, und sich dann eventuell nochmals anders in einer noch niedrigeren Schicht realisieren usw.

Im Lateinischen hat man etwa in der morphemischen Schicht *bonus* und *melior*, d.h. Positiv und Komparativ. In einer höheren Schicht entsprechen *bon* und *mel* trotz ihrer Verschiedenheit einer einzigen Einheit, die man dann als Inhalt mit Hilfe einer anderen Sprache ausdrücken kann, etwa der Einheit 'gut'. In dieser Hinsicht werden also Strata, Einheiten und jeweils Realisierungen oder Varianten dieser Einheiten angenommen.

Eine andere Abzweigung des Strukturalismus, der Guillaumismus, d.h. die Sprachtheorie von Gustave Guillaume, wurde fast nur im französischen Sprachraum aufgenommen. Bei Guillaume geht es um Relationen der sprachlichen Formen und der sprachlichen Inhalte hinsichtlich der Phasen des Übergangs vom Allgemeinen und Generischen zum Konkreten und Spezifischen, von der Einzelsprache zur Rede. Bei diesem Übergang, dem eine bestimmte, wenn auch unendlich kurze tatsächliche Dauer zugeschrieben wird, nimmt man Phasen an und meint, die sprachlichen Inhalte würden eben diesen Phasen einer Art Bewegung entsprechen. Das heißt, die Inhalte sind sozusagen Stationen auf dem Weg zum absolut Determinierten und Konkreten dieser Bewegung.

Betrachten wir ein Beispiel: Der Infinitiv wäre bei den Modi das absolut Generische, die Idee der Verbalität selbst, noch ohne Bewegung, der Anfangspunkt der Bewegung. Der Konjunktiv wäre schon eine Station, ein Punkt etwa in der Mitte des Übergangs: er bedeutet schon die Möglichkeit, die Eventualität des entsprechenden Vorgangs. Und der Indikativ wäre das tatsächliche Dasein dieses Vorgangs, d.h. die absolute Determinierung bei der Modalität.

Durch Verallgemeinerung dieses Schemas, das eigentlich für den Übergang von der Sprache zur Rede, zum *discours*, gebildet wird, wird dann ein allgemeineres Schema angenommen als Modell, als Grundlage für die Erklärung bzw. für die Situierung sprachlicher Inhalte. Grundsätzlich handelt es sich um ein Schema mit zwei Bewegungen: eine Bewegung geht vom Generischen und Abstrakten, Allgemeinen bis zum Individuellen, Konkreten und Determinierten; die entgegengesetzte Bewegung geht vom Konkreten, Determinierten, Individuellen zur Verallgemeinerung, zum Generischen, aber zu einem sekundären Generisch-Allgemeinen. Die sprachlichen Inhalte können sich dann situieren und werden lokalisiert innerhalb dieser doppelten Bewegung.

Bei den Singular- und Pluralformen hat man beispielsweise zuerst eine Allgemeinheit, etwa *die Franzosen*, *das frz. Volk*, also einen Plural; dann erfolgt die Singularisierung innerhalb dieser Allgemeinheit, also *der Franzose* oder *ein Franzose* als Singular; anschließend wird wiederum vom Singular aus pluralisiert, und man hat

dann z.B. *drei, vier Franzosen*. Das sekundäre Generisch-Allgemeine ist dann schließlich *alle Franzosen*.

Man kann sicherlich sagen, und dies ist auch behauptet worden, daß diese Schemata keiner Realität in der Sprache selbst entsprechen, daß sie nur Modelle sind für die Erklärung und Darstellung der sprachlichen Funktionen. Das bedeutet, daß diese Lokalisierung von Bewegungsphasen nichts anderes ist als eine Interpretation der Inhalte selbst, eine Interpretation, in der man sagt, *der Franzose* entsteht durch Singularisierung und *alle Franzosen* durch Pluralisierung von *dieser und jener Franzose*. Wichtig in unserem Zusammenhang ist wiederum, daß solche Relationen angenommen werden und daß sie sogar als Grundlage für die Erklärung und als Grundlage für die sprachliche Analyse dienen.

### 6.3.7. Die Transformationsgrammatik; **Error! Marcador no definido.**

Bei der Reaktion gegenüber dem klassischen Strukturalismus speziell in der Form des nordamerikanischen Bloomfieldismus, d.h. in der klassischen Form der generativen Transformationsgrammatik, geht es wiederum um Relationen. Es handelt sich dabei grundsätzlich um Relationen zwischen einer sogenannten oberflächlichen Struktur oder Oberflächenstruktur, d.h. zwischen tatsächlich feststellbaren Konstruktionen, und einer Tiefenstruktur, die der semantischen Interpretation entspricht. Die Tiefenstruktur ist in der Transformationsgrammatik dem der Oberflächenkonstruktion entsprechenden Denkinhalt oder dem entsprechenden Tatbestand/Sachverhalt angemessen.

Auch hier geht man von Relationen zwischen diesen beiden Strukturen aus und versucht die Erklärung der Fakten durch Zurückführung auf die Tiefenstruktur, auch schon im Materiellen. So steht etwa in der Tiefenstruktur *anfange*, und in der Oberflächenstruktur entspricht dem in gewissen Fällen und nach gewissen Regeln die Umstellung *fange an*. Bei der Interpretation wird dann tatsächlich *fange an* nicht anders als *anfange* behandelt. Ein anderes Beispiel: in der Tiefenstruktur hat man auch im Spanischen eine Form, die *ich lese* entspricht; in der Oberflächenstruktur steht im Spanischen hingegen nur *leo*, d.h. das Personalpronomen *yo* (< *ego*) wird getilgt. Ebenso könnte man interpretieren: das Faktum *regne*- steht in der Tiefenstruktur nur in der Qualität selbst, in der Oberflächenstruktur wird hingegen etwas hinzugefügt, das keine besondere Funktion hat, sondern nur die Stelle des Subjekts besetzt: *es regnet*.

Bei diesen Beispielen handelt es sich um sogenannte obligatorische Transformationen, die Hinzufügung, Tilgung oder Umstellung der materiellen Einheiten bewirken. Die interessanteren Transformationen sind die nicht-obligatorischen, bei denen man dasselbe auch anders sagen kann oder sagt. Hier werden entweder verschiedene Formen auf eine einzige Interpretation zurückgeführt, oder es wird umgekehrt eine einzige Form auf verschiedene Weise interpretiert und deshalb auch auf verschiedene Tiefenstrukturen zurückgeführt.

Betrachten wir auch dazu ein Beispiel: Im Lateinischen sind etwa *Caesar Pompeium vicit* und *Pompeius a Caesare victus est* zwei radikal verschiedene Konstruktionen. Sie werden aber auf eine identische Tiefenstruktur zurückgeführt, d.h. auf einen einzigen Tatbestand oder Denkinhalt, bei dem *Caesar* Agens ist, das *Besiegen* die Handlung und *Pompeium* bzw. *Pompeius* das Objekt dieser Handlung. Das Identische ist gerade die Relation zwischen Agens, Handlung und Objekt bei diesen radikal verschiedenen Oberflächenstrukturen. Man hat viel darüber diskutiert, ob solche Ausdrücke tatsächlich dasselbe bedeuten oder ob sie nicht z.B. einen verschiedenen Sinn haben, wenn sie in verschiedenen Situationen gebraucht werden. Es stimmt sicherlich, daß sie in je verschiedenen Situationen gesagt werden und darum als Texte nicht den gleichen Sinn haben. Das sind aber Verwechslungen, die die Frage, die hier gemeint ist, nämlich die Identität in der Bezeichnung, nicht berühren. Die verschiedenen Sätze meinen tatsächlich die gleichen Relationen im Sachverhalt selbst, obwohl natürlich die Haltung des Sprechers in seinen verschiedenen Redeakten durchaus verschieden sein kann.

Es ist wiederum eine andere Frage, ob solche Relationen, solche Einheiten bei allen Passiv-Transformationen anzunehmen sind oder nicht. Es wurde z.B. zu Recht gesagt, daß die einheitliche Interpretation normalerweise nicht besteht, wenn eine Quantifizierung des Objekts eintritt. Es besteht beispielsweise ein Unterschied, ob man sagt: *Jeder in diesem Saal kennt wenigstens zwei Sprachen*, oder ob man sagt: *Wenigstens zwei Sprachen sind jedem in diesem Saal bekannt*. Im ersten Fall ist es nicht notwendig, daß die bekannten Sprachen die gleichen sind, und man interpretiert den Satz auch so: man versteht, daß es sich jeweils um zwei Sprachen handelt, aber es können bei jeder Person andere Sprachen sein. Nur die Quantifizierung wird hier interpretiert. Im zweiten Fall kann das Objekt des ersten Satzes, wenigstens zwei Sprachen, als Subjekt aufgefaßt werden. Man versteht dann den Satz so, daß zumindest zwei bestimmte Sprachen jedem bekannt sind, z.B. Deutsch und Englisch, und nicht irgendwelche Sprachen. Gerade solche Fakten und solche Schwierigkeiten entdeckt man nur dadurch, daß man die Frage nach diesen Relationen überhaupt erst stellt.

Die umgekehrte Relation liegt vor, wenn eine Form der Oberfläche verschieden interpretiert werden kann. Ein klassisches Beispiel ist etwa lat. *amor Juliae: Juliae* kann hier *genitivus objectivus* oder *genitivus subjectivus* sein; die sogenannte Tiefenstruktur kann also entweder *Julia amat* sein (d.h. 'die Liebe Julias zu jemand'), oder sie kann ein *genitivus objectivus* sein: *Julia amatur* ('die Liebe jemandes zu Julia'). Auch hier wird relationell interpretiert, entsprechend der Tatsache, daß die Sprecher selbst verschiedene Formen als Bezeichnungen für dasselbe interpretieren oder die gleiche Form als Bezeichnungen von Verschiedenem.

Wir geben noch ein Beispiel für die zweite Relation: Man kann im Deutschen ohne weiteres folgendermaßen koordinieren, ohne daß der Ausdruck merkwürdig wird:

Paul brachte Monika zuerst nach Paris und dann nach London

Paul brachte Monika zuerst zum Wahnsinn und dann zum Selbstmord.

Es ist aber merkwürdig, wenn man sagt:

Paul brachte Monika zuerst nach London und dann zum Selbstmord.

Warum ist das merkwürdig, warum diese erstaunte Reaktion der Sprecher/Hörer? Man sagt hier wiederum, die Form der Koordination sei zwar oberflächlich die gleiche wie in den ersten beiden Sätzen, und auch in verschiedenen Sprachen sei es genau die gleiche Konstruktion mit der gleichen Präposition, z.B. im Französischen: ... *d'abord à Paris et ensuite à la folie*. Die Tiefenstruktur sei hingegen im dritten Satz anders, denn man versteht *brachte* anders, nicht mehr räumlich, sondern als 'verursachen', wenn es um Wahnsinn oder um Selbstmord geht usw.

Solche Relationen werden also zwischen Oberflächenstrukturen und Tiefenstrukturen angenommen, zumindest in der klassischen Form oder in den verschiedenen klassischen Formen der Transformationsgrammatik.

### 6.3.8. Typen von Relationen

Versuchen wir nun, die unterschiedlichen Relationen, die in den verschiedenen Ausrichtungen der Linguistik des 20. Jh. angenommen werden, zu typisieren. Wir können die folgenden Typen unterscheiden:

- (1) *Äußere Relationen*: Die sprachlichen Fakten werden als determiniert durch ihre Relation zum Außersprachlichen angesehen, z.B. durch Relation mit den Sachen, Relation mit der Struktur der Gesellschaft, Relation mit der übrigen Kultur, Relation mit dem Denken.

- (2) *Sprachliche Relationen*, d.h. Relationen der sprachlichen Fakten mit anderen sprachlichen Fakten. Innersprachliche Relationen gibt es in dreierlei Hinsicht:
- (2.1) *Relationen zwischen Varietäten einer Sprache*: In der Dimension der Varietät handelt es sich z.B. um Relationen zwischen äquivalenten Formen im Raum, die die Verschiedenheit einer Sprache im Raum zeigen. Man könnte solche Relationen auch bei den sozial-kulturellen Schichten feststellen, wie es in der neuen Soziolinguistik geschieht. Dort geht es um die Verschiedenheit des Sprechens und der sprachlichen Form in den verschiedenen Sprachniveaus. Außerdem gibt es auch eine stilistische Verschiedenheit, z.B. die Politikersprache als besonderer Sprachstil.
- (2.2) *Relationen in der Sprache*: Diese Relationen bestehen in der Dimension der Homogenität, der Einheit einer Sprache. Auch hier gibt es verschiedene Formen:
- *oppositive, distinktive Relationen* wie im Strukturalismus,
  - *Relationen zwischen Einheit und Realisierung* in den verschiedenen Strata wie in der stratifikationellen Grammatik, oder
  - *Relationen zwischen den Stationen einer Bewegung* vom Allgemeinen und Generischen zum Konkreten wie im Guillaumismus, oder
  - *transformationelle Relationen* zwischen einer Oberflächenstruktur, d.h. zwischen der tatsächlich festgestellten Konstruktion, und einer Tiefenstruktur, d.h. ihrer Interpretation, was die bezeichneten Tatbestände und Sachverhalte betrifft.
- (2.3) *Relationen im Text*: Diese Relationen treten bei der Sprachverwendung auf und können sowohl die Varietät der Sprache als auch die Homogenität der Sprache betreffen.

Die Verschiedenheit der berücksichtigten Relationen, die verschiedene Hervorhebung dieser oder jener Relation macht weitgehend die Verschiedenheit der modernen Linguistik aus. Umgekehrt liegt die Einheit der modernen Linguistik in der Tatsache begründet, daß es stets um Relationen geht, daß die sprachlichen Fakten nicht isoliert, sondern in bestimmten Zusammenhängen betrachtet werden. Als Modell für die Analyse, für die Identifizierung und für die Erklärung der sprachlichen Fakten wird stets ein relationelles Modell angenommen, d.h. die Fakten werden auf ihre Zusammenhänge zurückgeführt und durch diese Zusammenhänge identifiziert, abgegrenzt und interpretiert.

## 6.4. Das Funktionsprinzip als Gegenposition zum Substanzprinzip

### 6.4.1. Das Funktionsprinzip in der Phonologie

[30.6.86] Das zweite Prinzip des Antipositivismus ist das Prinzip der Funktion oder der Form gegenüber dem Prinzip der Substanz oder des Stoffes. In diesen beiden Ausprägungen, die bisweilen auch miteinander zusammenfallen, findet das Prinzip bei verschiedenen Richtungen der Linguistik des 20. Jahrhunderts Anwendung, ganz besonders aber bei den verschiedenen Strömungen in der deskriptiven Linguistik, d.h. bei der Beschreibung, sei es der Beschreibung der Sprachen, sei es bei der Beschreibung von Texten und Textinterpretationen.

In der Beschreibung der Einzelsprachen wird das Prinzip der Funktion ganz besonders im Rahmen der verschiedenen strukturalistischen Strömungen hervorgehoben. Diese Strömungen sind charakteristisch für die Linguistik in diesem Jahrhundert. Das Prinzip wird zum Beispiel eindeutig in der Phonologie (bzw. Phonemik oder Phonematik) betont, d.h. in der Form der Phonetik, die die einzelsprachlichen Lauteinheiten, die Phoneme, feststellt. Die Phoneme sind funktionelle Einheiten. Das bedeutet, daß bei der Identifizierung und Abgrenzung der Phoneme die Frage nicht etwa lautet, welches der Stoff, die Substanz einer Einheit ist, sondern was diese Einheit leistet. Erst durch ihre Leistung wird die funktionelle Einheit abgegrenzt und als Einheit in der Sprache identifiziert. Materiell völlig identische Fakten konnten daher in verschiedenen Sprachen auch radikal unterschiedlich interpretiert und klassifiziert werden, je nach der Leistung dieser Fakten in den entsprechenden Sprachen.

Um ein schon mehrmals angeführtes Beispiel wieder aufzugreifen: die Fakten offenes /e/ und geschlossenes /e/ existieren als materielle Fakten sowohl im Spanischen als auch im Italienischen und im Französischen. Man kann sogar sagen, daß diese Fakten in materieller Hinsicht im Spanischen besser charakterisiert sind als zum Beispiel im Italienischen: der Unterschied in der tatsächlichen Aussprache ist im Italienischen geringer als im Spanischen. *Verde* wird z.B. im Spanischen, im Gegensatz zum Italienischen, mit einem ziemlich offenen /e/ gesprochen, und umgekehrt ist das /e/ in span. *ceso* geschlossener als in ital. *cesso* (beide: 'ich höre auf'). Trotz dieses Unterschieds im Stoff sagt man in der neueren Linguistik im Gegensatz zu den älteren Beschreibungen der spanischen Aussprache, dieser Unterschied sei unwichtig: im Spanischen gebe es keine Einheit "offenes /e/" gegenüber einer anderen Einheit "geschlossenes /e/", weil dieser Unterschied nicht funktionell sei.

Was kann nun die Funktion eines Phonems sein? Die Funktion eines Phonems besteht in der Möglichkeit der Unterscheidung von Wortlauten bzw. Signifikanten. Das bedeutet, daß ein Wortlaut mit einem anderen Phonem an der entsprechenden

Stelle ein anderer Signifikant in dieser Sprache ist, d.h. eine andere Bedeutung oder überhaupt keine Bedeutung hat. Im Italienischen hat beispielsweise *venti* mit offenem /e/ ('Winde') eine andere Bedeutung als *venti* mit geschlossenem /e/ ('zwanzig'). Aufgrund solcher Fakten sagt man, im Italienischen gebe es zwei funktionelle Einheiten, d.h. zwei Phoneme, im Spanischen dagegen nur unterschiedliche Realisierungen oder Varianten einer einzigen Einheit. Auch wenn die Varianten obligatorisch sind, gehören sie doch nicht als Einheiten zur spanischen Sprache, weil sie keine Signifikanten unterscheiden. Man sagt z.B. nicht *verde* ('grün') mit einem geschlossenen /e/ im Spanischen. Würde man es aber sagen, würde man genau das Gleiche verstehen, weil dieser Unterschied im Spanischen nicht funktionell ist. Man sagt im Spanischen auch nicht *ceso* mit einem offenen /e/. Würde man das Wort aber offen aussprechen, wäre es das gleiche für das spanische Ohr; man würde höchstens sagen: "Der Sprecher spricht aber komisch", aber nicht einmal genau identifizieren, worin das Komische eigentlich besteht.

#### 6.4.2. Das Funktionsprinzip in Lexikologie und Grammatik

Das Prinzip der Funktion gilt auch für den Inhalt. Auf den Inhalt bezogen bedeutet Funktion das, was eine linguistische Form, eine Sprachform entweder in der Grammatik leistet, d.h. die grammatische Bedeutung, oder was sie im Wortschatz leistet, d.h. die lexikalische Bedeutung. Die Substanz, das Stoffliche ist das, was außersprachlich bezeichnet wird. In gewissen Fällen könnte das Bezeichnete bei verschiedenen Formen in verschiedenen Sprachen genau das Gleiche sein. Trotzdem wird man in den meisten Fällen sagen können, daß die entsprechenden Fakten verschieden sind, weil ihr einzelsprachlich gegebener Inhalt anders ist, das heißt, weil die Bedeutung der Formen in der Sprache nicht jeweils die gleiche ist.

Wir geben zunächst ein Beispiel für den Wortschatz: Eine Leiter als außersprachliches Faktum wird z.B. Spanischen *escalera* und im Italienischen *scala* genannt; hinsichtlich der Bezeichnung fallen also *scala*, *escalera* und *Leiter* zusammen, d.h. der Stoff des Inhalts, in diesem Fall der außersprachliche, mit dem Wort bezeichnete Stoff, ist genau der gleiche. Trotzdem wird man in einer funktionellen Lexikologie sagen, daß *escalera* und *scala* zwar ungefähr die gleiche Funktion haben, *Leiter* hingegen eine andere, weil die Bedeutung 'Leiter' nur Gegenstände dieser Art betrifft, die Bedeutung 'escalera/scala' hingegen auch Gegenstände von anderer Art, etwa auch eine Treppe, d.h. etwas, was im Deutschen einer völlig anderen Bedeutung entspricht.

Das gleiche gilt für die Grammatik. Man wird beispielsweise sagen, daß in verschiedenen Sprachen das Präsens in bestimmten Fällen genau das gleiche bezeichnen kann, zum Beispiel das, was in der Gegenwart geschieht, das Gegenwärtige. Trotzdem kann die Funktion jeweils verschieden sein, und deshalb werden auch die Präsensstempora in verschiedenen Sprachen unterschiedlich definiert und abgegrenzt. Das ist z.B. der Fall, wenn in der einen Sprache das Präsens unmittelbar einem Futur gegenübersteht, in einer anderen Sprache hingegen nicht. So wird man beispielsweise im Deutschen sagen, daß im System der einfachen Tempora das Präsens auch die Zukunft umfaßt; d.h. das Präsens entspricht auch einem Futur, weil man im Deutschen kein einfaches Tempus dafür hat. Im Spanischen oder im Italienischen gilt das nicht, weil diese Systeme auch einfache Formen des Futurs haben.

Man muß die Funktion in zweierlei Hinsicht richtig verstehen: Erstens ist die Funktion nicht eine bestimmte punktuelle Funktion, sondern immer eine funktionale Zone, eine Zone der möglichen Variabilität. Die funktionelle Einheit /e/ im Spanischen ist z.B. die ganze Zone der Realisierungsmöglichkeiten, die von einem sehr offenen /e/ bis zu einem sehr geschlossenen /e/ reicht (allerdings mit bestimmten Grenzen, durch die z.B. /ä/ eingeschlossen wird, aber nicht /a/ und nicht /i/). Eine funktionelle Einheit bedeutet also eine bestimmte Festsetzung der Grenzen der Variabilität. Der Unterschied zwischen dem Spanischen und dem Italienischen liegt im Falle der /e/-Formen darin, daß die Variabilität andere Grenzen aufweist. Aber innerhalb der Zone der Variabilität sind grundsätzlich unendliche Realisierungen einer Einheit möglich.

Dasselbe gilt in inhaltlicher Hinsicht. Man kann z.B. sagen, daß *escalera* im Spanischen alle Gegenstände bezeichnen kann, die Stufen aufweisen und zum Aufsteigen verwendet werden können, bis hin zu einem Gegenstand aus flexiblem Material. Diese ganze Variabilität heißt also *escalera* und ist nur eine Einheit. Im Deutschen hingegen wird hier irgendwo eine Grenze gezogen; die *Variabilität* ist grundsätzlich immer noch da, es ist aber eine andere Variabilität mit anderen Grenzen.

Noch besser kann man den Zusammenhang von Funktion und Variabilität verstehen am Beispiel der schon angeführten lateinischen Wörter für 'schwarz' oder für 'weiß'. Im Lateinischen gibt es, wie wir wissen, zwei Wörter für 'schwarz': *niger* ('schwarz mit Licht') und *ater* ('schwarz ohne Licht'). Gibt es die Funktion 'niger' im Deutschen? Es gibt keine Funktion 'niger' im Deutschen, weil das Deutsche diese Grenze nicht kennt bei Farbnamen. Im Deutschen ist *schwarz* eine Einheit von dem glänzenden bis zum dunklen, nicht mehr hellen Schwarz. Man hat an allen Punkten in dieser Zone dieselbe Benennung *schwarz*. Im Lateinischen hingegen gibt es eine Grenze, und man kann sich dann in einem besonderen Fall fragen, ob man etwas *niger* oder *ater* nennen würde. Solche Fragen bedeuten aber nicht etwa, daß man

nicht weiß, was *ater* und *niger* bedeuten, sondern daß man nicht genau weiß, ob ein Gegenstand auf die eine sprachliche Bedeutung oder auf die andere zurückzuführen ist.

Man kann sich natürlich fragen, ob man im Deutschen nicht auch das gleiche sagen kann wie *niger*. Man kann es zwar sagen, aber man muß das, was im Lateinischen schon gegeben ist, was schon eine Einteilung in der Sprache darstellt, als Determination hinzufügen, indem man z. B. *glänzendes Schwarz* oder *schwarz mit Licht* sagt.

#### 6.4.3. Notwendige funktionelle Unterscheidungen; **Error! Marcador no definido.**

Das Beispiel *niger* führt uns zu einem zweiten Aspekt des Prinzips der Funktion. Es handelt sich um einen Aspekt, der als Prinzip von Roman Jakobson formuliert worden ist: Die Sprachen unterscheiden sich nicht durch das, was in ihnen gesagt werden kann, sondern durch das, was man sagen muß. Was man als weitere Determination zu einem Ausdruck noch hinzufügen könnte, wenn es notwendig wäre, ist sekundär. Entscheidend sind die Unterscheidungen, die die Sprachen normalerweise machen, die sie machen müssen. Beispielsweise unterscheidet sich das Lateinische vom Deutschen in Bezug auf unser Beispiel darin, daß es nicht 'schwarz' schlechthin, d.h. ohne Bestimmung sagen kann. Das Lateinische muß entweder 'schwarz mit Glanz' oder 'schwarz ohne Glanz' sagen.

Dies schließt ein, daß eine Sprache grundsätzlich feinere Unterscheidungen machen kann, auch wenn sie sie normalerweise nicht macht, indem sie zuläßt, daß im Sprechen weitere Bestimmungen hinzugefügt werden. Eine Sprache kann aber nicht auf eine Unterscheidung verzichten, die sie notwendigerweise macht, die sie schon gemacht hat. R. Jakobson führt in diesem Zusammenhang das berühmte und oft zitierte Beispiel eines Satzes an, den ein Engländer oder ein englisch Sprechender einem Russen sagen könnte. Der Engländer sagt: *I wrote my friend* oder *I wrote to my friend*, und der Russe ist mit der Information, die er dadurch bekommt, überhaupt nicht zufrieden. Er sagt: "Ja, haben sie erst angefangen zu schreiben oder sind sie auch fertig geworden mit ihrem Brief? Und was ist dieser *friend*? Ist es ein Mann oder eine Frau?" Jakobson bemerkt dazu, daß der Engländer oder der Sprecher des Englischen auch sagen könnte: "Was geht sie das an?"

Jakobson meint, der Russe frage nicht aus Neugier nach, er frage vielmehr, weil er im Englischen nicht zuhause ist und er in seiner eigenen Sprache diese Unterschiede notwendigerweise macht. Im Russischen kann man in diesem Fall nicht etwas sagen,

was neutral ist, d.h. bei dem nicht präzisiert wird, ob das Geschriebene zuende geschrieben wurde oder nur begonnen und bis zu einem gewissen Punkt durchgeführt wurde. Im Russischen muß hier notwendigerweise zwischen perfektivem und imperfektivem Aspekt gewählt werden: man sagt dann zum Beispiel entweder 'Ich war dabei zu schreiben' oder 'Ich habe geschrieben und bin mit dem Brief fertig geworden'. Ebenso kann man im Russischen nicht *friend* sagen ohne Genus, d.h. es muß entweder *ein Freund* oder *eine Freundin* sein, weil das Russische eben wie viele andere Sprachen zwei Formen mit zwei Inhalten hat.

Der Sprecher des Englischen könnte präzisieren und sagen, daß er dabei war zu schreiben und auch fertig geworden ist. Oder er könnte sagen, daß der *friend* z.B. *a girl-friend* ist. Aber er braucht es nicht, d.h. er kann dies dem Kontext überlassen oder es einfach im Unbestimmten lassen. Der Russe hingegen muß präzisieren, d.h. das Russische hat andere Grenzen bei diesen Fakten. Sicherlich ist es in anderen Fällen umgekehrt so, daß das Englische präzisere Grenzen aufweist als das Russische. Das von Jakobson diskutierte Beispiel ist einfach, weil die Situation, zumindest in bezug auf die Sprecher, hier eindeutig ist: Man hatte sich eben getroffen und konnte sich sehen. Hätte der Engländer dem Russen dasselbe geschrieben oder hätte er es ihm am Telefon gesagt, aber mit verstellter Stimme, dann hätte der Russe noch etwas anders fragen müssen. Der Russe hätte gesagt: "Was sind Sie selbst? Sind Sie ein Mann oder eine Frau?", denn im Russischen muß man in diesem Fall auch diesen Unterschied machen, d.h. auch das Subjekt muß bei dieser Verbalform im Maskulinum, im Femininum oder im Neutrum erscheinen. Auch diese Unterscheidung ist im Russischen eine notwendige Unterscheidung.

In diesem Sinne lautet das Prinzip also: Die Sprachen unterscheiden sich nicht durch das, was sie sagen können oder könnten, sondern durch das, was sie sagen müssen, das heißt durch die Unterscheidungen, die sie notwendigerweise machen. Das ist dann auch für die Anwendung, etwa für die Theorie der Übersetzung, sehr wichtig.

In der deskriptiven Linguistik wird die Funktion insbesondere in der zuletzt betrachteten Hinsicht hervorgehoben. Allgemein wird unter der Funktion einer Einheit in der Regel eine innersprachliche Funktion verstanden, so etwa in den verschiedenen Schulen des Strukturalismus. Die innersprachliche Funktion ist hier entweder die distinktive Funktion wie bei den Phonemen, d.h. die Möglichkeit der Unterscheidung; oder die Funktion ist inhaltlich bei den Einheiten, die auch einen Inhalt haben, z.B. die grammatische Bedeutung oder die lexikalische Bedeutung, die einzelsprachlich gegebene Bedeutung. Funktion wird also gewöhnlich als innersprachliche Leistung verstanden.

#### 6.4.4. Der Funktionsbegriff im Neohumboldtismus

Feinere Unterscheidungen innerhalb des Begriffs *Funktion* werden, wenn auch nicht mit diesem Terminus, im Neohumboldtismus gemacht. Man hat hier freilich nicht die konsequente, folgerichtige Anwendung der Unterscheidungen als Technik und Methode der Beschreibung; die Unterscheidungen finden sich aber wenigstens programmatisch als Angabe von Aufgaben der Sprachwissenschaft. Ich beziehe mich hier auf die Sprachauffassung von Leo Weisgerber, ohne ihre Richtigkeit zu diskutieren. Weisgerber nennt vier Stufen der Sprachbetrachtung, zwei statische und zwei dynamische:

- eine *gestaltbezogene* Betrachtung, früher lautbezogene Betrachtung genannt: sie untersucht die Funktionen der Gestaltung des Ausdrucks, auch die distinktiven Funktionen auf höherer Ebene, z.B. auch die Tatsache, daß eine bestimmte lautliche Gestalt einer bestimmten Wortart entsprechen kann. Ein bekanntes Beispiel ist etwa: Im Lateinischen kann ein Wort, das auf *-d* auslautet, kein Verb, kein Adjektiv und auch kein lateinisches Substantiv sein. Es kann entweder ein Fremdwort sein, z. B. ein Eigenname, aber es ist dann eben kein lateinisches Wort; oder es ist, wenn lateinisch, entweder ein Pronomen vom Typ *id* oder *istud*, eine Präposition oder eine andere Partikel, z.B. *ad*, *haud*. Die Gestaltung des Wortlauts sagt uns also schon etwas über die Wortart.
- Der gestaltbezogenen Betrachtung steht, als zweite Form der statischen Betrachtung, eine *inhaltsbezogene* Betrachtung gegenüber, d.h. eine Betrachtung der tatsächlichen Bedeutungen.

Die Unterscheidung innerhalb des Begriffes *Funktion* findet sich bei den beiden Formen der dynamischen Sprachbetrachtung:

- Einerseits gibt es die sog. *leistungsbezogene* Betrachtung, bei der es darum geht, welches die Möglichkeiten einer Sprache sind, mit ihrem eigenen Material, auch mit ihrem eigenen Inhalt, Neues zu schaffen;
- Die zweite dynamische Form ist die *wirkungsbezogene* Sprachbetrachtung, d.h. die Betrachtung der gesellschaftlichen Geltung der Sprache, der Einschätzung der Sprache, der Haltung gegenüber den sprachlichen Ausdrücken. Berühmte Beispiele hierfür sind etwa: man sagt nicht mehr *Dienerin* oder *Putzfrau*, sondern *Hausangestellte*; ebenfalls als Ausdruck der Haltung gegenüber den Personen, aber dann auch gegenüber den entsprechenden Benennungen, sagt man nicht mehr *Fremdarbeiter*, sondern *Gastarbeiter*.

[1.7. 86] Das Maßgebende bei Weisgerber ist die Unterscheidung zwischen der Funktion im statischen Sinne bei der Gestalt und beim Inhalt und im dynamischen Sinne bei der Leistung und bei der Wirkung. Interessant ist, daß diese vier funktionalen Gesichtspunkte nicht für Teile der Sprache angenommen werden, sondern jeweils für die ganze Sprache. Eine solche Linguistik bzw. Sprachwissenschaft (Weisgerber hatte etwas gegen den Terminus Linguistik und wollte sogar einen Unterschied zwischen Linguistik und Sprachwissenschaft machen) ist allerdings noch für keine Sprache im ganzen gemacht worden.

Weisgerbers Annahme bedeutet, daß die ganze Sprache, auch mit ihren Inhalten, vom Gesichtspunkt der Gestaltung aus behandelt werden kann. Man wird bei dieser Linguistik dann auch im Inhalt solche Relationen feststellen wie die bereits erwähnte der lateinischen Formen, die auf /d/ auslauten. Ebenso wird auch vom Gesichtspunkt des Inhalts, der Bedeutung, die ganze Sprache betrachtet, d.h. auch die Gestaltung der Sprache. Man fragt also, wie verschiedene Bedeutungen auf verschiedenen Ebenen gestaltet werden.

Ebenfalls betrachtet man die Sprache im Ganzen, was die Leistung betrifft, d.h. die innere Dynamizität der Sprache, die Möglichkeit, in einer Sprache mit den Mitteln dieser Sprache weiter zu gehen, z.B. in der Wortbildung. Dasselbe gilt für die Wirkung, d.h. was die sozialkulturelle Geltung der Sprache betrifft: unter diesem Gesichtspunkt wird alles entweder eine bestimmte Geltung haben oder wird neutral sein. Auch hier wird wiederum die ganze Sprache berücksichtigt, d.h. die Wörter, die Formen und die Ausdrücke werden auf ihre äußere Funktion der Wirkung hin betrachtet, sowohl was das Subjekt der Äußerungen betrifft als auch, was die Einschätzung vom Gesichtspunkt der Ausleger der Äußerungen betrifft.

Wir erwähnten bereits als Beispiel die Tatsache, daß bei einer veränderten Situation die Fremdarbeiter *Gastarbeiter* genannt werden; das ist eine andere Haltung oder möchte zumindest eine andere Haltung zum Ausdruck bringen. Ein weiteres Beispiel ist der Ausdruck *Selbst ist die Frau*, den ich gestern irgendwo gelesen habe. Der Ausdruck existiert zwar als unmittelbare Nachahmung von *Selbst ist der Mann*; er ist aber nicht verständlich, wenn man nichts von der feministischen Bewegung weiß und von der neuen Haltung gegenüber den Ausdrücken der Sprache von seiten zumindest einiger, wenn auch nicht aller Frauen. Von dieser Seite wird dann auch *frau ist eben so* anstelle von *man ist eben so* gesagt usw. Auch die Sprache soll also in dieser Hinsicht repariert werden. Diese Beispiele sind sehr charakteristisch gerade im Hinblick auf die Wirkung. Sie weisen auf eine bestimmte Haltung gegenüber der Sprache und gegenüber den Situationen und Sachverhalten hin.

#### 6.4.5. Die Betrachtung von Textfunktionen

Auch im Strukturalismus bzw. in den verschiedenen strukturalistischen Bewegungen hat man die äußeren Funktionen, d.h. die Funktionen der Sprache in der Gesellschaft oder auch allein im Verhältnis von Sprecher und Hörer erkannt. Die Haltungen, die impliziten Stellungnahmen gegenüber den Sachen und gegenüber den Namen oder den entsprechenden Ausdrücken wurden berücksichtigt durch Erweiterung und Ergänzung des immanenten Strukturalismus. Die strukturelle Sprachbetrachtung ist im Grunde immanent, sie betrifft nur die inneren Funktionen in der Sprache. Gerade dies hat man als Unzulänglichkeit empfunden, und man ist dann zu der Form der Stilistik der Sprachen gekommen, die in der neuen Sprachsoziologie und Soziolinguistik gemacht wird. Ebenso ist man zur sogenannten Pragmatik gekommen, als Ergänzung und Erweiterung der strukturellen Sprachbetrachtung, die nur syntaktische, grammatische und semantische Fakten berücksichtigte.

Natürlich gilt der funktionelle Gesichtspunkt auch in der Interpretation der Texte. Hier sind insbesondere die Leistungen der Stilistik der Texte wichtig, insbesondere in der Form der Stilistik von Leo Spitzer und von vielen anderen Linguisten derselben Ausrichtung. Typisch ist, gerade in funktioneller Hinsicht, daß wiederum das materiell Gleiche, das als Stoff Gleiche, auch was den einzelsprachlichen Inhalt betrifft, in verschiedenen Texten etwas völlig anderes sein kann je nach den Relationen im Text, d.h. je nach der Funktion in diesem besonderen Text.

Man kann z.B. nicht sagen, daß ein Imperfekt in der französischen Sprache etwa Unverbindlichkeit ausdrückt, weil die Nichtaktualität in der Vergangenheit oder auch in der Gegenwart in der französischen Sprache eine Funktion des Imperfekts für alle möglichen Texte sei. Ebenso kann man nicht sagen, daß der Plural der Personalpronomina, etwa *wir*, eine ähnliche Funktion hat, d.h. die Unverbindlichkeit, die Nichtübernahme von individueller Verantwortung. In einem besonderen Text können diese Formen und diese einzelsprachlichen Inhalte aber, wie Spitzer in seiner Analyse eines französischen Romanciers zeigt, durchaus gerade diese Sinnfunktion haben.

Diese Stilistik macht die Unterscheidung zwischen der einzelsprachlichen Bedeutung bzw. der einzelsprachlichen Funktion und dem Sinn, d.h. dem besonderen Inhalt und der besonderen Funktion im Text, nicht kohärent und nicht eindeutig. Im Fall unseres Beispiels ist dieses 'sich nicht binden' oder 'keine Verantwortung übernehmen', 'im Unverbindlichen bleiben' eine Form des Sinnes, nicht der einzelsprachlichen Bedeutung. Es handelt sich dabei eben um Textfunktionen, und als solche werden sie auch zumindest intuitiv ziemlich genau erfaßt, d.h. nach dem Prinzip der

Einmaligkeit der Funktion auch bei der gleichen einzelsprachlichen Substanz. In einem bestimmten Fall wird dann gerade *wir* anstelle von *ich* Zeichen des Unverbindlichen. In einem anderen Fall könnte *wir* hingegen ebenfalls auf der Ebene des Sinns Zeichen der sozialen Solidarität sein oder von noch etwas anderem.

#### 6.4.6. Weitere Anwendungen des Funktionsprinzips

Auch in der Sprachgeschichte wird der funktionelle Gesichtspunkt angewandt. Es entsteht so eine diachronische Phonologie oder Phonemik mit neuen Prinzipien, bei der die Veränderungen gerade in den funktionellen Einheiten und den funktionellen Relationen berücksichtigt werden. Die historische Grammatik war, auch wenn sie sich meist auf das Materielle konzentriert hat, immer schon mehr oder weniger funktionell, denn man kann Grammatik eigentlich nicht betreiben, wenn man von den Funktionen völlig absieht. Auch diese Disziplin wird jetzt explizit funktionell. Wichtiger ist jedoch, daß dieser grammatisch-funktionelle Gesichtspunkt gerade auch in der Phonetik durch die diachronische Phonologie, und auch in der lexikalischen Semantik durch die diachronische, d.h. historisch-strukturelle Semantik übernommen wird. Man kann sagen, daß die Linguistik des 20. Jahrhunderts durch die Grammatikalisierung der verschiedenen Disziplinen innerhalb der Sprachwissenschaft charakterisiert ist. Das gilt auch über die Anwendung des Prinzips der Funktionalität hinaus.

Die Phonologie ist eine Art Grammatik der Laute und der Ausdrucksseite der Sprache, die strukturelle Semantik ist eine Art Grammatik des Wortschatzes. Auch die angewandte Linguistik wird beim Sprachvergleich weitgehend funktionell. Es bildet sich insbesondere im Sprachunterricht und vom Sprachunterricht her die kontrastive Linguistik, die kontrastive Grammatik aus, bei der das *tertium comparationis* immer eine Funktion ist. Der Vergleichspunkt ist hier jeweils das, was die Ausdrücke leisten als Bezeichnung und als Sinn. Auch die Übersetzungstheorie wird in Verbindung mit der neuen kontrastiven Linguistik erneuert.

Eine Ausnahme hinsichtlich des zweiten Prinzips der Funktion ist im Rahmen der strukturalistischen Strömung die Linguistik von Daniel Jones. Dieses Beispiel ist sicherlich wichtig, es ist aber keineswegs maßgebend für die Charakterisierung der ganzen Linguistik. Ich meine folgendes: Daniel Jones ist vielleicht der einzige Linguist innerhalb des Strukturalismus und speziell innerhalb der Phonologie, der beim Phonem zwischen dem, was das Phonem ist, und dem, was das Phonem macht, unterscheiden möchte. Jones meint, das Phonem sei als eine Familie von Sprachlauten zu definieren, das, was das Phonem macht, d.h. seine Funktion, sei hingegen die

Möglichkeit der Unterscheidung von Wörtern, von Sprachzeichen. Die Funktion sei aber nicht definitorisch. Jones trifft also eine Unterscheidung zwischen dem Sein und der Funktion oder Leistung einer Einheit.

Im allgemeinen wird aber eine solche Unterscheidung nicht angenommen. Im Gegenteil, eine Einheit ist grundsätzlich das, was sie macht, d.h. gerade die Funktion ist jeweils für die Einheit definitorisch. Natürlich gilt das nicht für die jeweilige Beschreibung, denn die Definition betrifft den entsprechenden Begriff, sie betrifft nicht die jeweiligen Gegenstände, die einem Begriff entsprechen.

### 6.5. Das Formprinzip als Gegenposition zum Substanzprinzip

Weniger als das Prinzip der Funktion wird die andere Seite des Antistoffprinzips angewandt, das Prinzip der Form. Folgerichtig streng gilt dieses Prinzip fast nur in der Glossematik von Hjelmslev. Hjelmslev hält sich streng an die Idee von F. de Saussure, gemäß der eine Sprache keine Substanz ist, sondern eine reine Form, in der es nur Differenzen, nur reine Relationen gibt. Auch die Funktion führt Hjelmslev auf formale Relationen zurück. Er interpretiert die Idee der Funktion als Relation zwischen Funktiven: zwischen den Einheiten gebe es eine Funktion. Die Idee von F. de Saussure auslegend und erweiternd, nimmt Hjelmslev ferner nicht eine einzige Form zwischen zwei Substanzen, der Ausdrucks- und Inhaltssubstanz, an, sondern zwei Formen, d.h. eine Form des Ausdrucks und eine Form des Inhalts. Eine Sprache bestünde demnach aus den vier Schichten Ausdrucksform und Ausdruckssubstanz, Inhaltsform und Inhaltssubstanz. Das eigentlich Sprachliche sei diese rein formale Gestaltung sowohl des Ausdrucks als auch des Inhalts. Die Substanz ist für Hjelmslev nicht etwa die Materie, nicht der Stoff an sich, sondern der Stoff in dem Maße, in dem er schon durch die Sprache geformt ist. Beispielsweise ist nicht der Laut die Substanz, sondern das System von Phonemen als die durch die Sprache geformten Einheiten des Ausdrucks.

Die ganze Sprachbetrachtung müßte nach Hjelmslev eine Art Algebra der Sprache sein, d.h. eine rein formale Betrachtung. Erst von den formalen Relationen her könne man auch zur Substanz kommen und z.B. die Phoneme oder die tatsächlichen Inhalte beschreiben. Wir haben bereits erwähnt, wie man dies machen könnte. Hjelmslev selbst hat es zum Teil schon gemacht, und zwar für den Inhalt: Man sucht Merkmale, die man zwar unterscheidet und identifiziert, aber nicht benennt, sondern nur durch Buchstaben oder andere Zeichen formal repräsentiert: bei 'Vater' und 'Mutter' beispielsweise identifiziert man etwas, was beiden gemeinsam ist und 'a' genannt werden könnte. und ebenso etwas, was jeweils anders ist und z.B. 'b' und 'c' genannt

werden kann. Und dann identifiziert man z.B. bei 'Bruder' und 'Schwester' etwas, was jeweils zu 'Vater' und 'Mutter' analog ist, nämlich 'b' und 'c', und etwas, was anders ist, d.h. eine andere Gemeinsamkeit 'd' anstelle von 'a'.

Das wäre die strenge linguistische Betrachtung, die nur die formale Gestaltung berücksichtigt. Erst später könnte und dürfte man von dieser Formel aus zur Betrachtung auch der Substanz kommen und sagen: bei 'b' und 'c' geht es um den Sexus, 'a' bedeutet 'Elternverhältnis', 'd' hingegen 'Geschwisterverhältnis'. Man würde also die Merkmale, deren Zeichen zunächst noch nichts bedeuten, erst in einem zweiten Schritt benennen. Führt man Hjelmslevs Prinzip bis zu den letzten Folgerungen, so kommt man zur Formalisierung.

Ein gewisses Liebäugeln mit dem Formalismus ist aber nicht nur für Hjelmslev, sondern für die ganze neuere Linguistik charakteristisch. Die Formalisierung erscheint in verschiedenen Formen, z.B. durch die Repräsentierung von Einheiten durch Buchstaben. Manchmal geschieht dies peinlich naiv, etwa wenn man z.B. anstelle von Hilfsverb oder Auxiliar *aux* schreibt und das auch noch als wichtige Leistung ansieht. Teilweise ist die Formalisierung zu einer nutzlosen und lästigen Mode geworden, z.B. wenn man statt "Ausdruck in einer Sprache" "Ausdruck A in der Sprache L" sagt.

Häufig geschieht die Formalisierung in Form von Schemata. Sogar in der Sprachgeographie findet eine solche Formalisierung statt, z.B. eine Reduzierung der tatsächlichen räumlichen Verhältnisse auf Schemata. Ein solches Schema ist etwa die Annahme einer italienisch-französischen Zentralromania, die man den Randzonen gegenüberstellt. Dieses Schema belegt man dann mit bestimmten Wörtern.

Was uns hier interessiert, ist aber nicht die Kritik des Formalismus. In gewissen Fällen ist die Formalisierung sehr nützlich. Wichtig für uns ist die Feststellung, daß dies ein gemeinsamer Zug bei verschiedenen Ausrichtungen der Linguistik ist, der von der strukturellen Sprachwissenschaft bis zur Sprachgeographie reicht.

## 6.6. Das Prinzip der statischen Wesenheit

### 6.6.1. Der Primat der Beschreibung

Gegenüber dem Prinzip der Evolution wird auch in der Sprachwissenschaft das Prinzip des statischen Wesens, der statischen Wesenheit oder der Statizität behauptet, und zwar ganz besonders in der Form der strengen Unterscheidung zwischen Synchronie und Diachronie. Man unterscheidet zwischen Sprachzustand und Sprachentwicklung und entsprechend zwischen synchronischer Sprachwissenschaft, d.h.

Beschreibung und Analyse, und diachronischer Sprachwissenschaft, d.h. Erforschung und Erklärung des Sprachwandels.

Gegenüber der positivistischen Fragestellung ist nicht nur die Tatsache hervorzuheben, daß die Unterscheidung gemacht wird. Wichtig ist auch die Umkehr des Verhältnisses von Synchronie und Diachronie, und zwar einerseits in den Fakten selbst, d.h. in bezug auf Zustand und Entwicklung, andererseits in der Sprachbetrachtung, d.h. in bezug auf die Reihenfolge von Beschreibung und Geschichte. Im Positivismus betrachtete man die Geschichte allein oder die Geschichte an erster Stelle und machte erst danach die Beschreibung oder überhaupt nicht, d.h. man reduzierte die wissenschaftliche Linguistik auf die Geschichte. Jetzt macht man es umgekehrt, d.h. man macht die Beschreibung allein. Beschreibung ist nun die dringende Aufgabe und die eigentlich wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache oder wenigstens die primäre wissenschaftliche Beschäftigung. In diesem Sinne hat man also eine Umkehrung des Verhältnisses.

Die Geschichte wird erst nach der Beschreibung gemacht, d.h. sie wird sekundär ihr gegenüber. Dies geschieht nicht nur aus praktischen Gründen, d.h. nicht nur deshalb, weil man für viele praktische Zwecke bzw. für die Anwendung die Beschreibung für die dringlichere Aufgabe hält, sondern auch aus theoretisch-methodischen Gründen. Dieser zweite Aspekt ist viel wichtiger bei der Umkehrung des Verhältnisses: die Geschichte wird vom Gesichtspunkt der Beschreibung aus gemacht, sie hängt methodisch und theoretisch von der Beschreibung ab. Man macht nicht mehr Beschreibung auf historischer Grundlage, sondern umgekehrt Geschichte auf synchronischer Grundlage. Dies zeigt sich sowohl in der Interpretation des Gegenstandes, d.h. des Faktischen, als auch in der Methode.

#### 6.6.2. Die Erklärung der Entwicklung aus dem Sprachzustand; **Error! Marcador no definido.**

Was die Fakten selbst betrifft, so sucht man jetzt die Erklärung der Entwicklung im Sprachzustand. Man sucht beispielsweise die Erklärung der Asymmetrie der Systeme im fehlenden Gleichgewicht der Systeme, d.h. in der Tatsache, daß ein System zu einer bestimmten Zeit nicht ökonomisch genug ist. Man versteht dann die Entwicklung als eine Art Systemreparatur, d.h. als eine Veränderung, die das System wieder in Ordnung bringt: Die Wiederherstellung der Symmetrie ist also das Bestimmende, das Auslösende in der Sprachgeschichte in objektiver Hinsicht. Wie für den Strukturalismus gilt dies auch für die Sprachgeographie bei Gilliéron, die mit der Idee von Krankheit und Heilung arbeitet, d.h. annimmt, daß ein pathologischer

Zustand geheilt werden muß. In der Sprachgeographie bei Gilliéron entsteht Sprachwandel durch *pathologie* und *thérapeutique* ('Pathologie' und 'Therapie').

In der ganzen Sprachgeographie wird für die Geschichte die Methode angewandt, die man für die Beschreibung hat. Man arbeitet mit den Einheiten und mit den Relationen, die die Beschreibung feststellt. So entsteht die Sprachgeographie als synchronische Disziplin der reinen Beschreibung der Verhältnisse im Raume. Die Verhältnisse im Raume werden dann in der Geschichte angewandt, d.h. die Geschichte wird aus diesen Verhältnissen deduziert.

Dasselbe gilt für den Strukturalismus. Die strukturelle Sprachbetrachtung entsteht als Beschreibung, und die Geschichte wird zu einer strukturellen Geschichte, da man in der Beschreibung des Sprachzustandes gerade bestimmte Strukturen hervorgehoben hat und diese dann für die Geschichte übernimmt. Es wird dann z.B. diachronische Phonologie gemacht, indem die gleiche Phonologie mit den Einheiten, die sie in der Beschreibung festgestellt hat, auch für die Geschichte übernommen und auch auf die Geschichte angewandt wird. Ebenso entsteht die Transformationsgrammatik zuerst für die Beschreibung und für die Analyse. Erst später fragt man sich, wie man jetzt die Transformationsgrammatik auf die Geschichte anwenden kann. Man macht dann auch transformationelle Sprachgeschichte.

[7.7. 86] In der transformationellen Linguistik faßt man zunächst eine Sprache als ein geordnetes Regelsystem auf. Betreibt man dann auch diachronische Linguistik, so muß die Entwicklung einer Sprache die Entwicklung eines Regelsystems sein. Man wird daher verschiedene Operationen annehmen, die auf die Regeln angewandt werden, z.B. Erweiterungen und Verallgemeinerungen von Regeln oder umgekehrt Einschränkungen und Ersetzungen von Regeln. Da die Regeln zugleich als geordnete Regeln interpretiert werden, kann man auch z.B. Umkehrungen der Reihenfolge der gleichen Regeln annehmen usw.

Insgesamt bedeutet dies, daß die Prinzipien und Methoden in der Beschreibung entstehen und daß die Beschreibung auf die Geschichte angewandt wird. Die Prinzipien, die Begriffe und die Kriterien der Beschreibung werden nun in die Geschichte aufgenommen, nicht umgekehrt. Auch objektiv und faktisch soll nunmehr der Sprachzustand die Entwicklung erklären.

Wir haben gesehen: im linguistischen Positivismus war die Entwicklung das Erklärende, auch für die Sprachzustände; man interpretierte einen Sprachzustand als eine Phase der Entwicklung, als eine Phase, die durch eine bestimmte Entwicklung erreicht worden ist. Jetzt sucht man umgekehrt im Sprachzustand die Motivation und also auch die Erklärung des Sprachwandels. Es werden Begriffe angewandt wie

Gleichgewicht des Systems, Symmetrie des Systems oder Ökonomie des Systems. Man sucht also nach inneren Faktoren des Sprachwandels.

Ein gut bekanntes Buch des Strukturalisten Andre Martinet heißt *Economie des changements phonétiques* ("Ökonomie des Lautwandels"). In diesem Buch geht es eben um dieses Prinzip des ökonomischen Gleichgewichts, des praktischen Gesichtspunkts in Bezug auf die Benutzung und Ausnutzung des Systems. Im Grunde wird als Ideal des Systems angenommen, daß es so viele Unterschiede wie nur möglich mit so wenigen Oppositionen wie nur möglich enthalten soll; die einzelnen Oppositionen sollen also eine möglichst große Leistung erbringen. Wesentlich ist also nicht so sehr die formale Symmetrie als vielmehr die Leistung der Systeme. Als Grundlage bzw. Voraussetzung des Sprachwandels gilt dann natürlich die Nichtökonomie, die geringe Leistung eines Systems.

Es entsteht beispielsweise der Begriff der "funktionellen Leistung" und findet Anwendung. Er bezieht sich auf die Feststellung, ob eine Opposition oder Unterscheidung viel oder wenig leistet. Wenn sie wenig leistet, nimmt man an, daß sie wahrscheinlich aufgegeben wird, wenn sie viel leistet, wird sie auch historisch in der Entwicklung als stabil betrachtet.

Natürlich wird auch bei den anderen Ausrichtungen der Sprachwissenschaft die Erklärung des Wandels im Sprachzustand selbst gesucht. Wenigstens wird der Sprachzustand, das Sein der Sprache oder der sprachlichen Fakten, als maßgebender Aspekt auch für die Geschichte, für das Werden angesehen, und zwar entweder methodisch oder faktisch oder in beidem. Das geschieht auch dort, wo man die Umkehrung des Verhältnisses zwischen Beschreibung, Analyse und Interpretation einerseits und Geschichte andererseits nicht vermuten würde, nämlich auch bei den Linguisten, die eigentlich die Autonomie der Geschichte behaupten. Selbst bei ihnen findet man den Sprachzustand oder die Analyse bzw. Interpretation des Sprachzustandes als maßgebend.

Im sprachwissenschaftlichen Idealismus bleibt die Geschichte mit ihrer Würde und mit ihrer Autonomie erhalten, mehr noch, sie ist sogar eine der beiden Hauptdisziplinen; die andere Hauptdisziplin ist für den Idealismus die Stilistik. Aber es ist eben die Geschichte die zweite, nicht die erste Disziplin. Die Disziplin, die eigentlich dem Wesen der Sprache entspricht, diejenige, die die Sprache als Schöpfung feststellt und hervorhebt, ist die Stilistik. Diese entspricht dem Wesen der Sprache. Die Geschichte untersucht dann die Aufnahme, die Verbreitung des im ursprünglichen Sprechakt Geschaffenen, d.h. die Geschichte befaßt sich eben sekundär mit dem, was geschaffen worden ist. Das Schaffen selbst kann aber gerade nur die Stilistik feststellen.

### 6.6.3. Sprachgeographie und Sprachgeschichte

Sogar Ausrichtungen der Linguistik, die heute schon weitgehend als traditionell erscheinen, wie eben die Sprachgeographie, kommen zu dieser Auffassung des primären Charakters des Sprachzustands, zumindest in methodischer Hinsicht. Dies zeigt sich am klarsten in der theoretischen Erweiterung der Sprachgeographie in der Form der Neolinguistik von Matteo Bartoli. An erster Stelle zeigt sich diese Auffassung im Hauptverfahren der Neolinguistik, nämlich in der Feststellung der sogenannten Areal-Normen, d.h. der Normen, die die Sprachräume betreffen. Bartoli hat später seiner Linguistik auch diesen Namen gegeben: *Linguistica spatiale*, 'Raum-Linguistik'.

Bei den Areal-Normen geht es um die Deduzierung der Geschichte aus dem Sprachzustand, aus den synchronischen Verhältnissen. Eine Areal-Norm von Bartoli ist zum Beispiel die "Norm der isolierten Gegend": Sie besagt, daß in einem früher einmal einheitlichen Sprachraum in späterer Zeit bestimmte Formen nur in einer isolierten Gegend erscheinen, andere Formen hingegen im übrigen Raum. So findet man z.B. in der Romania gewisse Formen nur auf Sardinien, andere Formen aber im Rest des Gebiets. Sardinien ist in diesem Fall als Insel in jeder Hinsicht isoliert. Es erscheinen hier z.B. Formen wie *janua* gegenüber *porta* ('Tür'), oder *domo* gegenüber *casa* ('Haus'). Auch im Französischen erscheint *casa* als *chez*, wenn es auch zu einer Präposition geworden ist. Daraus wird deduziert, daß normalerweise die frühere Phase einer sprachlichen Erscheinung diejenige ist, die in isolierten Gegenden erhalten ist. In unseren Beispielen weiß man es, aber man deduziert es auch allgemein als Kriterium.

Was hat man hier gemacht? Man hat eine räumliche Distribution, die ein synchronisches Faktum ist und zur Beschreibung gehört, die also einfach die Varietät der Sprache darstellt, zu einer relativen Chronologie gemacht; d.h. es wird gesagt: *janua* ist die ältere Form gegenüber *porta* bzw. *domo* ist die erste Phase, *casa* hingegen die zweite, spätere Phase, die dann *domo* ersetzt hat.

Eine andere berühmte Areal-Norm von Bartoli ist diejenige der "lateralen Zonen", auf die wir schon in Zusammenhang mit der Formalisierung angespielt haben. Sie bezieht sich wiederum auf die Randzonen eines bestimmten Raumes, z.B. der Romania. Eine gewisse sprachliche Erscheinung wird in den Randzonen festgestellt, eine andere Erscheinung in der Zentralzone.

Randzone	Zentralzone	Randzone
----------	-------------	----------

Beispielsweise wird lat. *formosus* als Form in Randzonen festgestellt, z.B. als *formoso* in der Randzone Spanien und als *formas* im Rumänischen; im Zentrum der Romania werden hingegen Formen von *bellus* festgestellt, z.B. *beau* im Französischen, *bello* im Italienischen, oder man findet lat. *magis* in der Form von span. *más* bzw. rum. *mai*, im Zentrum hingegen *plus*, etwa im Französischen (*plus*) oder im Italienischen (*piu*) usw.

Gemäß der Areal-Norm bedeuten diese Fakten folgendes: Die alten Formen sind diejenigen, die in den Randzonen erscheinen; die Formen, die in der Zentralzone erscheinen, haben natürlich die gleiche Funktion, sind aber spätere Formen, die die ältere ersetzt haben.

Was bedeutet das, was ist der Sinn dieser Areal-Normen? Aus dem Sprachzustand, aus einer bestimmten räumlichen Distribution wird die historische relative Chronologie deduziert. Es wird z.B. abgeleitet daß es zuerst die Form *formosus* gab und erst später *bellus*. Diese Normen sind natürlich nur Normen, d.h. keine Gesetze, sie sind sozusagen nur Indizien und nur zusammengenommen in diesem Sinne interpretierbar, z.B. wenn zwei oder mehr Normen übereinstimmen. Aber auch wenn diese Normen nur den Charakter von Indizien haben, geht man vom festgestellten Sprachzustand aus und stellt einen Übergang vom Sprachzustand zur Sprachgeschichte. Methodisch ist die Feststellung des Sprachzustands also primär, und die Geschichte wird deduziert. Es handelt sich freilich hier nur um eine relative Geschichte, um eine relative Chronologie.

#### 6.6.4. Weitere Anwendungen des Prinzips; **Error! Marcador no definido.**

Auch bei völlig irrtümlichen Anwendungen kann man diese Neigung feststellen, die Geschichte aus dem Sprachzustand auf irgendeine Weise zu deduzieren. Es gibt z.B. eine Methode, die Lexiko-Statistik oder Glottochronologie genannt wird. Diese Methode oder Technik, die ich selbst für völlig irrtümlich halte, wurde von M. Swadesh entwickelt. Sie möchte aus der Statistik des Wortschatzes, d.h. aus den Übereinstimmungen in einer bestimmten Sektion des Wortschatzes, die Art des historischen Verhältnisses zwischen zwei oder mehr Sprachen deduzieren, d.h. die sogenannte

historische Tiefe der Verwandtschaft. Wenn beispielsweise in der Sektion des Wortschatzes, die man als Grundwortschatz bezeichnet, bei verschiedenen Sprachen noch 80 Prozent der Wörter gemeinsam sind, dann würde das eine historische Tiefe der Verwandtschaft von etwa 1000 Jahren bedeuten. Das heißt, diese Sprachen hätten sich vor eintausend Jahren voneinander getrennt aus einer früheren gemeinsamen Sprache.

Man kann zeigen, warum diese Auffassung in fast allen Punkten irrtümlich ist und eher einer Illusion entspricht. Der Sinn dieser Illusion ist jedoch m.E. wichtig: Wiederum versucht man aus den Gemeinsamkeiten, die man im Sprachzustand feststellt, etwas Historisches zu deduzieren, d.h. den Sprachzustand in historischer Hinsicht zu interpretieren. Wichtig ist auch, daß diese Methoden nicht etwa als Thesen, als Theorien der Geschichte formuliert werden, sondern daß gesagt wird, diese Kriterien oder Prinzipien seien schon in der Feststellung der Fakten impliziert. So sagt Bartoli ausdrücklich, daß er keine besondere Theorie der Sprachgeschichte entwickeln möchte, sondern nur eindeutig und ausdrücklich formulieren möchte, was schon in der Praxis der beschreibenden Sprachgeographie bei Gillieron steht.

Schließlich versuchen auch Historiker, dieser Idee vom System, vom Sprachzustand Rechnung zu tragen, auch wenn sie sonst beim Primat der Geschichte bleiben. Wichtig ist in dieser Hinsicht, daß die Geschichte eines Sprachzustandes A, der sich entwickelt und zu einem Sprachzustand B wird, auch bei diesen Historikern explizit oder implizit vom Gesichtspunkt des erreichten Sprachzustands B aus gemacht wird. Man fragt sich also, wie gerade dieser Sprachzustand erreicht wurde. Das Maßgebende ist also nicht so sehr die Entwicklung, der Wandel, sondern das erreichte System, das sich auf eine bestimmte Weise entwickelt und herausgebildet hat.

Es ist interessant, hier die Termini festzustellen und den Sinn dieser Termini zu interpretieren. Ein solcher Terminus ist der Begriff *Herausbildung*. Er besagt beispielsweise, daß man nicht so sehr die Entwicklung des Lateinischen als vielmehr die Herausbildung des Französischen oder die Herausbildung des Italienischen betrachtet, d.h. man fragt sich, wie das Erreichte zustande gekommen ist, wie dieser Zustand herangewachsen ist. Ein anderer Terminus ist der Begriff *Wachstum*, d.h. man interpretiert die Entwicklung fast wie eine zielgerichtete Entwicklung, als Wachstum eines Organismus aufgrund einer fast schon vorgegebenen Struktur. Verschiedene Werke zur Sprachgeschichte heißen dann eben *Growth and Structure* ("Wachstum bzw. Herausbildung und Struktur") in bezug auf das Englische oder das Spanische.

Die Idee des Primats des Sprachzustandes reicht zumindest in methodischer Hinsicht bis zu den typisch historischen Disziplinen, bis hin zur Etymologie. In der wirklich

neuen Theorie der Etymologie von A. Pagliaro ist das Grundprinzip das Prinzip der genauen Rekonstruktion eines Sprachzustands mit seinen inneren und äußeren soziokulturellen Bedingungen. Der Sprachzustand wird zur Grundlage und zum Rahmen für die Erklärung des Sprachwandels, für die Erklärung der Entstehung einer Form oder eines Inhalts. Die Aufgabe der Etymologie wäre demnach, zu erklären, wie etwas Neues entstehen konnte und wie es sich verbreiten konnte, d.h. aufgenommen werden konnte von einer Sprachgemeinschaft. Und deshalb, meint Pagliaro, müsse man genau die Bedingungen rekonstruieren, d.h. den Sprachzustand im Inneren und im Äußeren, um die Entstehung und die Verbreitung des Neuen verständlich zu machen. Wiederum geht es also primär um die Rekonstruktion des Sprachzustands, und zwar um eine sehr weitgehende Synchronie, denn es geht nicht nur um die inneren, sondern auch um die äußeren Bedingungen, d.h. auch um die Relationen zwischen Sprache, Kultur und Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit.

Wenn man diese Auffassung mit anderen Ideen und Auffassungen zur Geschichte zu verbinden versucht, handelt es sich im Grunde um die Idee der Geschichte, die bei einem berühmten antipositivistischen Philosophen, bei R. Collingwood, erscheint. Für Collingwood setzt die geschichtliche Erklärung gerade diese genaue Rekonstruktion eines Zustands unter den verschiedenen gegebenen Bedingungen stets voraus, auch wenn man dies nicht ausdrücklich annimmt oder sich dessen nicht bewußt ist.

In den Humanwissenschaften gründet die Rekonstruktion darin, daß ich mich als Historiker und zugleich als Mensch frage, warum ich unter diesen Bedingungen so oder so verfahren wäre, warum ich eben dies oder jenes getan hätte. So kann ich beispielsweise bestimmte Bedingungen mittels der Frage rekonstruieren, wie ich eine bestimmte Mauer im Norden von Großbritannien gebaut hätte, oder, noch eindeutiger, warum ich als Brutus und in der historischen Lage von Brutus, die ich dann genau rekonstruieren muß, Cäsar getötet hätte.

## 6.7. Prinzip der Unterscheidung von Natur- und Kulturwissenschaft

[8.7.86] Wir haben zuletzt die Anwendungen der drei ersten antipositivistischen Prinzipien im Bereich der Linguistik betrachtet. Es gibt natürlich Ausnahmen im Einzelfall (z.B. die Phonemdefinition von Jones), im großen und ganzen kann man aber sagen, daß diese Prinzipien allgemein für die ganze neuere Linguistik des 20. Jahrhunderts gelten. Völlig anders verhält es sich in der Linguistik mit dem vierten antipositivistischen Prinzip, das heißt mit der Unterscheidung von Natur und Kultur und von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft. Hinsichtlich dieses Prinzips

stellt man eine weitgehende Inkohärenz und Fragilität in der Linguistik des 20. Jahrhunderts fest. Die Inkohärenz entsteht entweder dadurch, daß dieses Prinzip überhaupt keine Anwendung findet, oder dadurch, daß es nur partiell und nicht mit voller Kohärenz angewandt wird. Bisweilen kommt es auch vor, daß es partiell in der Praxis eine gewisse Anwendung findet, in der Theorie aber geleugnet wird.

Die Vertreter des sprachwissenschaftlichen Idealismus waren sich der Unterscheidung voll bewußt und haben versucht, sie anzuwenden. Insbesondere suchten sie die sprachlichen Fakten finalistisch zu interpretieren. Die *vis philosophica*, die philosophische Kraft der Idealisten und ganz besonders des wichtigsten Vertreters des Idealismus, nämlich Karl Vosslers, war aber nicht besonders ausgeprägt. Er konnte darum keine sichere und solide Begründung seines Vorgehens geben. Andere Linguisten im Rahmen des Idealismus, die vielleicht über eine höhere theoretische Begabung verfügten, z. B. Eugen Lerch, wurden durch anderes davon abgehalten, sich mit der Fundierung ihrer eigenen Praxis eingehend zu beschäftigen.

Partielle Anwendungen und Uminterpretationen des Prinzips erscheinen auch in anderen Ausrichtungen. Die Unterscheidung zwischen Kultur und Natur gibt es beispielsweise auch in der generativen Grammatik. Aber auch in der generativen Grammatik wird die Unterscheidung nicht kohärent angewandt; vor allem wird hier die Kreativität, man könnte fast sagen wiederum positivistisch, auf die biologische Struktur oder auf angeborene Ideen zurückgeführt. Dies ist nach der Idee Kants vom synthetischen Apriori und vor allem nach der ganzen Theorie der Kultur bei Hegel historisch gesehen mehr als erstaunlich.

In der übrigen Linguistik konnten mehr noch als bei diesen Ausrichtungen, die sich mehr oder weniger auch zum vierten Prinzip bekennen, nur partielle oder nicht richtig interpretierende Anwendungen des Prinzips festgestellt werden. So erscheint die Finalität als Erklärungsprinzip des Sprachwandels, insbesondere des phonischen Wandels, in der Prager Phonologie, und zwar von Anfang an. Jedoch wird diese Finalität als Teleologie, d.h. als eine äußere, objektive Finalität der Sprachsysteme angesehen. Dies bedeutet eigentlich eine Negierung der echten Finalität, die nur die jeweilige Finalität der bewußten Agenten, d.h. des Sprechers sein kann, der in diesem Fall auch Sprachschöpfer ist.

Die Intuition des Sprechers als Grundlage der Beschreibung und der Interpretation der sprachlichen Fakten wird zumindest implizit auch im europäischen Strukturalismus (nicht im nordamerikanischen) angenommen und explizit in der Transformationsgrammatik. Allerdings wird die Intuition des Sprechers hier oft mit den Stellungnahmen des Sprechers gegenüber den sprachlichen Fakten identifiziert bzw. verwechselt. Die ausdrücklichen Stellungnahmen der Sprecher, die Urteile, die die

Sprecher über sprachliche Fakten fällen, sind aber keine eigentliche Manifestation der Intuition der Sprecher als solche, sondern schon Sprachwissenschaft, wenn auch eine volkstümliche, kaum begründete Sprachwissenschaft. Der Sprecher hat zwar als Sprecher immer recht. Er irrt sich hingegen fast regelmäßig, wenn er zum Sprachwissenschaftler wird, d.h. wenn er z. B. etwas rechtfertigen will.

Schließlich werden manchmal entweder das Prinzip selbst oder Aspekte des Prinzips der Unterscheidung zwischen Natur und Kultur sogar ausdrücklich in der Theorie negiert, obwohl sie in der Praxis angewandt werden. Wir hatten gesehen, daß André Martinet eigentlich ein finalistisches Prinzip, das sogenannte Prinzip der Ökonomie (d.h. eigentlich der praktischen Wirksamkeit) in seiner Interpretation des phonischen Wandels anwendet. Er fragt sich, ob es sich hier um Finalität oder Kausalität handle, und er entscheidet sich ausdrücklich auch im allgemeinen für die Kausalität und für das kausalistische Interpretationsschema, weil, wie er sagt, der Begriff Finalität ein unklarer, verschwommener Begriff sei. Darin zeigt sich das ganze Gewicht der wissenschaftlichen Tradition, der Exemplarität der Naturwissenschaften: Der Begriff Finalität ist außerhalb dieser ideologischen, aber kaum philosophischen Tradition keineswegs unklar, sondern ist ein vollkommen präziser Begriff.

Die Art des Umgangs mit dem vierten Prinzip bedeutet also die wichtigste Inkohärenz der Linguistik des 20. Jahrhunderts. Eine Linguistik als Kulturwissenschaft im echten Sinne stellt sich für uns immer noch als Aufgabe.

## 7. Einheit und Verschiedenheit in der Linguistik des 20. Jh.

Wenn die antipositivistischen Prinzipien die Einheit der Linguistik im 20. Jahrhundert ausmachen, wie kann man dann die oft radikale Verschiedenheit der Methoden und der Beschreibungstechniken erklären? Oder, anders gesagt, wie hängt diese Verschiedenheit mit der ideellen Einheit der Linguistik zusammen?

Wir haben den Zusammenhang in einem Fall, nämlich beim Begriff "Relation" schon im einzelnen gesehen, und zwar in bezug auf die Disziplinen und Fragestellungen: die Einheit ist die Idee des Zusammenhangs, die Idee der Relation selbst. Die Verschiedenheit ist dadurch gegeben, daß der dieser Form entsprechende Stoff, d.h. die Relation, die gemeint ist, jeweils verschieden ist. Es werden jeweils andere Relationen, andere Zusammenhänge, als besonders wichtig, als primär hervorgehoben. Daher kommt die Verschiedenheit trotz der Einheit. Wie kommt es aber dazu, daß gerade gewisse Relationen, auch unabhängig von den Disziplinen und den Auffassungen, bei den Ausrichtungen selbst jeweils hervorgehoben werden oder ausschließlich berücksichtigt werden?

Die Verschiedenheit der Linguistik hängt innerhalb der Einheit vor allem mit der Anwendung der ersten Form des ersten Prinzips zusammen. Wenn die Theorie das Primäre ist, wenn sie die Grundlage ist für die Interpretation der Fakten, für die Beschreibung und für die Geschichte, so bedeutet dies, daß verschiedene Auffassungen entweder vom Gegenstand der Linguistik oder von der Aufgabe der Wissenschaft auch zu völlig verschiedenen Fragestellungen führen können. Betrachten wir dies am Beispiel der jeweils zentralen Disziplinen innerhalb der Linguistik bei den verschiedenen Ausrichtungen und Auffassungen, die in unserem Jahrhundert vertreten worden sind.

Wir haben gesehen, daß im Falle des *Idealismus* die zentralen Disziplinen die Stilistik und die Sprachgeschichte sind: die Stilistik als die Disziplin, die die Sprachschöpfung als solche feststellt, die Sprachgeschichte als die Disziplin, die die Verbreitung, die gesellschaftliche Übernahme des Geschaffenen untersucht. Dies hängt mit der Auffassung von der Sprache zusammen, die im Idealismus vertreten wird. Die Sprache ist der idealistischen Auffassung nach an erster Stelle Schöpfung, sie ist kreative Tätigkeit. Man wird deshalb an erster Stelle, auch in der Praxis, das Wesentliche an der Sprache dort feststellen können, wo sich das Kreative in hohem Maße zeigt, d.h. in den literarischen Texten. Deshalb wird eben die Stilistik, die grundsätzlich für die ganze Sprache die primäre Wissenschaft wäre, sich sozusagen aus praktischen Gründen an erster Stelle mit den literarischen Texten beschäftigen,

wegen der Konzentrierung der Kreativität in diesem Fall und auch weil sie dort ihren Gegenstand in reinerer Form feststellen kann. Die Grammatik ist hingegen für den Idealismus eine reine Anwendung, sie gehört überhaupt nicht zum theoretischen Geist, weil es hier nicht mehr um die Sprachschöpfung geht, sondern um die Sprache als Instrument. Deshalb wird die Grammatik von den Idealisten nur als eine sekundäre Disziplin gesehen.

Im *Strukturalismus* geht es um etwas anderes, und zwar wiederum aufgrund der Auffassung von der Sprache. Nicht die Sprachschöpfung, nicht die Kreativität, sondern gerade das Systematische, die Strukturen stehen hier im Vordergrund. Der gemeinte Gegenstand des Strukturalismus ist der Gegenstand, in dem man innersprachliche Strukturen feststellen kann, d.h. die Einzelsprache, und deshalb ist die Grammatik die zentrale Disziplin für den Strukturalismus.

Man kann sagen, daß der Strukturalismus eigentlich mit der Phonologie beginnt. Im Bereich der Sprachlaute hat man eigentlich schon im voraus die Anwendung des grammatischen Gesichtspunktes. In diesem Bereich konnte man an erster Stelle und einfacher die Strukturen feststellen, da die Einheiten in einem phonischen System weit weniger zahlreich sind als in der Grammatik und natürlich noch weniger zahlreich als im Wortschatz. Die Entwicklung hat gezeigt, daß man erst ziemlich spät zu den Strukturen des Wortschatzes gekommen ist, weil eben hier die Strukturen viel zahlreicher sind und weil sie auch nicht so unmittelbar auffallen.

Aus anderen Gründen ist auch für den *Guillaumismus* die Grammatik die zentrale Disziplin, weil es ihm um die Kategorien bei dem angenommenen Übergang vom Virtuellen und Generischen zum Aktuellen, Konkreten, Determinierten geht. Die Kategorien des Übergangs sind dann die einzelsprachlichen Kategorien vom Typ Modus, Tempus, Numerus usw. Sie sind die Determinationen des Sprachlichen, und deshalb ist auch hier die Grammatik zentrale Disziplin, wenn auch aus einem völlig anderen Grund.

Im Falle des *Neohumboldtismus* ist die Lexikologie die zentrale Disziplin und auch die Disziplin, zu der er in Form der Wortfeldtheorie das meiste beigetragen hat. Sie ist es darum, weil der Neohumboldtismus zwischen der Welt als solcher und dem Sprechen die primäre Gestaltung der Welt durch die Sprache voraussetzt. Diese primäre Gestaltung ist eben die Gestaltung durch den Wortschatz, das heißt durch die Wörter, die für uns die Sachen und die Fakten der außersprachlichen Wirklichkeit darstellen. Das bedeutet, daß die sogenannte "Zwischenwelt" (das ist ein typischer Begriff des Neohumboldtismus) als sprachlich gestaltete Welt grundsätzlich mit dem Wortschatz einer Sprache zusammenfällt. Deshalb wird dann die Lexikologie zur "Königin" der sprachwissenschaftlichen Disziplinen.

Im sowjetischen *Marrismus* wird als Grundlage der Sprachwissenschaft die dialektische Einheit von Sprache und Denken angenommen. Wo kann man nun an erster Stelle die dialektische Einheit von Sprache und Denken feststellen? In der Bildung von Sätzen. Daher wird die Synthese zur allerersten Disziplin, aber nicht die Grammatik allgemein, sondern innerhalb der Grammatik die Syntax.

In der *generativen Transformationsgrammatik* ist aus völlig anderen Gründen wiederum die Syntax die zentrale Disziplin, von der her einerseits die Phonetik, andererseits die Lexikologie bestimmt und abgegrenzt werden. Warum? Weil die Sprache allgemein und auch eine Einzelsprache als Fähigkeit des Sprechers aufgefaßt wird, Sätze zu bilden, und zwar alle in einer bestimmten Sprache korrekten Sätze. Deshalb stehen dann die Regeln für die Sätze an erster Stelle, und diese Regeln sind eben syntaktische Regeln. Es gilt dann wiederum die Syntax als zentral in der Sprachwissenschaft.

Wir sehen also, wie aus dem gleichen formalen Grund der Theorie jeweils eine verschiedene Gewichtung der Disziplinen gegeben ist.

Auch weit tiefere Unterschiede, auch Unterschiede innerhalb ein und derselben Strömung oder Ausrichtung, sind so zu erklären, d.h. durch die Auffassung vom Gegenstand oder durch die Auffassung von der Wissenschaft.

In der innerhalb des Strukturalismus stehenden *Glossematik* von Hjelmslev wird die Sprachwissenschaft fast wie eine mathematische Wissenschaft aufgefaßt, ausdrücklich wie eine Art "Algebra der Sprache", d.h. mit nicht benannten Instrumenten der Beschreibung. Man gibt nicht tatsächlich diesen oder jenen Inhalt an, sondern nennt etwas 'a' und etwas 'b', was im Grunde nur heißt 'das Andere', 'etwas anderes', 'nicht das Gleiche'. Man kann damit natürlich nicht einverstanden sein, aber man darf nicht einfach sagen: "Das ist mir zu abstrakt, ich ziehe es vor, konkreter vorzugehen und nicht einfach zu sagen, daß die Inhalte 'Mutter' und 'Vater' z.B. etwas Gemeinsames und etwas Verschiedenes haben, sondern daß das Gemeinsame zum Beispiel die Tatsache ist, daß das Elternteile sind."

Wir können das sicherlich einwenden, aber wie haben damit überhaupt nicht verstanden, um was es in der Glossematik eigentlich geht. Wenn wir diese Methode ablehnen wollen, müssen wir die Grundlage selbst mit Begründung ablehnen. Wir müssen sagen, daß das, was hier eigentlich das ganze Vorgehen bestimmt und motiviert, nicht annehmbar ist, und daher eine andere Auffassung von der Sprache vertreten. Das kritisierte Vorgehen hängt in der Glossematik eben mit der Sprachauffassung zusammen. Die Sprache wird als ein mathematisches Objekt aufgefaßt. Und für ein mathematisches Objekt, das heißt für ein rein formales Objekt, ist natürlich auch eine rein formale Behandlung die geeignete. Man müßte also zeigen, warum

die Sprache kein mathematisches Objekt ist, das heißt, man müßte zur Grundlage der Theorie selbst kommen.

Im *Bloomfieldismus* wird die Bedeutung zumindest explizit nicht berücksichtigt. Sie wird als Gegenstand der Untersuchung, als tatsächliche Semantik, ausgeklammert, insbesondere was die lexikalische Semantik betrifft. Sie wird auch nicht als Kriterium für die Unterscheidung anderer Aspekte der Sprache verwendet, obwohl Bloomfield ausdrücklich die sprachliche Form als eine Form mit Bedeutung definiert. Man hat viel über diese Ausklammerung der Bedeutung im Bloomfieldismus diskutiert, aber jeweils nicht vom Gesichtspunkt des tatsächlichen Prinzips aus.

Auch hier geht es um die innere Kohärenz, die Strenge des Bloomfieldismus. Die Kohärenz besteht diesmal mit der Auffassung von der Wissenschaft, nicht mit der Auffassung von der Sprache. Im Bloomfieldismus wird ohne weiteres zugegeben, daß die Sprache Form mit Bedeutung ist. Das gehört sogar zu den Definitionen, die Bloomfield in seinem Buch *Language* gibt. Aber es wird angenommen, daß die Bedeutung als etwas Inneres, das nur im Bewußtsein festzustellen ist, mit einer streng wissenschaftlichen Methode nicht zu beschreiben ist. Die streng wissenschaftliche Methode ist im Bloomfieldismus die behavioristische Methode. Diese Methode besagt, daß die Wissenschaft nur das feststellen kann, was in der Außenwelt physisch gegeben ist und was auch eine gut konstruierte Maschine feststellen könnte. Das bedeutet, daß nur das Verhalten Gegenstand der Betrachtung ist, und die Bedeutung gehört eben nicht zum äußeren Verhalten. Man darf sich nicht auf Introspektion, d.h. auf das, was man als Sprecher weiß, beziehen, wenigstens nicht als Wissenschaftler.

Dies ist ein Opfer, ein Opfer auch der Kohärenz im Falle des Bloomfieldismus. Man kann damit natürlich nicht einverstanden sein, man muß aber wiederum, um diese Auffassung abzulehnen, gerade das Prinzip selbst, die Grundlage diskutieren. Das heißt man muß diesen Begriff von "Wissenschaftlichkeit" ablehnen, nicht etwa die Tatsache der Ausklammerung der Bedeutung als solche, denn das ist nur eine Manifestation der Kohärenz mit einer bestimmten Auffassung von Wissenschaftlichkeit.

## Literaturverzeichnis

- Adelung, Johann Christoph (1793-1801): Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten. 4 Bde. Leipzig (1. Aufl. 1774-1786).
- Aldrete, Bernardo (1972-75): Del origen y principio de la lengua Castellana ò romance que oi se usa en Espana. ed. facs. y estudio de Lidio Nieto Jiménez. Madrid. (auch: Hildesheim/New York. 1970).
- Apollonius Dyscolus (1965): De constructione libri 4. In: Quae supersunt (Werke), ed. R. Schneider et G. Uhlig. Hildesheim (= Reprogr. Nachdr. der Ausgabe Lipsiae. 1878-1910). - Übers.: Des Apollonios Dyskolos Vier Bücher über die Syntax, übers. u. erl. v. A. Buttmann. Berlin 1877.
- Aristoteles (1925): Kategorien - Lehre vom Satz (Peri hermeneias). Übers. v. Rohlf. Hamburg.
- Aristoteles (1967): Physikvorlesung. Übers. v. Hans Wagner. Darmstadt.
- Arnauld, Antoine (1685): La logique ou l'art de penser. Amsterdam. 5. Aufl. (Übers: Die Logik oder die Kunst des Denkens. Darmstadt 1972).
- Arnauld, Antoine / Lancelot, Claude (1676): Grammaire générale et raisonnée. Troisième Edition Paris. (1.A. 1660). Ed. critique par Herbert E. Brekle. Stuttgart-Bad Canstatt 1966.
- Augustinus, Aurelius (1974): De magistro liber unus (Der Lehrer). In: Werke in deutscher Sprache (lat. und deutsch), übers. von Carl Johann Perl. 3. Aufl. Straßburg/Paderborn.
- Bally, Charles de (1926): Le langage et la vie. Paris.
- Bartoli, Matteo Giulio (1925): Introduzione alla neolinguistica. Ginebra.
- Baudouin de Courtenay, Jan Niecislaw (1895): Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen: ein Capitel aus der Psychophonetik. Straßburg.
- Beauzée, Nicolas (1974): Grammaire générale ou exposition raisonnée des éléments nécessaires du langage, pour servir de fondement à l'étude de toutes les langues. Nouvelle impr. en facs. de l'éd. de 1767. Stuttgart.
- Bello, Andres (1981): Grammatica de la lengua castellana: destinada al uso de los Americans. Ed. crit. de Ramón Trujillo. Santa Cruz de Teneriffa.

- Benveniste, Emile (1966): *Problèmes de linguistique générale*. Paris. Übers: Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München 1974.
- Bloomfield, Leonard (1914): *Introduction to the Study of Language*. New York.
- Bloomfield, Leonard (1933): *Language*. New York.
- Bonamy, Pierre Nicolas (1975): *Vier Abhandlungen zum Vulgärlatein und zur Frühgeschichte des Französischen*. Tübingen. Hrsg. v. J. Albrecht, mit einem Vorwort von E. Coseriu. Tübingen.
- Bopp, Franz (1816): *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache [...]*, Frankfurt: Andreäische Buchhandl. [Neudruck Hildesheim: Olms 1975]
- Bopp, Franz (1868-1871): *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen*. 4 Bde. Berlin. 3. Aufl.
- Borges, Jorge Luis (1969): *Labyrinthe. Erzählungen*. München. 2. Aufl.
- Brentano, Franz (1911): *Aristoteles und seine Weltanschauung*. Leipzig.
- Brugmann, Karl (1933): *Kurze Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Unv. Neudruck. Berlin.
- Brugmann, Karl/ Delbrück, Berthold (1886-1893): *Grundriß der Vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Straßburg.
- Brunetière, Ferdinand (1919-1921): *Histoire de la littérature française classique*. Bde. 1-4. Paris.
- Cassirer, Ernst (1910): *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*. Berlin.
- Cassirer, Ernst (1942/1961): *Zur Logik der Kulturwissenschaften*. Göteborg. 2. unv. Auflage Darmstadt.
- Chomsky, Noam (1957): *Syntactic Structures*. Den Haag.
- Chomsky, Noam (1965): *Aspects of the theory of Syntax*. Cambridge.
- Cittadini, Celso (1983): *Trattato della vera origine, e del processo, e nome della nostra lingua*. Venetia 1601. Nachdruck mit einer Einleitung u. Bibliogr. v. G. Schlemmer. Hamburg.
- Comte, Auguste (1968): *Oeuvres*. Introd. de Sylvain Périgon. Réimpr. de l'ed. Paris 1830-1894. Bd. 16. Paris. (darin: *Cours de philosophie positive*).
- Coseriu, Eugenio (1967): *L'arbitraire du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffs*. ASNS 204. S.81-112.

- Coseriu, Eugenio (1969): Einführung in die strukturelle Linguistik. Vorlesung WS 1967/68, hrsg. v. G. Narr und R. Windisch. Tübingen.
- Coseriu, Eugenio (1981): Lecciones de lingüística general. Madrid. (deutsch 1988: Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft. Tübingen: Francke UTB).
- Croce, Benedetto (1902): Estetica come scienza dell' espressione e linguistica generale. Milano/Palermo/Napoli. 1902. (Übers: Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik. Übers. v. K. Federn. Leipzig 1905)
- Dante Alighieri (1957): De vulgari eloquentia. Ed. Pier Giorgio Ricci. 3. Aufl. Firenze (Übers.: Über das Dichten in der Muttersprache. Sonderausgabe. Darmstadt 1964).
- Diez, Friedrich (1870-75): Grammatik der romanischen Sprachen. Dritte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Bd. 1-3 und ein Anhang. Bonn.
- Dilthey, Wilhelm (1959): Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte. 4. Aufl. Stuttgart/Göttingen (= Gesammelten Werke, Bd. 1).
- Dittrich, Ottmar (1903): Grundzüge der Sprachpsychologie. Halle a.S.
- Durkheim, Emile (1895): Les règles de la méthode sociologique. Paris. (Übers: Die Regeln der soziologischen Methode. In neuer Übersetzung hrsg. u. eingel. von R. König. Neuwied 1961)
- Elia, Silvio (1978): Orientacoes da Lingüística Moderna. Rio de Janeiro.
- Finck, Franz Nikolaus (1910): Die Haupttypen des Sprachbaus. Stuttgart.
- Firth, J.R. (1957): Papers in Linguistics, 1934-1951. London.
- Focillon, Henri (1947): Vie des formes. 3. éd. Paris.
- Frei, Henri (1929): La grammaire des fautes. Paris: Geuthner.
- Gabelentz, Georg von der (1972): Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Tübingen (Neudruck, zuerst: Leipzig 1891 und 1901).
- Gellius, Aulus (1968): Noctes atticae. Ed. P. K. Marshal. 2 Bde. Oxonii. (Übers: Die attischen Nächte des Aulus Gellius. Übers. v. Fritz Weiss. Leipzig 1875/76).
- Georges, Karl Ernst (1913): Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. 8. Aufl. Hannover/Leipzig

- Gilliéron, Jules (1921): *Pathologie et therapeutique verbales*. Paris.
- Gilliéron, Jules / Edmont, E. (1902-1910): *Atlas linguistique de la France*. Paris.
- Glinz, Hans (1968): *Begriffsentwurf, Experiment und Interpretation und ihre Rolle in verschiedenen Richtungen der Sprachwissenschaft*. In: *Proceedings of the 8th International Congress of Linguists*. Oslo, 842-847 (Wieder in: Moser, H.(Hrsg.) (1962): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt, 36-41).
- Grammont, Maurice (1895): *La dissimulation consonantique dans les langues indo-européennes et dans les langues romanes*. Dijon.
- Guillaume, Gustave (1964): *Langage et science du langage*. Paris.
- Hanslick, Eduard (1854): *Vom Musikalisch-Schönen*. Leipzig.
- Harris, James (1967): *Hermes or: a Philosophical Inquiry concerning Language and Universal Grammar*. London 1751. Neudruck: Menston.
- Harris, Zellig S. (1957): *Methods in structural linguistics*. 3. Aufl. Chicago 1957. Oder: *Structural linguistics*. 5. Aufl. Chicago 1961.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970): *Enzyklopädie der Philosophischen Wissenschaften*. In: *Werke*, ed. E. Moldenhauer u. K.M. Michel. 20 Bde. Frankfurt/Main. Bd 8-10.
- Helbig, Gerhard (1973): *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. Unter dem besonderen Aspekt der Grammatiktheorie*. Leipzig. 1971. 2. Aufl. München.
- Herbart, Johann Friedrich (1964): *Sämtliche Werke*. Hrsg. von K. Kehrbach und O. Flügel. Neudr. Bd. 119. Aalen.
- Hjelmslev, Louis (1943): *Omkring sprogteoriens grundlaeggelse*. Kopenhagen (engl. Übers. 1963: *Prolegomena to a theory of Language*. Madison, Wisc., deutsche Übers. 1974: *Prolegomena zu einer Sprachtheorie*. München).
- Humboldt, Wilhelm von (1963): *Schriften zur Sprachphilosophie*. Hrsg. v. A. Flitner u. K. Giel. In: *Werke in 5 Bänden*. Darmstadt. Band 3. Darmstadt.
- Husserl, Edmund (1900/1901): *Logische Untersuchungen*. Halle.
- Isidor von Sevilla (1951): *Etimologias. Versión castellana total. Introd. general e indices científicos de Santiago Montero Diaz*. Madrid.
- Jakobson, Roman (1974): *Form und Sinn: sprachwissenschaftliche Betrachtungen*. München.
- Jones, Daniel (1950): *The Phoneme: its Nature and Use*, Cambridge.

- Kant, Immanuel (1957-60): Werke in 6 Bänden. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Wiesbaden.
- Kern, Franz (1883): Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. Berlin.
- Kern, Franz (1884): Grundriß der deutschen Satzlehre. Berlin.
- Labov, William (1972): Sociolinguistic Patterns. Philadelphia.
- Lerch, Eugen (1933): Französische Sprache und Wesensart. Frankfurt/Main.
- Madvig, J.N. (1842): Ueber Wesen, Entwicklung und Leben der Sprachen. In: kleine philologische Schriften. Leipzig 1875. S.81-116. Wieder in: Sprachtheoretische Abhandlungen. Mendsgaard 1971 . S. 81-116.
- Malmberg (1959): Nyä Vågar inom Sprakforskningen. Stockholm.
- Marr, Nikolaj: Über die Entstehung der Sprache. In: Stalin, J. (1968): Marxismus und Fragen der Spachwissenschaft. Hrsg. H. P. Gente . München.
- Martinet, Henri (1955): Economie des changements phonetiques: traité de phonologie diachronique. Berne.
- Meillet, Antoine (1951-1965): Linguistique historique et linguistique générale. Paris.
- Meillet, Antoine (1958): Comment les mots changent de sens. In: Linguistique historique et linguistique générale. S.230-271. Paris.
- Meiner, Johann Werner (1971): Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeinen Sprachlehre. Leipzig. 1781. Neudruck Stuttgart - Bad Canstatt.
- Meyer-Lübke, Wilhelm (1890-1902): Grammatik der romanischen Sprachen. 4 Bde. Leipzig.
- Meyer-Lübke, Wilhelm (1935): Romanisches etymologisches Wörterbuch. 3. Aufl. Heidelberg.
- Migliorini, Bruno (1927): Dal nome proprio al nome comune. Genève.
- Muratori, Lodovico Antonio (1964): Opere. A cura di Giorgio Falco e Fiorenzo Forti. Milano.
- Nebrija, Antonio de (1946): Gramática Castellana. Ed. Pascual Galindo Romeo y Luis Ortiz Munoz. Madrid.
- Pacioli, Luca (1982): De Divina proportione. Facs. Introduzione di Augusto Marioni. Milano.

- Pagliari, Antonio (1957): *Corso di glottologia*. Roma.
- Pedrolo, Manuel de (1979): *Baixen a recules i amb les mans alcades*. Barcelona.
- Pirandello, Luigi (1930): *Sei personaggi in cerca d'autore*. *Commedia da fare*. Settima edizione Milano.
- Raynouard, M. (1821): *Grammaire comparée des Langues de l'Europe latine, dans leurs rapports avec la langue des troubadours*. Paris.
- Rickert, Heinrich (1899): *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*. Freiburg i. Br.
- Sapir, Edward (1921): *Language*. New York. 1921. (Dt. Übers. 1972: *Die Sprache. Eine Einführung in das Wesen der Sprache*. 2. A. München.)
- Saussure, Ferdinand de (1916): *Cours de linguistique générale*. Publié par Ch. Bally et A. Sechehaye. Paris.
- Scaliger der Jüngere (1610): *Diatriba de Europaeorum linguis*. In: *Opuscula varia antehac non edita*. Paris.
- Scaliger, Julius Caesar (1540): *De causis linguae latinae*. Genevae.
- Schleicher, August (1866): *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen: kurzer Abriß einer Laut- und Formenlehre*. 2. Aufl Weimar.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel E. (1977): *Hermeneutik und Kritik*. Hrsg. und eingel. von Manfred Frank. Frankfurt/Main.
- Schottel(ius), Justus Georg (1663): *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache*. Braunschweig. Neudruck Tübingen 1967.
- Sommerfelt, Alf (1925): *La langue et la société: Caractères d'une langue de type archaïque*. Oslo.
- Spencer, Herbert (1905): *First Principles of Synthetic Philosophy*. Heidelberg. 1905.
- Spitzer, Leo (1931): *Romanische Stil- und Literaturstudien*. Marburg/Lahn.
- Stalin, Josef (1968): *Marxismus und Fragen der Sprachwissenschaft*. München.
- Steinthal, Hermann (1850): *Die Classification der Sprache: dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee*. Berlin.
- Steinthal, Hermann (1888): *Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens: eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten*. 4. Aufl. Berlin.

- Sweet, Henry (1906): *A Primer of Phonetics*. 3. Aufl. Oxford.
- Taine, Hippolyte (1865): *Philosophie de l'Art*. Paris. (Übers.: *Philosophie der Kunst*. Übertragen von E. Hardt. 2. Aufl. Jena o.J.)
- Tesnière, Lucien (1967): *Eléments de syntaxe structurale*. Paris. (Dt. Übers.: *Grundzüge der strukturellen Syntax*, übers. v. U. Engel. Stuttgart 1980)
- Thomas von Aquin (1980): *Werke*, ed. Roberto Busa. Bd 1-7. Stuttgart.
- Thurot, Francois (1796): *J.Harris: Hermès, ou Recherches philosophiques sur la grammaire universelle*. Traduction et remarques. Paris.
- Togoby, Knud (1951): *Structure immanente de la langue française*. Copenhague.
- Tolomei, Claudio (1974): *Il Cesano de la lingua Toscana*. Ed. critica a cura di O.C. Pollido. Firenze.
- Trier, Jost (1931): *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes*. Bd. I. Heidelberg.
- Trubetzkoy, Nikolai (1918): *Grundzüge der Phonologie*. Göttingen. 5. Aufl. 1971.
- Uexküll, Jakob von (1980): *Kompositionslehre der Natur. Biologie als undogmatische Naturwissenschaft. Ausgewählte Schriften*. Hg. u. eingel. von Thure v. Uexküll. Frankfurt/Main, Berlin, Wien.
- Vico, Giambattista (1953): *La Scienza nuova*, ed. F. Nicolini. 4. ed. Bari.
- Vossler, Karl (1904): *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft - Eine sprachphilosophische Untersuchung*. Heidelberg.
- Vossler, Karl (1905): *Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Eine theoretische Untersuchung mit praktischen Beispielen*. Heidelberg.
- Vossler, Karl (1913): *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur klassischen Neuzeit*. Heidelberg.
- Vossler, Karl (1921): *Geschichte der französischen Schriftsprache. Von den Anfängen bis zur klassischen Neuzeit*. Heidelberg.
- Vossler, Karl (1929): *Frankreichs Kultur und Sprache. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 2. Aufl.
- Wahrig, Gerhard (1978): *dtv-Wörterbuch der deutschen Sprache*. München.
- Warren, Austin/ Wellek, André (1949): *Theory of literature*. New York. 1949. Übers.: *Theorie der Literatur*. Frankfurt/Main, Berlin 1968.)

- Weisgerber, Leo (1929): Muttersprache und Geistesbildung. Göttingen. 2.Auflage 1939.
- Weigerber, Leo (1963): Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen. Düsseldorf.
- Whorf, Benjamin Lee (1956/1963): Language, Thought, and Reality. Selected writings, ed. by J.B. Carroll. Cambridge, Mass.: MIT Press u.a. (deutsch 1963: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt).
- Wilmanns, Wilhelm (1895-1909): Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel-, Neuhochdeutsch. Straßburg.
- Windelband, Wilhelm (1904): Geschichte und Naturwissenschaft. Rede zum Antritt des Rektorats der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg gehalten am 1. Mai 1894. 3. Aufl. Straßburg.
- Wölfflin, Heinrich (1921): Das Erklären von Kunstwerken. Leipzig.
- Wundt, Wilhelm (1912): Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. Leipzig. 3. Aufl.